INDOGERMANISCHE BIBLIOTHEK

HERAUSGEGEBEN VON

H. HIRT UND W. STREITBERG

ERSTE ABTEILUNG

SAMMLUNG INDOGERMANISCHER LEHR- UND HANDBÜCHER

I. REIHE: GRAMMATIKEN

VIERZEHNTER BAND

EINFÜHRUNG IN DAS STUDIUM DER INDOGERMANISCHEN SPRACHWISSENSCHAFT

VON

JOS. SCHRIJNEN

ÜBERSETZT VON

WALTHER FISCHER

HEIDELBERG 1921

CARL WINTER'S UNIVERSITÄTSBUCHHANDLUNG

S 3797 ha
.Gfi

EINFÜHRUNG IN DAS STUDIUM DER INDOGERMANISCHEN SPRACHWISSENSCHAFT

MIT BESONDERER BERÜCKSICHTIGUNG DER KLASSISCHEN UND GERMANISCHEN SPRACHEN

VON

DR. JOS. SCHRIJNEN

PROFESSOR AN DER REICHSUNIVERSITÄT UTRECHT

BIBLIOGRAPHIE — GESCHICHTLICHER ÜBERBLICK — ALLGEMEINE PRINZIPIEN — LAUTLEHRE

ÜBERSETZT VON

DR. WALTHER FISCHER

PRIVATDOZENT AN DER UNIVERSITÄT WÜRZBURG

506501
20. 4. 50

HEIDELBERG 1921

CARL WINTER'S UNIVERSITÄTSBUCHHANDLUNG

Verlags-Nr. 1641.

Alle Rechte, besonders das Recht der Übersetzung in fremde Sprachen, werden vorbehalten.

Printed in Germany.

Vorwort des Übersetzers.

Vorliegende Übersetzung der *Handleiding bij de Studie der Vergelijkende Indogermaansche Taalwetenschap* von J. Schrijnen (Leiden 1917)[1]) wurde auf Anregung deutscher akademischer Kreise im Einverständnis mit dem Herrn Verfasser unternommen. Während an großen vortrefflichen Werken über den gesamten Gegenstand kein Mangel ist, ist immer noch Raum für ein gediegenes Buch mäßigen Umfanges, das — vor allem für die Bedürfnisse des Anfängers berechnet — zunächst in die äußere Geschichte und die allgemeine Prinzipienlehre der indogermanischen Sprachwissenschaft einführt, die wesentlichsten Tatsachen der schwierigen Lautlehre in knapper Form darstellt und wichtige Erscheinungen aus dem Gebiete der Morphologie, wie Ablaut und Wurzellehre, erörtert.

Die Eigenart des Schrijnenschen Buches besteht darin, daß es der so wichtigen allgemeinen Sprachwissenschaft weit mehr Platz einräumt, als dies in Werken ähnlichen knappen Umfangs der Fall zu sein pflegt. Dabei läßt es auch die kulturgeschichtliche und soziale Sprachforschung, die in unseren Tagen einen so verheißungsvollen Aufschwung genommen hat, zu ihrem vollen Rechte kommen. Die jedem Abschnitt beigegebenen reichhaltigen bibliographischen Hinweise werden sich von besonderem praktischen Werte erweisen.

Die Übersetzung ist in der Hauptsache eine getreue Wiedergabe des niederländischen Originals; doch kam dem Buche eine eingehende Durchsicht W. Streitbergs zugute,

[1]) Das niederländische Original ist eine Erweiterung und völlige Umarbeitung der früher erschienenen kürzeren *Inleiding tot de Studie der Vergelijkende Indogermaansche Taalwetenschap* (Leiden 1905).

auf dessen Anregung die meisten der vorgenommenen Änderungen und Zusätze zurückgehen. Auch vom Verfasser und vom Übersetzer wurden einige kleinere Striche und Zusätze angebracht. Außerdem wurden viele der niederländischen Beispiele durch entsprechende deutsche ersetzt und besonders die bibliographischen Angaben im Hinblik auf deutsche Benutzer ergänzt.

Für freundliche Mithilfe bei der Durchsicht der Druckbogen ist der Übersetzer den Herren Universitätsprofessoren Drerup und Havers (Würzburg) zu großem Danke verpflichtet. Sein wärmster Dank aber gebührt dem Mitherausgeber der Sammlung, Herrn Universitätsprofessor W. Streitberg, der ihm jederzeit mit Rat und Auskunft bereitwilligst zur Seite stand und alle Korrekturen mitlas.

Würzburg, im Sommer 1921.

Erklärung der Abkürzungen.

Ein * vor einem Worte bedeutet, daß es erschlossen ist (Rekonstruktionsform).

$>$ = geworden zu.
$<$ = entstanden aus.
$\dot{a}$ = offenes a; $\dot{a}$ = geschlossenes a usw.

abulg. = altbulgarisch.
ae. = altenglisch.
äol. = äolisch.
ahd. = althochdeutsch.
air. = altirisch.
an. = altnordisch.
anl. = anlautend.
arm. = armenisch.
as. = altsächsisch.
att. = attisch.
ausl. = auslautend.
avest. = avestisch.
böot. = böotisch.
d. = deutsch.
dial. = dialektisch.
dor. = dorisch.
engl. = englisch.
ep. = episch.
fr., frz. = französisch.
frie. = friesisch.
germ. = germanisch.
got. = gotisch.
gr. = griechisch.
hd. = hochdeutsch.
hom. = homerisch.
idg. = indogermanisch.
inl. = inlautend.
isl. = isländisch.
ital. = italisch.
kelt. = keltisch.
kymr. = kymrisch.
lak. = lakonisch.
l., lat. = lateinisch.
lesb. = lesbisch.
lett. = lettisch.
limbg. = limburgisch.
lit. = litauisch.
mhd. = mittelhochdeutsch.
mir. = mittelirisch.
mnl. = mittelniederländisch.
nhd. = neuhochdeutsch.
nl., ndl. = niederländisch.
osk. = oskisch.
skr. = sanskrit.
sl., slav. = slavisch.
slov. = slovenisch.
thess. = thessalisch.
umbr. = umbrisch.
urg. = urgermanisch.
ved. = vedisch.
vlglt. = vulgärlateinisch.
Wz. = Wurzel.

CIG. = Corpus inscriptionum graecarum.
CIL. = Corpus inscriptionum latinarum.

Siehe auch die Abschnitte Bibliographie und Lautbezeichnung.

Inhalt.

Seite

Erster Abschnitt.

Bibliographie 1

Zweiter Abschnitt.

Geschichtlicher Überblick 20

Dritter Abschnitt.

Allgemeine Prinzipien 39

1. Ziel und Methode der indogermanischen Sprachwissenschaft. — Allgemeine Sprachwissenschaft 39
2. Einteilung der Sprachen, insbesondere der indogermanischen 42
3. Das indogermanische Stammland. — Geographische Verbreitung der indogermanischen Sprachgruppe . . 56
4. Verwandtschaftsbeziehungen der indogermanischen Sprachen 63
5. Wird die Sprache reicher oder ärmer? 69
6. Das Problem vom Ursprung der Sprache 72
7. Sprache und Schrift 76
8. Sprache und Volk. — Die Einheitssprache 78
9. Sprachveränderung. — Lautgesetze 82
10. Dialektbildung. — Dialekt und Gemeinsprache . . . 92
11. Soziale Sprachforschung 102
12. Psychologische Sprachforschung 124
13. Bedeutungslehre oder Semantik 145

Vierter Abschnitt.

Lautlehre.

Erstes Kapitel.

Allgemeine Prinzipien der physiologischen Lautlehre . . 174

1. Die Sprechwerkzeuge 174
2. Einteilung der Sprachlaute 178
3. Funktion der Sprachlaute und Lautverbindungen . . 186
4. Experimentelle Phonetik 187
5. Lautbezeichnung und Aussprache 192

Seite

Zweites Kapitel.

Die Lehre vom Akzent 195
1. Die verschiedenen Arten des Akzentes 195
2. Der indogermanische Akzent 199
3. Das Wesen des griechischen und lateinischen Akzentes 206

Drittes Kapitel.

Wort und Wurzel 208
1. Wurzel, Stamm, Suffix, Endung 208
2. Wurzel und Basis. — Zweisilbige Wurzeln 211
3. Allgemeiner und besonderer Lautwandel. — Sandhi-Erscheinungen. — An- und Auslautsgesetze 213

Viertes Kapitel.

Die indogermanischen Laute 242

A. Die Vokale.

1. Das indogermanische Vokalsystem. — Das Palatalgesetz 242
2. Die Vokale in den indogermanischen Sprachen . . . 244
3. Die Vokale im Griechischen, Lateinischen und Gemeingermanischen 246
4. Die Diphthonge in den indogermanischen Sprachen . 251
5. Die Diphthonge im Griechischen, Lateinischen und Gemeingermanischen 252

B. Die Halbvokale.

1. Konsonantisches *i* und *u* in den indogermanischen Sprachen 254
2. Konsonantisches *i* und *u* im Griechischen, Lateinischen und Gemeingermanischen 256

C. Die Liquiden und Nasale.

1. Die Liquiden und Nasale als Konsonanten in den indogermanischen Sprachen. — Fortunatovs Gesetz . . . 261
2. Die Liquiden und Nasale als Konsonanten im Griechischen, Lateinischen und Gemeingermanischen 263
3. Die Liquiden und Nasale als Sonanten in den indogermanischen Sprachen 265
4. Die Liquiden und Nasale als Sonanten im Griechischen, Lateinischen und Gemeingermanischen 269

Fünftes Kapitel.

Die Ablauterscheinungen 272
1. Quantitaver und qualitativer Ablaut 272
2. Die zweisilbigen Basen 281
3. Die Ablautreihen 284
4. Der sekundäre Ablaut 285

Seite

Sechstes Kapitel.

Die indogermanischen Geräuschlaute 288

A. Die Verschlußlaute.

1. Die indogermanischen Verschlußlaute. — Centum- und Satem-Sprachen 288
2. Lautverschiebung. — Grimms und Verners Gesetz . . 290
3. Die Labiale und Dentale in den indogermanischen Sprachen. — Grassmanns Gesetz 294
4. Die Labiale und Dentale im Griechischen und Gemeingermanischen 296
5. Die Gutturale im Indogermanischen 299
6. Die Gutturale im Griechischen, Lateinischen und Gemeingermanischen 301

B. Die Spiranten.

1. Die Spiranten in den indogermanischen Sprachen . . 307
2. Die Spiranten im Griechischen, Lateinischen und Gemeingermanischen 307

Siebentes Kapitel.

Wurzelvariation 313

1. Wurzelvariation. — Metathesis. — Reduplikation . . 313
2. Wurzeldeterminative und Präformanten 315

Namenverzeichnis 321

Sachverzeichnis 324

Wörterverzeichnis 328

a) Griechisch 328
b) Lateinisch 332
c) Gotisch 337
d) Neuhochdeutsch 338

Erster Abschnitt.

Bibliographie.[1]

I. Monographische Werke.

H. d'Arbois de Jubainville, Les premiers habitants de l'Europe[2]. Paris 1889—94.
G. I. Ascoli, Lettere glottologiche. Torino 1886. Deutsch u. d. T.: Sprachwissenschaftliche Briefe. Autorisierte Übersetzung v. Br. Güterbock. Leipzig 1887.
— — Studi critici. Firenze 1861—77. Deutsch u. d. T.: Kritische Studien zur Sprachwissenschaft. Autorisierte Übersetzung v. Reinhold Merzdorf. Weimar 1878.
E. Audouin, De la déclinaison dans les langues indo-européennes. Paris 1898.

Ch. Bally, Le langage et la vie. Genève 1913.
Chr. Bartholomae, Studien zur idg. Sprachgeschichte. Halle 1890—91.
— — Arische Forschungen. Halle 1882—87.
— — Vorgeschichte der iranischen Sprachen.
— — Awestasprache und Altpersisch.
[Beides im Grundriß der iran. Philologie].
J. Bauer, Das Bild in der Sprache. Ansbach 1878.
J. und **Th. Baunack,** Studien auf dem Gebiete der griechischen und der arischen Sprachen. I. Leipzig 1886.
— — Die Inschrift von Gortyn. Leipzig 1885.

[1]) Diese Bibliographie dient der allgemeinen Orientierung. Es sind hier die vollständigen Titel der Werke verzeichnet, auf die am Schlusse der einzelnen Paragraphen verwiesen wird. Der abgekürzte Titel steht zwischen eckigen Klammern.

Fr. Bechtel, Die Hauptprobleme der indo-germanischen Lautlehre seit Schleicher. Göttingen 1892 [*Hauptprobleme*].
— — Über die Bezeichnungen der sinnlichen Wahrnehmungen in den indo-germanischen Sprachen. Weimar 1879.
— — Die einstämmigen männlichen Personennamen des Griechischen. Berlin 1898.
— — Die attischen Frauennamen. Göttingen 1902.
— — Die Vocalcontraction bei Homer. Halle 1908.
— — Lexilogus zu Homer. Halle 1914.
— — Die historischen Personennamen des Griechischen bis zur Kaiserzeit. Halle 1917.
— — Namenstudien. Halle 1917.
O. Behaghel, Die deutsche Sprache[5]. Wien und Leipzig 1911.
— — Geschichte der deutschen Sprache[4]. Straßburg 1916 (Grundriß der germ. Philologie III).
E. Berneker, Die preussische Sprache. Straßburg 1896.
Ph. Bersu, Die Gutturalen und ihre Verbindung mit *r* im Lateinischen. Berlin 1885.
M. van Blankenstein, Untersuchungen zu den langen Vokalen in der ē-Reihe. Göttingen 1911.
Fr. Blass, Über die Aussprache des Griechischen[3]. Berlin 1888.
M. Bloomfield, The origin of the recessive accent in Greek. Baltimore 1888.
— — On the probability of the existence of phonetic law. Baltimore 1884.
Festgruß **v. Böhtling,** Stuttgart 1888.
R. C. Boer, Oergermaansch Handboek. Haarlem 1918.
— — Oudnoorsch Handboek, Haarlem 1920.
E. Boisacq, Les dialectes doriens. Paris 1891.
E. Bourciez, Éléments de linguistique romane. Paris 1910.
P. v. Bradke, Über Methode und Ergebnisse der arischen Altertumswissenschaft. Gießen 1890.
H. Bradley, The making of English. London 1914.
W. Braune, Althochdeutsche Grammatik[3] und [4]. Halle 1911.
— — Gotische Grammatik[9]. Halle 1920.
R. Braungart, Die Urheimat der Landwirtschaft aller indogermanischen Völker. Heidelberg 1912.
M. Bréal, Essai de sémantique[3]. Paris 1904.
O. Brenner, Grundzüge der geschichtlichen Grammatik der deutschen Sprache. München 1896.
M. Brod und **F. Weltsch,** Anschauung und Begriff. Leipzig 1913.
A. Brückner, Die slavischen Fremdwörter im Litauischen. Weimar 1877.
K. Brugmann, Kurze vergl. Grammatik der indogermanischen Sprachen. Straßburg 1902—04 [*Kurze Gramm.*].
— — Zur Syntax der Pronomina in den indogermanischen Sprachen. Leipzig 1904.
— — Die Ausdrücke für den Begriff der Totalität in den indogermanischen Sprachen. Leipzig 1893—94.
— — Die Demonstrativpronomina der indogermanischen Sprachen. Leipzig 1904.

K. Brugmann, Die distributiven und die kollektiven Numeralia der indogermanischen Sprachen. Leipzig 1907.
— — Über das Wesen der sog. Wortzusammensetzung. Leipzig 1900.
— — Das Wesen der lautlichen Dissimilation. Leipzig 1909.
— — Verschiedenheit der Satzgestaltung. Leipzig 1918.
— — s. auch **Osthoff.**
Brugmann-Delbrück, Grundriß der vergleichenden Grammatik der indogermanischen Sprachen. I und II: Straßburg 1886—1892. Von der zweiten neubearbeiteten Auflage sind erschienen: I Einleitung und Lautlehre, 1897; II Lehre von den Wortformen und ihrem Gebrauch, 1. Teil 1906; 2. Teil 1909—1911; 3. Teil, 1. Lief. 1913; 2. Lief. 1916. — Band III, IV und V: Vergl. Syntax der idg. Sprachen 1893—1900. I und II von K. Brugmann, III, IV und V von B. Delbrück. [*Brugmann, Grundr.*].
Brugmann—Thumb, Griechische Grammatik[4]. München 1913 (Handbuch der klassischen Altertumswissenschaft II, 1).
Fr. Bücheler, Grundriß der latein. Deklination. Neu herausgeg. v. J. Windekilde. Bonn 1879.
Buck-Prokosch, Handbuch der oskisch-umbrischen Dialekte. Heidelberg 1914 (Indogerman. Bibliothek I, 1, 7).
C. D. Buck, A grammar of Oscan and Umbrian. Boston 1904.
— — Introduction to the study of the Greek dialects. Boston 1907.
S. Bugge, Altitalische Studien. Christiania 1878.
K. Bülbring, Altenglisches Elementarbuch I. Heidelberg 1902.
J. Byrne, General principles of the structure of language. London 1892.

A. Carnoy, Le Latin d'Espagne d'après les inscriptions[2]. Bruxelles 1906.
Ph. Colinet, Essai sur la formation de quelques groupes de racines indo-européennes. I. Les préformantes proto-aryennes. Gent-Leipzig-Löwen 1892.
H. Collitz, Die Entstehung der indo-iranischen Palatalreihe. Göttingen 1879 (Sonderabdruck aus BB. 3).
R. Conway, The Italic dialects. Cambridge 1897.
W. Corssen, Über Aussprache, Vocalismus, und Betonung der lat. Sprache. Leipzig 1858—59. 2. Aufl. 1868—70.
L. Coutureau et **L. Léau,** Histoire de la langue universelle. Paris 1903.
A. Cuny, Le nombre duel en grec. Paris 1906.
G. Curtius, Studien zur griech. und lat. Grammatik. Leipzig 1868—78.
— — Grundzüge d. griechischen Etymologie[5], unter Mitwirk. v. E. Windisch umgearbeitete Auflage. Leipzig 1879.
— — Das Verbum der griech. Sprache seinem Baue nach dargestellt[2]. Leipzig 1876—80.

O. A. Danielsson, Grammat. und etymolog. Studien. I. Upsala 1888.
— — Zur metrischen Dehnung im älteren griechischen Epos. Upsala 1897.
— — Epigraphica. Upsala 1890.

Ars. Darmesteter, La vie des mots étudiée dans leurs significations[5]. Paris 1892.
A. Dauzat, La philosophie du langage. Paris 1912.
— — La langue française d'aujourd'hui. Paris 1908.
— — La vie du langage. Paris 1910.
B. Delbrück, Syntaktische Forschungen. 1—5. Halle 1871—88.
— — Altindische Syntax Halle 1888. (= Bd. 5 der vorigen).
— — Grundfragen der Sprachforschung mit Rücksicht auf W. Wundt's Sprachpsychologie erörtert. Straßburg 1901.
— — Einleitung in das Sprachstudium[6]. Leipzig 1920 [*Sprachstudium*].
— — Die indogermanischen Verwandtschaftsnamen. Leipzig 1889.
K. Dieterich, Untersuchungen zur Geschichte der griech. Sprache. Leipzig 1898.
O. Dittrich, Grundzüge der Sprachpsychologie I. (Mit Atlas). Halle 1904.
— — Die Probleme der Sprachpsychologie. Leipzig 1913.

N. Ehrlich, Untersuchungen über die Natur der griechischen Betonung. Berlin 1912.
— — Zur indogermanischen Sprachgeschichte. Königsberg 1910.
K. O. Erdmann, Die Bedeutung des Wortes[2]. Leipzig 1910.
Ernout-Meltzer, Historische Formenlehre des Lateinischen. 2. u. 3. Aufl. Heidelberg 1920.
A. Ernout, Les éléments dialectaux du vocabulaire latin. Paris 1909 (Collection linguistique publ. par la société de linguistique III).

S. Feist, Europa im Lichte der Vorgeschichte. Berlin 1910.
— — Kultur, Ausbreitung und Herkunft der Indogermanen. Berlin 1913.
— — Indogermanen und Germanen[2]. Halle 1920.
A. Fick, Die ehemalige Spracheinheit d. Indogermanen Europas. Göttingen 1873.
— — Vorgriechische Ortsnamen. Göttingen 1905.
Fick-Bechtel, Die griechischen Personennamen[2]. Göttingen 1894.
Abhandlungen **August Fick** gewidmet (ΓΕΡΑΣ). Göttingen 1903.
F. N. Finck, Über das Verhältnis des balt.-slav. Nominalaccents zum Urindogermanischen. Marburg 1895.
— — Die Klassifikation der Sprachen. Marburg 1901.
— — Die Aufgabe und Gliederung der Sprachwissenschaft. Halle 1905.
— — Die Sprachstämme des Erdkreises. Leipzig 1909.
— — Die Haupttypen des Sprachbaues. Leipzig 1910.
W. Fischer, Die deutsche Sprache von heute. Leipzig 1914.
N. Flensburg, Zur Stammabstufung der mit Nasalsuffix gebildeten Praesentia im Arischen und Griechischen. Lund 1894.
— — Studien auf dem Gebiete der indogermanischen Wurzelbildung. I. Lund 1897.
K. Foy, Das Lautsystem der griech. Vulgärsprache. Leipzig 1879.
J. Franck, Mittelniederländische Grammatik[2]. Leipzig 1910.
— — Altfränkische Grammatik. Göttingen 1909.
E. Fränkel, Griechische Denominativa. Göttingen 1906.
— — Geschichte der griechischen Nomina agentis auf -τήρ, -τωρ,

-της (-τ-). Straßburg 1910—12 (Untersuchungen zur indogermanischen Sprach- und Kulturwissenschaft I. IV.).
S. Freud, Zur Psychopathologie des Alltaglebens[7]. Berlin 1921.

G. v. d. Gabelentz, Die Sprachwissenschaft[2]. Leipzig 1901.
J. H. Gallée, Altsächsische Grammatik[2]. Halle—Leiden 1910.
R. Gauthiot, La fin de mot en indo-européen. Paris 1913.
J. van Ginneken, Grondbeginselen der psychologische taalwetenschap. Lier 1904—05. Französisch u. d. T.: Principes de linguistique psychologique. Paris 1907.
— — Handboek der Nederlandsche Taal, Teil I und II. Nijmegen 1913, 14.
M. Grammont, La dissimilation consonantique dans les langues indo-européennes et dans les langues romanes. Dijon 1895.
C. Grandgent, An Introduction to Vulgar Latin. Boston 1908.
J. B. Greenough and **G. L. Kittredge,** Words and their ways in English speech. London 1902.
Th. v. Grienberger, Untersuchungen zur gotischen Wortkunde. Wien 1900.
J. Grimm, Deutsche Grammatik I[3]. Göttingen 1840. Neuer vermehrter Abdruck (nach der 2. Aufl.) bes. durch Wilh. Scherer. Berlin 1870; II. Neuer vermehrter Abdruck, bes. durch Wilh. Scherer. Berlin 1878; III. Neuer vermehrter Abdruck, bes. durch Gustav Roethe u. Edw. Schröder. Gütersloh 1890; IV. Neuer vermehrter Abdruck, bes. durch Gustav Roethe u. Edw. Schröder. Gütersloh 1898.
H. Güntert, Indogermanische Ablautprobleme. Straßburg 1916 (Untersuchungen zur indogermanischen Sprach- und Kulturwissenschaft VI).

Hale und **Buck,** A Latin Grammar. Boston und London 1903.
Mélanges **de Harlez,** Leyde 1896.
W. Hartel, Homerische Studien. I—III. Wien 1871—1874 (I[2] Berlin 1873).
G. N. Hatzidakis, Einleitung in die neugriechische Grammatik. Leipzig 1892.
W. Havers, Untersuchungen zur Kasussyntax der indogermanischen Sprachen. Straßburg 1911 (Untersuchungen zur indogermanischen Sprach- und Kulturwissenschaft III).
R. Hecht, Die griechische Bedeutungslehre. Leipzig 1888.
F. Heerdegen, Untersuchungen zur lateinischen Semasiologie. Erlangen 1875—81.
— — Lateinische Semasiologie. Berlin 1890.
V. Hehn, Kulturpflanzen und Haustiere[7] (hg. von **Schrader**). Berlin 1902.
W. L. von Helten, Middelnederlandsche spraakkunst. Groningen 1887.
V. Henry, Précis de la grammaire comparée du grec et du latin[6].
— — Antinomies linguistiques. Paris 1896.
— — Étude sur l'analogie en général et sur les formations analogiques de la langue grecque. Paris 1883.

G. Herbig, Kleinasiatisch-etruskische Namengleichungen. München 1914.
E. Hermann, Die Nebensätze in den griechischen Dialektinschriften. (Griechische Forschungen I). Leipzig 1912.
— — Sprachwissenschaftlicher Kommentar zu ausgewählten Stücken aus Homer. Heidelberg 1914 (Indogerman. Bibliothek II, 7).
E. Herzog, Die Lautgesetzfrage. Halle 1904 (Streitfragen der Romanischen Philologie I).
D. C. Hesseling, Het Afrikaansch. Leiden 1899.
A. Heusler, Altisländisches Elementarbuch². Heidelberg 1921.
H. Hirt, Handbuch der griechischen Laut- und Formenlehre². Heidelberg 1912 (Indogerman. Bibliothek I, 1, 2).
— — Der indogermanische Akzent. Straßburg 1895.
— — Der idg. Ablaut vornehmlich in seinem Verhältnis zur Betonung. Straßburg 1900.
— — Die Indogermanen, ihre Verbreitung, ihre Urheimat und ihre Kultur. Straßburg 1905—1907.
— — Etymologie der neuhochdeutschen Sprache². München 1921.
— — Geschichte der deutschen Sprache. München 1919.
— — Indogerm. Grammatik II: Der idg. Vokalismus. Heidelberg 1921.
O. Hoffmann, Die griechischen Dialecte in ihrem historischen Zusammenhange. Göttingen 1891—98.
— — Die Makedonen. Göttingen 1906.
— — Geschichte der griechischen Sprache I². Berlin u. Leipzig 1916 (Sammlung Göschen).
F. Holthausen, Altsächsisches Elementarbuch². Heidelberg 1921.
J. Hoops, Waldbäume und Kulturpflanzen im germanischen Altertum. Straßburg 1905.
— — Reallexikon der germanischen Altertumskunde, herausg. von von J. Hoops, IV Bände. Straßburg 1911—1919.
P. Horn, Grundriß der neu-persischen Etymologie. Straßburg 1893.
W. Horn, Histor. neuengl. Gramm. Straßburg 1908.
— — Sprachkörper und Sprachfunktion (Palaestra 135). Berlin 1921.
E. Hübner, Grundriß zu Vorlesungen über die lat. Grammatik². Berlin 1881.
H. Hübschmann, Das idg. Vocalsystem. Straßburg 1885 [*Vocalsyst.*].
— — Etymologie und Lautlehre der ossetischen Sprache. Straßburg 1887.
— — Persische Studien. Straßburg 1895.
— — Armenische Grammatik. I. Armenische Etymologie. Leipzig 1897.

A. V. W. Jackson, An Avesta grammar in comparison with Sanskrit. I. Stuttgart 1892.
H. Jacobi, Compositum und Nebensatz. Studien über die idg. Sprachentwicklung. Bonn 1897.
H. Jacobsohn, Der Aoristtypus ἆλτο und die Aspiration bei Homer. München 1908. (Sonderabdruck aus Philologus Bd. 67).
M. H. Jellinek, Beiträge zur Erklärung der germ. Flexion. Berlin 1891.
— — Geschichte der neuhochdeutschen Grammatik. Heidelberg 1913—1914.

O. Jespersen, Lehrbuch der Phonetik[2]. Leipzig 1911.
— — Progress in language. London 1894.
— — Phonetische Grundfragen. Leipzig 1904.
— — Elementarbuch der Phonetik. Leipzig 1912.
— — Growth and structure of the English Language[3]. Leipzig 1919.
K. F. Johansson, De derivatis verbis contractis linguae graecae quaestiones. Upsaliae 1886.
— — Beiträge zur griechischen Sprachkunde. Upsala 1891.
H. Jordan, Kritische Beiträge zur Geschichte der lat. Sprache. Berlin 1879.
C. Juret, Dominance et résistance dans la phonétique latine. Heidelberg 1913 (Studien zur lateinischen Sprachwissenschaft, herausg. von Niedermann-Vendryes I).

F. Kauffmann, Deutsche Grammatik[3]. Marburg 1918.
O. Keller, Latein. Volksetymologie und Verwandtes. Leipzig 1891.
H. Kern, Het aandeel van Indië in de geschiedenis der beschaving en de invloed der studie v. h. Sanskrit in de taalwetenschap. Leiden 1865.
Album **Kern.** Leiden 1903.
E. Kieckers, Die Stellung des Verbs im Griechischen und in den verwandten Sprachen I. Straßburg 1911 (Untersuchungen zur indogermanischen Sprach- und Kulturwissenschaft II).
J. King und **C. Cookson,** The principles of sound and inflexion as illustrated in the Greek und Latin languages. Oxford 1888.
A. Kirchhoff, Studien zur Geschichte des griechischen Alphabets. 4. Aufl. Berlin 1887.
F. Kluge, Deutsche Studentensprache. Straßburg 1895.
— — Nominale Stammbildungslehre der altgerm. Dialekte[2]. Halle 1899.
— — Die Elemente des Gotischen. Straßburg 1911 (Grundriß der german. Philologie[3] I).
— — Wortforschung und Wortgeschichte. Leipzig 1912.
— — Urgermanisch[3]. Straßburg 1913 (Grundriß der german. Philologie[3] II).
— — Deutsche Sprachgeschichte, Leipzig 1920.
A. Kock, Umlaut und Brechung im Altschwedischen. Lund u. Leipzig 1911—1916.
— — Die alt- und neuschwedische Accentuierung. Straßburg 1901.
P. Kretschmer, Einleitung in die Geschichte der griechischen Sprache. Göttingen 1896.
— — Die griechischen Vaseninschriften ihrer Sprache nach untersucht. Gütersloh 1894.
— — Die Entstehung der κοινή. Wien 1900.
— — Wortgeographie der hochdeutschen Umgangssprache. Göttingen 1916—18.
Fr. Kurschat, Grammatik der litauischen Sprache. Halle 1876.

O. Lagerkrantz, Zur griechischen Lautgeschichte. Upsala 1898.

G. Landgraf, Historische Grammatik der lat. Sprache III, 1. Leipzig 1913.
A. Lasch, Mittelniederdeutsche Grammatik. Halle 1916.
C. Lecoutere, Inleiding tot de Taalkunde en de Geschiedenis van het Nederlandsch. Brussel—Den Haag 1915.
J. van Leeuwen, Enchiridium dictionis epicae[2]. Leiden 1917.
S. Lefmann, Franz Bopp, sein Leben und seine Wissenschaft. Berlin 1891—97.
A. Leskien, Die Declination im Slavisch-Litauischen und Germanischen. Leipzig 1876.
— — Der Ablaut der Wurzelsilben im Litauischen. Leipzig 1884.
— — Die Bildung der Nomina im Litauischen. Leipzig 1891.
— — Grammatik der altbulgarischen Sprache. Heidelberg 1909.
— — Handbuch der altbulgarischen Sprache[5]. Weimar 1910.
— — Litauisches Lesebuch. Mit Grammatik und Wörterbuch. Heidelberg 1919.
E. Lidén, Studien zur altindischen und vergleichenden Sprachgeschichte. Upsala 1897.
— — Armenische Studien. Göteborg 1906.
— — Ein baltisch-slavisches Anlautgesetz. Göteborg 1899.
W. M. Lindsay, The Latin Language. Oxford 1894. Übers. v. H. Nohl u. d. T. Die lateinische Sprache. Leipzig 1897.
O. Lindelöf, Grundzüge der Geschichte der englischen Sprache. Leipzig 1912.
R. Loewe, Die Reste der Germanen am Schwarzen Meere. Halle 1896.
— — Die ethnische und sprachliche Gliederung der Germanen. Halle 1899.
— — Germanische Sprachwissenschaft[3]. I und II. Leipzig 1918 (Sammlung Göschen).
A. Ludwig, Agglutination oder Adaption? Prag 1873.
— — Über den Begriff „Lautgesetz". Prag 1894.
K. Luick, Historische Grammatik der englischen Sprache. 2 Bde. Leipzig 1914 ff. (Im Erscheinen).

G. H. Mahlow, Die langen Vocale **a, e, o** in den europ. Sprachen. Berlin 1879.
J. Mansion, Les gutturales grecques. Gand-Paris 1904.
L. Masing, Die Hauptformen des serbisch-chorwatischen Accents. Petersburg 1876.
G. Meyer, Griechische Grammatik[3]. Leipzig 1896.
— — Essays und Studien zur Sprachgeschichte und Volkskunde. Straßburg I. 1885, II. 1893.
— — Albanesische Studien I—V, Wien 1883—96.
— — Die latein. und roman. Lehnworte im Neugriechischen. Wien 1895.
Leo Meyer, Vergl. Grammatik der griechischen und lat. Sprache. Berlin 1861—65; I[2], 1882—84.
W. Meyer-Lübke, Einführung in das Studium der romanischen Sprachwissenschaft. Heidelberg[3] 1920.
— — Grammatik der romanischen Sprachen. I—IV. Leipzig 1890 bis 1901.

A. Meillet, De indo-europaea radice *men* 'mente agitare'. Parisii 1897.
— — Introduction à l'étude comparative des langues indo-européennes[4]. Paris 1915. Deutsche Übersetzung von W. Printz. Leipzig-Berlin 1909.
— — Notes d'étymologie grecque. Paris 1896.
— — Etudes sur l'étymologie et le vocabulaire du vieux-slave. Paris 1902.
— — Recherches sur l'emploi du génétif-accusatif en vieux-slave. Paris 1902.
— — Esquisse d'une grammaire comparée de l'arménien classique. Vienne 1903.
— — De quelques innovations de la déclinaison latine. Paris 1906.
— — Les dialectes indo-européens. Paris 1908 (Collection linguistique publ. par la société de linguistique I).
— — Aperçu d'une histoire de la langue grecque[2]. Paris 1920. (deutsch von H. Meltzer: Geschichte des Griechischen. Heidelberg 1920).
— — Caractères généraux des langues germaniques. Paris 1917.
— — Les langues dans l'Europe nouvelle. Paris 1918.
— — Linguistique historique et linguistique générale, Paris 1921.
Mélanges **Meillet,** Paris 1902.
R. Meister, Die griechischen Dialekte auf Grundlage von Ahrens' Werk „de graecae linguae dialectis" dargestellt. I und II. Göttingen 1882—89.
K. Meisterhans-Schwyzer, Grammatik der attischen Inschriften[3]. Berlin 1900.
R. Meringer, Indogermanische Sprachwissenschaft[3]. Leipzig 1903 (Sammlung Göschen).
— — Beiträge z. Geschichte d. idg. Declination. Wien 1891.
— — Aus dem Leben der Sprache. Berlin 1908.
R. Meringer und **K. Mayer,** Versprechen und Verlesen. Stuttgart 1895.
Fr. Miklosich, Vergleichende Grammatik d. slavischen Sprachen I—IV[2]. Wien 1875—83.
J. J. Mikkola, Urslavische Grammatik. Einführung in das vergleichende Studium der slavischen Sprachen I. Heidelberg 1913 (Indogerman. Bibliothek I, 11).
H. Möller, Semitisch und Indogermanisch. I. Kopenhagen 1906.
— — Vergleichendes indogermanisch-semitisches Wörterbuch. Göttingen 1911.
D. B. Monro, A grammar of the Homeric dialect[2]. Oxford 1891.
M. Much, Die Heimat der Indogerm. im Lichte der urgeschichtlichen Forschung. Berlin 1902.
Fred. Muller, De veterum, imprimis Romanorum studiis etymologicis. I. Utrecht 1910.
Max Müller, Chips from a German workshop I—IV. London 1867—75 (deutsch: Essays 1869—76).

E. Nachmanson, Laut- und Formenlehre der magnetischen Inschriften. Upsala 1903.
— — Beiträge zur Kenntnis der altgriechischen Volkssprache. Upsala 1910.

M. Niedermann, ĕ und ĭ im Lateinischen. Darmstadt 1897.
— — Historische Lautlehre des Lateinischen[2]. Heidelberg 1911.
Kr. Nyrop, Grammaire historique de la langue française. 1—5. (Band V in Vorbereitung). Kopenhagen 1913.
Nyrop-Vogt, Das Leben der Wörter. Leipzig 1903.
A. Noreen, Abriß der urgermanischen Lautlehre. Straßburg 1894.
— — Altisländische und altnorwegische Grammatik[3]. Halle 1903.
— — Altschwedische Grammatik. Halle 1904.
— — Abriß der altnordischen Grammatik[3]. Halle 1913.
— — Geschichte der Nordischen Sprachen[3], Straßburg 1913 (Grundriß der germ. Philol. IV).

H. Osthoff, Forschungen im Gebiete der indogerm. nominalen Stammbildung. Jena 1875—76.
— — Zur Geschichte des Perfects im Indogerm. mit besond. Rücksicht auf Griechisch und Lateinisch. Straßburg 1884.
— — Vom Suppletivwesen der idg. Sprachen. Heidelberg 1900.
— — Etymol. Parerga. I. Leipzig 1901.
— — und **K. Brugmann,** Morphologische Untersuchungen auf dem Gebiete der indogerm. Sprachen; 6 Teile. Leipzig 1878—1910. [*Morphol. Unters.* oder *MU.*]

P. Passy, Étude sur les changements phonétiques et leurs caractères généraux. Paris 1890.
— — Petite phonétique comparée des principales langues européennes[2]. Leipzig 1912.
H. Paul, Principien der Sprachgeschichte[5]. Halle 1920. [*Principien*].
— — Mittelhochdeutsche Grammatik 10—11. Halle 1918.
— — Deutsche Grammatik I—V. Halle 1916—1920.
H. Pedersen, Vergleichende Grammatik der keltischen Sprachen I—II. Göttingen 1908—1913.
P. Persson, Studien zur Lehre von der Wurzelerweiterung und Wurzelvariation. Upsala 1891 [*Wurzelerw.*].
— — Studia etymologica. Upsaliae 1886.
— — De origine ac vi primigenia gerundii et gerundivi latini. Upsaliae 1900.
— — Beiträge zur indogermanischen Wortforschung. Upsala 1912.
D. Pezzi, La lingua greca antica. Turin 1888.
R. v. Planta, Grammatik der oskisch-umbrischen Dialecte. Straßburg. 1892—97
V. Porzeziński—Boehme, Einleitung in die Sprachwissenschaft. Leipzig 1910.

W. Reichel, Sprachpsychologische Studien. Halle 1897.
H. Reichelt, Awestisches Elementarbuch. Heidelberg 1909.
R. Reitzenstein, Geschichte der griechischen Etymologika. Leipzig 1897.
E. Richter, Wie wir sprechen. Leipzig 1912.
J. Ries, Was ist Syntax? Marburg 1894.
H. Roehl, Inscriptiones graecae antiquissimae praeter atticas in Attica repertas. Berol. 1882.

P. Roorda, De klankleer en hare toepassing[4]. Groningen 1916.
L. Roudet, Éléments de phonétique générale. Paris 1910.
P. J. Rousselot, Étude philologique sur l'origine du langage. Paris 1889.
— — Les modifications phonétiques du langage. Paris 1892.
— — Principes de phonétique expérimentale. Paris 1897—1901.
J. v. Rozwadowski, Wortbildung und Wortbedeutung. Heidelberg 1904.

K. Sandfeld-Jensen, Die Sprachwissenschaft. Leipzig 1915.
F. de Saussure, Mémoire sur le système primitif des voyelles dans les langues indo-européennes. Leipzig 1879. [*Mémoire*].
— — Oeuvres. (Im Erscheinen).
— — Cours de linguistique générale publié par Ch. Bally et A. Sechehaye. Lausanne und Paris 1916.
Mélanges **de Saussure,** Paris 1908.
W. Schlüter, Untersuchungen zur Geschichte der altsächsischen Sprache 1. Göttingen 1892.
J. Schmidt, Zur Geschichte des indog. Vocalismus. Weimar 1871—75.
— — Die Verwandtschaftsverhältnisse der idg. Sprachen. Weimar 1872.
— — Die Pluralbildungen der indogerm. Neutra. Weimar 1889.
— — Die Urheimat der Indogermanen und das europäische Zahlsystem. Berlin 1890.
— — Kritik der Sonantentheorie. Weimar 1895.
E. Schopf, Die konsonantischen Fernwirkungen. Göttingen 1919.
O. Schrader, Sprachvergleichung und Urgeschichte[3]. Jena 1906—07.
— — Reallexikon der indogerm. Altertumskunde[2]. Berlin und Leipzig. (Im Erscheinen).
Jos. Schrijnen, Étude sur le phénomène de l's mobile dans les langues classiques. Louvain 1891.
— — Sociale klassieke taalkunde. Amsterdam 1912.
— — De vergelijkende klassieke taalwetenschap in het gymnasiaal onderwijs. Zutfen 1916.
— — De Isoglossen van Ramisch in Nederland. Bussum 1920.
H. Schröder, Ablautstudien. Heidelberg 1910. [Straßburg 1885.
H. Schuchardt, Über die Lautgesetze. Gegen die Jung-Grammatiker.
— — Der Vocalismus des Vulgärlateins. Leipzig 1866—68.
— — Slavodeutsches und Slavoitalienisches. Graz 1885.
W. Schulze, Quaestiones epicae. Güterslohae 1892.
— — Zur Geschichte lateinischer Eigennamen. Berlin 1904.
H. Schweizer-Sidler und **A. Surber,** Grammatik der lat. Sprache. Halle 1888.
E. W. Scripture, The elements of experimental phonetics. New-York und London 1902.
— — Researches in experimental phonetics. The study of speech curves. Washington 1906.
A. Sechehaye, Programme et méthodes de la linguistique théorique. Paris 1908.
E. Seelmann, Die Aussprache des Latein nach physiologisch-historischen Grundsätzen. Heilbronn 1885.

Th. Siebs, Zur Geschichte der englisch-friesischen Sprache. Halle 1889.
— — Geschichte der friesischen Sprache (In Paul's Grundriß² I; 1152 ff.).
Ed. Sievers, Grundzüge der Phonetik⁵. Leipzig 1902.
— — Rhythmisch-melodische Studien. Heidelberg 1912.
— — Angelsächsische Grammatik³. Halle 1898.
W. W. Skeat, Principles of English etymology². Oxford 1891.
— — Notes on English etymology. Oxford 1901.
— — The science of etymology. Oxford 1912.
F. Skutsch, Forschungen zur lateinischen Grammatik und Metrik. I. Leipzig 1892.
F. Slotty, Der Gebrauch des Konjunktivs und Optativs in den griechischen Dialekten. I. Göttingen 1915 (Forschungen zur griechischen und lateinischen Grammatik III).
F. Solmsen, Javlenija dissimiljacii i assimiljacii. Warschau 1902.
— — Studien zur lateinischen Lautgeschichte. Straßburg 1894.
— — Untersuchungen zur griechischen Laut- und Verslehre. Straßburg 1901.
— — Beiträge zur griechischen Wortforschung I. Straßburg 1909. (Fortsetzung IF. 31, 448 ff.)
F. Sommer, Handbuch der latein. Laut- und Formenlehre² und³ Heidelberg 1902. II. Kritische Erläuterungen zur lateinischen Laut- und Formenlehre. Heidelberg 1914.
— — Griechische Lautstudien. Straßburg 1905.
— — Erläuterungen zur griech. Schulgrammatik². 1919.
— — Lateinische Schulgrammatik. 1920.
— — Vergleichende Syntax der Schulsprachen. Leipzig u. Berlin 1921.
J. S. Speyer, Vedische u. Sanskrit-Syntax. Straßburg 1896.
Fr. Spiegel, Die arische Periode und ihre Zustände. Leipzig 1887.
H. Steinthal, Geschichte der Sprachwissensch. bei den Griechen und Römern². Berlin 1890.
Steinthal-Misteli, Charakteristik der hauptsächlichsten Typen des Sprachbaues². Berlin 1893.
C. und **W. Stern,** Die Kindersprache². Leipzig 1920.
F. A. Stoett, Middelnederlandsche spraakkunst. Syntaxis². Im Haag. 1909.
Fr. Stolz, Histor. Gramm. der latein. Sprache I. Leipzig 1894—95.
— — Geschichte der lateinischen Sprache. Leipzig 1910 (Sammlung Göschen).
— — Lateinische Grammatik⁴. München 1910 (Handbuch der klassischen Altertumswissenschaft II, 2).
W. Streitberg, Urgermanische Grammatik. Heidelberg 1896.
— — Zur germ. Sprachgeschichte. Straßburg 1892.
— — Gotisches Elementarbuch 5. 6. Heidelberg 1920.
— — s. a. unter Sammelwerke.
H. A. Strong, W. I. Logeman und **B. J. Wheeler,** Introduction to the study of the history of language. London 1891.
L. Sütterlin, Das Wesen der sprachlichen Gebilde. Heidelberg 1902.
— — Werden und Wesen der Sprache. Leipzig 1913.
— — Die Lehre von der Lautbildung². Leipzig 1916.
— — Die deutsche Sprache der Gegenwart⁴. Leipzig 1918.

E. Thomas, Studien zur lateinischen und griechischen Sprachgeschichte. Berlin 1912.
Festschrift, **Thomsen.** Leipzig 1912.
V. Thomsen, Samlede Afhandlinger I., II. Kopenhagen u. Christiania 1919, 1920.
A. Thumb, Die griechische Sprache im Zeitalter des Hellenismus. Straßburg 1901.
— — Die neugriechische Sprache. Freiburg 1892.
— — Handbuch der griechischen Dialekte. Heidelberg 1909 (Indogermanische Bibliothek I, 8).
— — Handbuch der neugriech. Volkssprache[2]. Straßburg 1910.
— — Grammatik der neugriech. Volksspr. (Sammlung Göschen). Leipzig und Berlin 1915.
— — Handbuch des Sanskrit. Heidelberg 1905.
R. Thurneysen, Keltoromanisches. Halle 1884.
— — Handbuch des Altirischen. (Idg. Bibl. I, 6). Heidelberg 1909.
— — Die Etymologie. Freiburg i/B. 1909.
A. Torp, Die vorgriech. Inschrift von Lemnos. Christiania 1903.
— — Beiträge zur Lehre von dem geschlechtslosen Pronomen in den indogermanischen Sprachen. Christiania 1888.
M. Trautmann, Die altpreussischen Sprachdenkmäler. Göttingen 1910.

C. C. Uhlenbeck, Handboek der Indische klankleer in vergelijking met die der Indogerm. stamtaal. Leiden 1894.

J. Vendryes, Recherches sur l'histoire et les effets de l'intensité initiale en latin. Paris 1902.
J. Vercoullie, Schets eener historische gramm. der Nederlandsche taal[3]. Gent 1912.
— — Algemeene inleiding tot de taalkunde[2]. Gent 1900.
J. Verdam, Uit de geschiedenis der Nederlandsche taal[3]. Dordrecht 1912.
A. Verschuur, Klankleer van het Noord-Bevelandsch. Amsterdam 1902.
W. Vietor, Elemente der Phonetik[6]. Leipzig 1915.
W. Vondrák, Altkirchenslavische Grammatik. Berlin 1900.
— — Vergleichende slavische Grammatik. I. Lautlehre und Stammbildungslehre. Göttingen 1906; II. Formenlehre und Syntax, ebd. 1908.
K. Vossler, Positivismus und Idealismus in der Sprachwissenschaft. Heidelberg 1904.
— — Sprache als Schöpfung und Entwicklung. Heidelberg 1905.
— — Frankreichs Kultur im Spiegel seiner Sprachentwicklung. Heidelberg 1913.

A. Waag, Bedeutungsentwicklung unseres Wortschatzes[3]. Lahr i. B. 1915.
J. Wackernagel, Das Dehnungsgesetz der griechischen Composita. Basel 1889.
— — Beiträge zur Lehre vom griechischen Akzent. Basel 1893.

J. Wackernagel, Vermischte Beiträge zur griechischen Sprachkunde. Basel 1897.
— — Sprachliche Untersuchungen zu Homer. Göttingen 1916 (Forschungen zur griechischen und lateinischen Grammatik IV).
— — Altindische Grammatik. I. Lautlehre. Göttingen 1896 II, 1. Einleitung zur Wortlehre. 1905.
— — Vorlesungen über Syntax 1920.
A. Walde, Die germanischen Auslautgesetze. Halle 1900.
Th. Wechssler, Giebt es Lautgesetze? Halle 1900.
P. Wegener, Unters. über die Grundfragen d. Sprachlebens. Halle 1885.
B. Wheeler, Der griechische Nominalaccent. Straßburg 1885.
W. D. Whitney, Die Sprachwissenschaft. Deutsch bearb. von J. Jolly. München 1874.
— — Leben und Wachstum der Sprache. Deutsch von A. Leskien. Leipzig 1876.
O. Wiedemann, Handbuch der litauischen Sprache. Straßburg 1897.
— — Das litauische Präteritum. Straßburg 1891.
W. Wilmanns, Deutsche Grammatik. Straßburg I^3 1911; II^2 1899; III, 1. Teil. 1906, 2. Teil. 1909.
Festschrift **Windisch.** Leipzig 1914.
J. te Winkel, De Noordnederlandsche tongvallen. Lief. 1 und 2. Leiden 1898—1901.
— — Geschichte der niederländischen Sprache. Straßburg 1898. Niederl. Bearb. von F. C. Wieder. Culemborg 1901.
— — De grammatische figuren in het Nederlandsch². Kuilenburg 1884.
— — Inleiding tot de geschiedenis der Nederlandsche taal. Culemborg 1904.
C. Winkler, Zur indogerm. Syntax. Breslau 1892—94.
— — Germanische Casussyntax I. Berlin 1896.
W. Wundt, Völkerpsychologie I^3. Die Sprache. 2 Teile. Leipzig 1911.
H. C. Wyld, Kurze Geschichte des Englischen. Übersetzt von H. Mutschmann. Heidelberg 1919.

E. Zupitza, Die germanischen Gutturale. Berlin 1896.

II. Etymologische und sprachgeschichtliche Wörterbücher.

Chr. Bartholomae, Altiranisches Wörterbuch. Straßburg 1904.
E. Berneker, Slavisches etymol. Wörterbuch. I. Heidelberg 1908—13. (Indogerm. Bibliothek I, 2, 2).
É. Boisacq, Dictionnaire étymologique de la langue grecque. Heidelberg—Paris 1916.
J. Bosworth, An Anglo-Saxon dictionary. Ed. and enlarg. by T. N. Toller. Oxford 1882—98. Supplement I 1908; II 1916.
Fr. Bücheler, Lexicon italicum. Bonnae 1881.

Fr. Diez, Etymol. Wörterbuch der romanischen Sprachen[5]. Bonn 1887.

Falk—Torp, Norwegisch-dänisches etymologisches Wörterbuch. Heidelberg 1910—11.

S. Feist, Etymologisches Wörterbuch der gotischen Sprache[2]. Halle (Im Erscheinen).

A. Fick, Vergleich. Wörterbuch der idg. Sprachen, I—IV[3]: Göttingen 1874—76; I[4] Wortschatz der Grundsprache, der arischen und der westeuropäischen Spracheinheit, von A. Fick, 1890; II[4] Wortschatz der keltischen Spracheinheit, von W. Stokes und A. Bezzenberger, 1894; III[4] Wortschatz der germanischen Spracheinheit, von A. Torp, 1909.

J. Franck, Etymol. woordenboek d. nederl. taal. Im Haag 1892.

Franck—van Wijk, Tweede, door van Wijk bezorgde druk van Franck's woordenboek. Im Haag 1912.

H. Grassmann, Wörterbuch zum Rig-Veda. Leipzig 1873.

J. und W. Grimm, Deutsches Wörterbuch. Leipzig 1854 ff.

H. van Herwerden, Lexicon Graecum suppletorium et dialecticum[2] Lugduni Bat. 1910.

W. Holder, Altceltischer Sprachschatz. Leipzig 1891 ff.

F. Holthausen, Etymologisches Wörterbuch der engl. Sprache. Leipzig 1917.

J. R. Clark Hall, Anglo-Saxon Dict.[2] London 1916.

C. Kiliani, Dufflaei Etymologicum teutonicae linguae[3]. Antwerpiae 1599. Beste Ausgabe von G. van Hasselt. Leiden 1777.

F. Kluge, Etymol. Wörterbuch d. deutschen Sprache[9]. Straßburg 1920.

— — und **F. Lutz,** English etymology. Straßburg 1901.

Fr. Kurschat, Wörterbuch der litauischen Sprache. Halle 1870—1883.

M. Lexer, Mittelhochdeutsches Handwörterbuch. Leipzig 1872—78.

A. Lübben und **Chr. Walter,** Mittelniederdeutsches Handwörterbuch. Norden—Leipzig 1888.

G. Meyer, Etymol. Wörterbuch der albanesischen Sprache. Straßburg 1891.

Leo Meyer, Handbuch der griechischen Etymologie. Leipzig 1901.

W. Meyer-Lübke, Romanisches etymologisches Wörterbuch. Heidelberg 1920 (Sammlung romanischer Elementar- und Handbücher).

The Oxford English Dictionary. A new English dictionary on historical principles. Edited by Sir James A. H. Murray. Oxford 1888 ff.

W. Prellwitz, Etymol. Wörterbuch der griechischen Sprache[2]. Göttingen 1905.

O. Schade, Altdeutsches Wörterbuch[2]. Halle 1872—82.
K. Schiller u. A. Lübben, Mittelniederdeutsches Wörterbuch. I—VI. Bremen 1875—81.
G. v. d. Schueren, Teuthonista of Duytschlender. Neue Bearb. im Auftrage der Gesellsch. f. niederl. Lit., herausgeg. von J. Verdam. Leiden 1896.
W. W. Skeat, An etymol. dictionary of the English language[3]. Oxford 1898.
— — Concise etymol. dict. Oxford 1906.
Fr. H. Stratmann, A Middle-Engl. dictionary. New ed., revised and enlarged by H. Bradley. Oxford 1891.
H. Sweet, The student's dictionary of Anglo-Saxon. Oxford 1897.

Thesaurus Linguae Latinae, editus auctoritate et consilio Academiarum quinque Germanicarum. Leipzig 1900 ff.

C. C. Uhlenbeck, Kurzgefaßtes etymol. Wörterbuch der altindischen Sprache. Amsterdam 1898—99.
— — Kurzgefaßtes etymol. Wörterbuch der got. Sprache[2]. Amsterdam 1900.
C. Ulmann, Lettisches Wörterbuch. Riga-Leipzig 1872—1880.

J. Vercoullie, Beknopt etymol. woordenboek der Nederlandsche taal[2]. Gent—den Haag 1898.
E. Verwijs und **J. Verdam,** Middelnederl. woordenboek. 's-Gravenhage 1882—.

A. Walde, Lateinisches etymologisches Wörterbuch[2]. Heidelberg 1910 (Indogerman. Bibliothek II, 1).

K. L. Weigand, Deutsches Wörterbuch[5], herausgeg. von H. Hirt. Gießen 1920.
F. Wharton, Etyma latina. London 1890.
— — Etyma graeca. London 1890.
Woordenboek der Nederlandsche taal, bearbeitet von *M. de Vries* und *L. A. te Winkel*, E. Verwijs, P. J. Cosijn, A. Kluyver, A. Beets, J. W. Muller, C. C. Uhlenbeck, W. L. de Vreese, G. J. Boekenoogen und A. Lodewyckx. Im Haag und Leiden 1882—.
J. Wright, The English Dialect Dictionary. Oxford 1897—1905.

III. Sammelwerke.

Grundriß der indogermanischen Sprach- und Altertumskunde, begründet von K. Brugmann und A. Thumb, herausgeg. von Karl Brugmann und Christian Bartholomae. Straßburg 1916. Die Sammlung wird eingeleitet durch die Geschichte der indogermanischen Sprachwissenschaft, herausgeg. von W. Streitberg. Erschienen sind: II, 1,

Griechisch, Italisch, Vulgärlatein, Keltisch, 1916; 3, Slavisch-Litauisch, Albanisch 1917.

Indogermanische Bibliothek, herausgeg. von H. Hirt und W. Streitberg. I—, Heidelberg 1902—. I. Abteilung: Sammlung indogermanischer Lehr- und Handbücher. II. Abteilung: Sprachwissenschaftliche Gymnasialbibliothek.

Grundriß der indoarischen Philologie und Altertumskunde, begründ. v. Georg Bühler; herausgeg. von H. Lüders und J. Wackernagel. III Teile. Straßburg 1896—.

Grundriß der iranischen Philologie, her. von W. Geiger u. Ernst Kuhn. II Teile. Straßburg 1895—1905.

Paulys Real-Encyclopädie der classischen Altertumswissenschaft. Neue Bearbeitung begonnen von Gg. Wissowa. Unter Mitwirkung von zahlreichen Fachgelehrten hg. von Wilhelm Kroll. I —, Stuttgart 1894 —. [*RE.*]

Handbuch der klassischen Altertumswissenschaft[3], her. von Dr. Iw. v. Müller. IX Teile. [*Iw. v. Müllers Handbuch*]. Zweiter Band, München 1910, 1913: Griechische Grammatik von K. Brugmann, bearb. von A. Thumb, Lateinische Grammatik von F. Stolz und J. Schmalz.

Einleitung in die Altertumswissenschaft, her. von A. Gercke und E. Norden I[2]. Leipzig 1912. Sprache, von Paul Kretschmer.

Die Kultur der Gegenwart, her. von Paul Hinneberg. Die griechische und lateinische Literatur und Sprache I, Abt. VIII[2]. Leipzig 1907: J. Wackernagel, Die griechische Sprache; F. Skutsch, Die lateinische Sprache.

Forschungen zur griechischen und lateinischen Grammatik, herausgeg. von P. Kretschmer, F. Skutsch und J. Wackernagel. 1—, Göttingen 1911—.

Untersuchungen zur indogermanischen Sprach- und Kulturwissenschaft, herausgeg. von K. Brugmann und F. Sommer. I—, Straßburg 1910—.

Grundriß der germanischen Philologie[2], her. von H. Paul. Straßburg 1911—. [*Paul's Grundr.*]. Die dritte Auflage erscheint in Einzelbänden.

Sammlung kurzer Grammatiken germanischer Dialekte, herausgeg. von Wilhelm Braune. Halle 1880 ff.

Germanische Bibliothek, herausgeg. von Wilhelm Streitberg. Heidelberg 1896 ff. I. Abteilung: Elementar- und Handbücher. II. Abteilung: Untersuchungen und Texte.

Oudgermaansche Handboeken, unter der Leitung von R. C. Boer, J. J. A. A. Frantzen und J. Te Winkel. I—, Haarlem 1918—.

Grundriß der romanischen Philologie, her. v. G. Gröber. II Teile. Straßburg I[2] 1906, II 1902.

Sammlung romanischer Elementar- und Handbücher, herausgeg. von W. Meyer-Lübke. Heidelberg 1901 ff.

Sammlung slavischer Lehr- und Handbücher, herausgeg. von † A. Leskien u. E. Berneker, ebd. 1909 ff.

IV. Zeitschriften.

Anglia. Zeitschrift für englische Philologie. Halle I—, 1877—. Seit 1890 mit «Beiblatt».

Anthropos. Ephemeris internationalis ethnologica et linguistica. Wien. 1—, 1906—.

Archiv für lateinische Lexikographie und Grammatik, herausgeg. von E. Wölfflin. Leipzig. I—XV, 1884—1908.

Archiv für das Studium der Neueren Sprachen. Braunschweig. I—,

Arkiv for nordisk filologi. I—, 1883—. [1846—.

Beiträge zur Kunde der idg. Sprachen, her. von Adalbert Bezzenberger. I—XVIII; her. von A. Bezzenberger und W. Prellwitz. XIX—XXX, 1877—1906. [*BB.*]

Beiträge zur Gesch. der deutschen Sprache und Literatur, her. von Hermann Paul und Wilh. Braune. I—XV. 1874—91; herausgeg. von Ed. Sievers. XVI—XXXI, 1892—1906; von Braune XXXII—, 1907—. [*PBB.*; oft auch abgekürzt *PBSB.* oder *Beitr.*]

Leuvensche bijdragen op het gebied van de Germaansche philologie en in 't bijzonder van de Nederlandsche dialektkunde. I—, 1896—.

Eranos. Acta philologica suecana. I—, 1906—.

Germanisch-Romanische Monatschrift. I—. 1909—. [*GRM.*].

Glotta. Zeitschrift für griechische und lateinische Sprache, herausgeg. von P. Kretschmer und Fr. Skutsch. I—, 1907—.

Hermes. Zeitschrift für klassische Philologie. I—. 1866—.

Indogermanische Forschungen. Zeitschrift für idg. Sprach- und Altertumskunde, herausgeg. von Karl Brugmann und Wilhelm Streitberg. I—, 1891—. [*IF.*]

Anzeiger für idg. Sprach- und Altertumskunde. Beiblatt zu den IF., herausgeg. von Wilhelm Streitberg. I—, 1891—. [*IF. Anz.*]

Indogermanisches Jahrbuch, herausg. von A. Thumb und W. Streitberg; I—III, 1914—16; IV ff. von Streitberg und Walde. [*Idg. Jb.*]

Neue Jahrbücher für das klassische Altertum, Geschichte und deutsche Literatur und für Pädagogik. I—, 1898—.

The American Journal of Philology, ed. by Basil L. Gildersleeve. I—, 1880—.

Literarisches Centralblatt I —, Leipzig 1850 —.

Litteraturblatt für german. u. roman. Philologie, herausgeg. von O. Behaghel und F. Neumann. I—, 1880—.

Litteraturblatt für orientalische Philologie. I—, 1883—.

Deutsche Litteraturzeitung I—, 1881—. [*DLZ.*]

Taalkundig Magazijn. I—IV. 1835—42. Archief en Nieuw Archief voor Nederl. taalkunde. I—V. 1847—56. Magazijn van Nederl. taalkunde. I—VI. 1847—52. Nieuw Nederl. taalmagazijn. I—IV, 1853—57. De Taalgids. I—IX, 1859—67. De Taal en Letterbode. I—II. 1869—75. Taalkundige Bijdragen. I—II. 1877—79. Tijdschrift voor Nederl. taal- en letterkunde. I—, 1881—. [*Tijdschr.*]

Mémoires de la société de linguistique de Paris. I—, 1868—. [*MSL*].

Bulletin de la société de linguistique. Paris I—, 1868—. [*BSL.*]
Mnemosyne. I—, 1852—.
Le Musée Belge. I—, 1897—.
Le Muséon. Revue internationale. I—, 1883—.
Het Museum. Maandblad voor philologie en geschiedenis. I—, 1893—.
Rheinisches Museum für Philologie. I—, 1833—.
Neophilologus. I—, 1916—.
Neuere Sprachen. I—, 1893—. Forts. der Phonetischen Studien, 1888—1893. [*NSpr.*]
Noord en Zuid. I—XXX, 1877—1907.
Philologus. Zeitschrift für das klassische Altertum. I—, 1846—.
The Classical Review. I—, 1887—.
Revue de linguistique et de philologie comparée. I—, 1868—.
Revue de philologie, de littérature et d'histoire anciennes. I—, 1845—.
Romania. Recueil trimestriel consacré à l'étude des langues et des littér. romanes. I—, 1872—.
Englische Studien. Organ für engl. Philologie. I—, 1877—.
Wiener Studien. I—, 1874—.
Taal en Letteren. I—XVI, 1891—1906.
De Nieuwe Taalgids. I—, 1907—.
Wörter und Sachen, Kulturhistorische Zeitschrift für Sprach- und Sachforschung, herausgeg. von R. Meringer, W. Meyer-Lübke, J. J. Mikkola, R. Muck. M. Murko. I—, 1909—.
Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung auf dem Gebiete des Deutschen, Griechischen und Lateinischen, herausgeg. von Adalbert Kuhn. I—XXII, 1852—74. Darnach unter dem Titel: Zeitschrift für vgl. Sprachforschung auf dem Gebiete der idg. Sprachen, herausgeg. von A. Kuhn. XXIII—XXIV, 1877—79; herausgeg. von A. Kuhn, E. Kuhn und J. Schmidt. XXV, 1881; herausgeg. von E. Kuhn und J. Schmidt. XXVI—XXXVII, 1883—1900; herausgeg. von E. Kuhn und W. Schulze. XXXVIII—XL, 1902—1906; herausgeg. von A. Bezzenberger, E. Kuhn und W. Schulze. XLI—, 1907—. [*KZ.*]
Byzantinische Zeitschrift. I—, 1892—.
Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien. I—, 1850—.
Wiener Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes. I—XXX, 1897 bis 1917/18. [*WZ.*]
Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft. I—, 1847—. [*ZDMG.*]
Zeitschrift für deutsche Philologie. I—, 1871—. [*ZfdPh.*]
Zeitschrift für romanische Philologie. I—, 1876—.
Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Litteratur. I—, 1841—. [*ZDA.*; auch abgekürzt: *HZ.* = Haupt's Zeitschrift]. Von Band XIX ab erscheint als Beiblatt: Anzeiger für deutsches Altertum und deutsche Litteratur. I—, 1876—.
Zeitschrift für deutsche Wortforschung herausgeg. von F. Kluge. I—XV, 1901—1914.
Zeitschrift für Celtische Philologie, herausgeg. von K. Meyer und L. Chr. Stern. I—, 1896—.

Zweiter Abschnitt.
Geschichtlicher Überblick.

Die ἐτυμολογία[1]), die Lehre von der Ableitung und der Erklärung des Ursprungs und der Bedeutung der Wörter, war schon dem klassischen Altertum bekannt; sie war jedoch keine besondere Wissenschaft, sondern stand im Dienste der Philosophie oder der Textkritik. Plato behandelt in seinem *Kratylos* die Frage, ob die Beziehung zwischen Wort und Bezeichnetem auf Naturnotwendigkeit (φύσις) oder auf Willkür und Übereinkunft (θέσις) beruhe, wobei die erstere Anschauung die Oberhand behält. Weiter wird von Plato und Aristoteles dargelegt, daß die Wahrheit oder Unwahrheit nicht im einzelnen Wort, sondern im Wortzusammenhang liege. Man bestimmte auch die Rede- oder Satzteile (μέρη τῆς λέξεως) und ihre Beugungsformen (πτώσεις). Es ist auch zu beachten, daß man in *Kratylos*, Kap. 37, schon die Grundzüge einer beschreibenden Lautlehre findet, so daß man hier von einer sprachwissenschaftlichen Darstellung im eigentlichen Sinne des Wortes reden kann.

Die Lehre der Stoa (Chrysippos, Krates) brachte keinen wesentlichen Fortschritt. Das Problem vom Ursprung der Sprache und vom Verhältnis zwischen logischen und grammatischen Kategorien stand damals im Mittelpunkt der Streitfragen. Die Alexandriner haben das

[1]) Zusammengesetzt aus ἔτυμο- und λόγος: die Lehre vom Wahren, in bezug auf Ursprung und Bedeutung.

Verdienst, den verschiedenen linguistischen Bestrebungen eine gemeinsame Richtung gegeben zu haben, aber nicht die der Sprachwissenschaft, sondern der Philologie. Die Sprachwissenschaft trat in den Dienst der Textkritik und zwar mit dem glücklichen Ergebnis, daß schließlich die Grammatik als selbständige Wissenschaft hervortrat, die τέχνη γραμματική des Dionysios Thrax (um 100 v. Chr.). Die Syntax wurde eifrig gepflegt von dem Alexandriner Apollonios Dyskolos, der eine Zeitlang auch unter Mark Aurel in Rom lehrte. Schon im 2. Jahrh. v. Chr. entbrannte der Streit zwischen Analogisten und Anomalisten. Jene, zu denen der berühmte Aristarchos gehörte, behaupteten die völlige Übereinstimmung zwischen logischen und grammatischen Kategorien, diese wiesen auf die zahlreichen Fälle hin, wo sich diese Begriffe nicht deckten. Die grammatischen Arbeiten der Byzantiner sind nur der Niederschlag der alten Grammatik. Noch heute steht unsere ganze grammatische Ausdrucksweise unter dem Einfluß der durch die alten Griechen geschaffenen Kunstausdrücke.

In Rom zeigte sich der Einfluß der Alexandriner bei L. Aelius Stilo (blühte ca. 100 v. Chr.), der in seiner Jugend mit Lucilius befreundet war. Er war der Lehrer Varros (116—27 v. Chr.), der sich jedoch in mancher Hinsicht recht selbständig zeigt. Varros *De Lingua Latina* ist für uns das erste bedeutende, noch ziemlich ursprüngliche Werk der lateinischen Grammatik. Angeführt seien noch M. Verrius Flaccus, dessen *De Verborum Significatu* uns teilweise durch Festus überliefert ist, die ausführlichen Werke von Charisius, Diomedes, Priscianus und die *Ars Donati Grammatici*. Im allgemeinen haben die Römer die Gedanken ihrer griechischen Vorgänger ohne wesentliche Veränderung oder Verbesserung verarbeitet.

Die Sprachwissenschaft des ganzen Altertums wie auch des Mittelalters war nur Sprachbeschreibung und fantastische Sprachbetrachtung, keine Sprachgeschichte oder sprachgeschichtliche Prinzipienwissenschaft, und sie ist deshalb für uns nahezu wertlos. Besonders kam die damalige Worterklärung über den Standpunkt des Dilettantismus nie hinaus. Ableitungen wie *lucus a non lucen-*

do, verbum a verberando, pandere a pane dando, latro a latere, lapis quasi laedens pedem, fenestra quasi ferens nos extra, terra ab eo quod teritur, cura quod cor urat usw. erinnern viel eher an eine Scherzfrage als an Wissenschaft. Nur die Syntax fand bei den Scholastikern einige Förderung. Aber auch der Humanismus *(Sanctius, Scaliger, Vossius)* brachte keinen nennenswerten Fortschritt. Man studierte die Sprache noch immer nicht um ihrer selbst willen und drang daher nicht durch zu ihrem Wesen und ihrem Leben, ihrer Entwicklung und ihren Gesetzen, zu den Faktoren, die ihr geschichtliches Werden bedingen, zur Verwandtschaft der verschiedenen Sprachen und Sprachgruppen. Noch immer suchte man nach Übereinstimmung zwischen Sprach- und Denkform und wollte eine «allgemeine» oder «philosophische» Grammatik aufbauen, anstatt nach dem psychologischen Grunde der Erscheinungen des Sprachlebens zu fragen. Denn nur die psychologische und soziologische Sprachbetrachtung vermag die Sprachprobleme zu enträtseln. Aber umgekehrt wirft die Sprachwissenschaft ihre Streiflichter auf Völkerpsychologie und Kulturgeschichte.

Mehr Aufmerksamkeit haben die Inder der Sprachwissenschaft geschenkt. Ihre eigenen Sprachen haben sie mit bewundernswerter Sicherheit und feinem Sprachgefühl zergliedert, aber vergleichendes Sprachstudium blieb auch ihnen fremd. Die moderne Sprachwissenschaft sollte erst in Europa entstehen, aber nicht vor Beginn des 19. Jahrhunderts[1]), das mit vollem Rechte das Zeitalter der Sprachgeschichte und der Sprachvergleichung — im eigentlichen Sinn des Wortes — heißen könnte.

Der Anstoß hierzu ging vom Studium des Altindischen oder Sanskrit aus, das eine überraschende Übereinstimmung mit verschiedenen europäischen Sprachen zeigte, die auf ihre Ursprünglichkeit so stolz waren. Zuerst wies der Italiener Filippo Sassetti, der 1581—88 in

[1]) Einen Ehrenplatz unter den älteren Sprachforschern nimmt der Holländer Lambert ten Kate (1674—1731) ein, der wohl J. Grimm von allen Vorgängern am nächsten kommt. Sein Hauptwerk ist die *Aenleiding tot de kennisse van het verheven deel der nederduitsche sprake* (1723).

Goa weilte, auf die Indentität indischer und italienischer Zahlwörter hin. Dann legte im Jahre 1767 der französische Jesuit Cœurdoux der Académie des Inscriptions eine Denkschrift vor, die eine Reihe von Übereinstimmungen behandelte und als Überbleibsel der menschlichen Ursprache zu deuten versuchte; doch konnte seine Abhandlung keine Wirkung ausüben, da sie erst 1808 gedruckt wurde. Bahnbrechend für die Erschließung des Sanskrits wirkte William Jones, der 1784 die Royal Asiatic Society zu Calcutta ins Leben rief. Er lenkte die Aufmerksamkeit des gebildeten Europas auf das Sanskrit und seinen Zusammenhang mit den wichtigsten europäischen Sprachen. Friedrich Schlegel, der 1803 in Paris Sanskrit gelernt hatte, eröffnete durch sein Buch: *Über die Sprache und Weisheit der Indier* (Heidelberg 1808) weite Ausblicke in die geschichtliche Entwicklung der Sprachen und stellte zuerst des Programm der «vergleichenden Grammatik» auf. Man entdeckte, daß Griechisch, Lateinisch, Germanisch usw. mit dem Sanskrit in eine große Familie gehören, daß sie Glieder einer großen Sprachkette bilden, die den Ganges mit dem Atlantischen Ozean verbindet. Hierdurch gewann man eine tiefere Einsicht nicht nur in die vorgeschichtliche Zeit dieser Sprachen sondern auch in das Verhältnis der geschichtlichen Sprachformen untereinander; der Entwicklungsgedanke kam so auf sprachlichem Gebiet zu seinem Recht. Diese Sprachgruppe nannte man später die indogermanische oder indoeuropäische. Die Bezeichnung «indogermanisch» verdient vielleicht den Vorzug, weil sie durch die beiden äußersten Glieder der Kette, die das nordöstliche Indien mit Island verbindet, die ganze Sprachfamilie andeutet.

I. Der glänzendste Name in der ersten Periode der modernen Sprachwissenschaft, der Begründer der Sprachvergleichung, ist Franz Bopp (1791—1867); er wurde zu Mainz geboren und 1821 auf Empfehlung von Wilh. von Humboldt an die Berliner Universität berufen. Seit dem Erscheinen seines ersten Werkes: *Über das Conjugationssystem der Sanskritsprache, in Vergleichung mit jenem der griechischen, lateinischen, persischen und germanischen Sprache* (Frankfurt 1816) gibt es eine vergleichende

Sprachwissenschaft (Linguistik).[1]) 1833 erschien der erste Teil seiner *Vergleichenden Grammatik des Sanskrit, Zend, Griechischen, Lateinischen, Litauischen, Gotischen und Deutschen*, die er erst 1852 vollenden sollte (3. Auflage 1868—71).

Bopps Hauptziel war, die Entstehung der Flexion durch die (von W. von Humboldt so genannte) Agglutinationstheorie zu erklären. Die Wörter aller indogermanischen Sprachen können auf einsilbige Wurzeln zurückgeführt werden. Man unterscheidet verbale und pronominale Wurzeln. Die Verbalwurzeln bilden Zeitwörter und Hauptwörter, die Pronominalwurzeln Fürwörter, Präpositionen, Konjunktionen und Partikeln. Die Kasusendungen ebenso wie die Flexionsendungen waren ursprünglich meist Pronomina.

Manchmal zeigt sich bei Bopp ein gewisses Streben nach symbolischer Erklärung: z. B. «Der Dual liebt, weil ihm eine klarere Anschauung zugrunde liegt als der unbestimmten Vielheit, zu stärkerem Nachdruck und lebendiger Personifizierung die breitesten Endungen» (Vgl. Gram. § 206).

Bopps Verdienst um die eigentliche Sprachvergleichung liegt darin, daß er die ursprüngliche Einheit der indogermanischen Sprachen durch die Erforschung «ihrer physischen und mechanischen Gesetze» zuerst wissenschaftlich bewiesen hat. Unter «physischen Gesetzen» verstand er, was wir jetzt «Lautgesetze» nennen, unter «mechanischen Gesetzen» das Verhältnis zwischen Vokalen und Silben. Er wandte das Gesetz der Schwerkraft auf die Sprachformen an. Auf die schwere Wurzelform, so dachte er, folgt die leichte Personalendung und umgekehrt, z. B. skr. *émi* 'ich gehe', aber *imás* 'wir gehen'. Jetzt schreiben wir die starke oder schwache Form der Wurzel der Wirkung des Akzentes zu.

Es ist zu betonen, daß Bopp sich nicht die Aufgabe stellte, die Entwicklungsgeschichte der Einzelsprachen zu

---

[1]) In diesem Titel mutet die Stellung des Persischen etwas seltsam an; es ist dies eine Nachwirkung der früher weitverbreiteten Meinung, daß zwischen Deutsch und Persisch eine besonders nahe Verwandtschaft bestehe. vgl. Streitberg, IF. 35, 182 ff.

erforschen, wie es heutzutage im Rahmen der vergleichenden Sprachwissenschaft geschieht; zunächst mußte der Zusammenhang der indogermanischen Sprachen aus ihrem Flexionssystem bewiesen werden, und dafür gab nach Bopps Anschauung das Sanskrit die sicherste Grundlage. Auch der Gedanke der historischen Einheit trat gegenüber dem einer auffallenden Ähnlichkeit noch ziemlich zurück. Alle Umbildungen bedeuten nach Bopp eine Periode der Entstellung und des Verfalls.

Bopp am nächsten steht Jacob Grimm (1785 bis 1863), Bibliothekar zu Kassel, Professor zu Göttingen und Berlin. Grimm ist der Schöpfer der historischen Sprachbetrachtung; nie war er eigentlicher Sprachvergleicher. Aber während Bopp vor allem die Vergleichung und Erklärung der Formen ins Auge faßte, widmete Grimm seine besondere Aufmerksamkeit den Sprachlauten und erwies durch seine Gesetze von der Lautverschiebung der Sprachvergleichung unschätzbare Dienste. Was schon Rask (s. u.) beobachtet hatte, stellte er zuerst als unumstößliche Tatsache fest, daß nämlich der Übergang eines Lautes in einen andern durch bestimmte Gesetze geregelt wird und daß insbesondere zwischen den Lauten der germanischen Sprachen einerseits und der klassischen andrerseits eine unleugbare, streng historische Beziehung obwaltet.

Mit Grimms *Deutscher Grammatik* (I. 1819, ^{2}1822) beginnt die historische Sprachwissenschaft nach allgemein vergleichender Methode. Zwar beschränkt sich der Stoff dieses grundlegenden Werkes auf die germanischen Sprachen, aber der hier eingeschlagene Weg blieb vorbildlich für die Untersuchung der übrigen Sprachgruppen des indogermanischen Stammes. Nach dem Muster von Grimms «Grammatik» wurden später verfaßt Diez' *Grammatik der romanischen Sprachen* (I. Teil 1836), Miklosich's *Vergleichende Grammatik der slavischen Sprachen* (I. Teil 1852) und Zeuss' geniale *Grammatica Celtica* (1853, 2. durch Ebel besorgte Aufl. 1871). Grimm unterscheidet im Leben der germanischen Sprachen, soweit wir sie historisch kennen, drei Zeitabschnitte, z. B. alt-, mittel- und neuhochdeutsch. Wollen wir uns nun Rechenschaft ablegen über Entstehung und Wert einer bestimmten lebenden Sprachform, so müssen wir diese zunächst soweit als

möglich auf ihrem eigenen Gebiete zurückverfolgen. Erst dann folgt die vergleichende Untersuchung. Je mehr Sprachen in diese Vergleichung einbezogen werden, desto genauer wird auch die Rekonstruktion sein und desto besser wird man die besonderen Gesetze der indogermanischen Sprachen erkennen. Man sieht, daß beide Richtungen sprachlicher Untersuchung, die historische und die vergleichende, sich keineswegs widerstreiten, sondern in der glücklichsten Weise ergänzen.

Es ist vielleicht nicht unangebracht hier kurz auf die Verdienste hinzuweisen, die Grimm sich um die Erforschung der *Deutschen Rechtsaltertümer* (gleichnamiges Werk 1828) und vor allem der *Deutschen Mythologie* (1. Aufl. 1835) erwarb. Für ihn ist das germanische Volksleben in seinen verschiedenen Äußerungen ein unerschöpflicher Quell mythologischer Erkenntnis; er findet darin den Niederschlag eines früher lebendigen Glaubens an Wotan und seinen Kreis. Zusammen mit seinem Bruder Wilhelm Grimm sammelte er eine große Anzahl bekannter Märchen und Erzählungen, die als *Kinder- und Hausmärchen* 1812—15 erschienen.

Wie Bopp stand Grimm unter dem Einfluß des schon genannten Wilh. v. Humboldt, der wie vor ihm Joh. Gottfr. Herder den Grundsatz verteidigte, daß die Sprache kein Kunstprodukt sei, sondern eine Äußerung der menschlichen Natur. Mit ihm ist zu nennen der Däne Christian Rask, der unabhängig von Bopp die Verwandtschaft der germanischen Sprachen mit Griechisch, Lateinisch und Letto-Slavisch erkannte (1818)[1]), und August Wilhelm Schlegel, der als erster Lehrer des Sanskrit an der Bonner Universität das Studium dieser Sprache kräftig förderte.

Ein weiteres maßgebendes Werk sind und bleiben die *Etymologischen Forschungen auf dem Gebiete der idg.*

[1]) Die oft vertretene Auffassung, als ob Rask auch das Gesetz der Lautverschiebung schon formuliert habe, ist irrig. Er gab zwar einige Beispiele der richtigen Entsprechungen, dachte aber so wenig an ein durchgreifendes Gesetz, daß er in zahlreichen Etymologien keinerlei Rücksicht auf die Lautverschiebung nahm. Daher vermochte er auch zwischen Urverwandtschaft und Entlehnung nicht zu scheiden.

Sprachen von August Friedrich Pott (1. Aufl. Lemgo 1833—36). Das Hauptverdienst dieses Sprachforschers liegt im Aufstellen fester Regeln für den Lautwandel; dagegen erscheint seine Wurzeltheorie ziemlich phantastisch, obwohl keineswegs in allen Teilen unrichtig. Ihm verdanken wir die ersten Lauttabellen, wie er denn der Lautlehre seine ganze Aufmerksamkeit zuwandte: «Angeregt vorzüglich durch Bopp und Grimm, habe ich in der Lautlehre einen der wichtigsten und bei verständiger Handhabung am sichersten in die Etymologie einweihenden Schlüssel erkannt; fast allein oder oft ganz allein gibt sie die Mittel an die Hand, den ächten Sprachkern aus der lügenhaften Schale auszuschlauben» (II, 349).

Noch seien genannt: der Gräzist J. W. Donaldson, der sich schon 1839 an eine vollständige Behandlung des Griechischen auf vergleichender Grundlage wagte, die viele fruchtbare Gedanken birgt (*The New Cratylus, or Contributions towards a more accurate knowledge of the Greek Language*). Weiter der Gräzist und Sanskritist Theodor Benfey (1809—81), dessen *Griechisches Wurzellexikon* (Berlin 1839) als erstes etymologisches Wörterbuch des Griechischen anzusehen ist, schwach im Philologischen, aber verdienstlich durch die Kombinationsgabe des Verfassers. Wir begegnen hier zum ersten Mal dem Ausdruck «Wurzelvariation», der von der modernen Wurzelforschung so gern gebraucht wird. Wissenschaftlich höher steht sicher seine Ausgabe der altindischen Hymnen des *Sáma-Veda* (1848), Text, Übersetzung und Glossar. Benfey gehört auch zu den Führern auf dem Gebiete der vergleichenden Märchenkunde. Max Müller (1823—1900) ist besonders berühmt als Sanskritist und durch seine große Ausgabe des *Rig-Veda* (1849—73 in 6 Bdn.). Mehr als irgendein anderes Buch haben seine *Lectures on the science of language* (1. Aufl. London 1861), dazu beigetragen, der Sprachwissenschaft in weiteren Kreisen Ansehen zu verschaffen. Auch um Mythologie und die vergleichende Religionswissenschaft hat er sich große Verdienste erworben.

Den Abschluß und zugleich den Höhepunkt dieser Periode bildet die wissenschaftliche Wirksamkeit von Schleicher und Curtius.

August Schleicher (1821—1868), lehrte nach-

einander zu Bonn, Prag und Jena. Er erwarb sich bleibenden Ruhm durch sein *Compendium der vergleichenden Grammatik* (1. Aufl. 1861/2). Er war hauptsächlich Slavist und hat vor allem durch seine litauischen Studien der Wissenschaft neuen, reichen Stoff zugeführt. Durch das Studium der Philosophie kam er dazu, die Sprachen in drei Hauptgruppen zu zerlegen. Nach ihm geht die Sprache gänzlich auf in Bedeutung und Beziehung. Die Bedeutung liegt in der Wurzel, die Beziehung in den Zusätzen oder Affixen. Nun kann entweder die Bedeutung allein bezeichnet werden, und dies geschieht in den sog. isolierenden Sprachen; oder die Beziehungssilben werden an die Wurzel angefügt, wie in den agglutinierenden Sprachen; oder Wurzel und Affix verschmelzen zu einem Ganzen, wie wir es in den flektierenden Sprachen beobachten. In vorgeschichtlicher Zeit durchlief die Sprache die Entwicklung von Isolierung zur Flexion; vor unsern Augen spielt sich die Geschichte ihres Verfalles ab.

Außerdem findet man bei Schleicher die Vorstellung, daß die Sprache wie ein Naturorganismus lebt, wächst, sich entwickelt, und daß die Methode der Naturwissenschaft auch auf die Sprachwissenschaft übertragen werden muß. Jetzt ist man mit Recht von dieser Anschauung abgekommen. Denn die Sprache ist ja kein Lebewesen, sondern die Äußerung von Lebewesen; sie ist kein Organismus, sondern eine Funktion. Sie offenbart sich in der menschlichen Gesellschaft und kann daher mit den Naturwissenschaften nicht auf eine Linie gestellt werden. Diese und ähnliche Anschauungen Schleichers wurzeln vor allem in der Hegelschen Philosophie, wie Streitberg aufs deutlichste gezeigt hat; jedoch muß man hierbei auch seine eigene Vorliebe für Naturwissenschaften, besonders Botanik, in Betracht ziehen.

Das *Compendium der vergleichenden Grammatik* steht gewissermaßen an der Grenze des von den ersten großen Pionieren erschlossenen Gebietes. Deshalb sieht dieses Werk so ganz anders aus als das Boppsche. Bopp bewies erst die Verwandtschaft der indogermanischen Sprachen, die Schleicher als bewiesen annahm; jener eroberte, dieser organisierte. Mit einigen Abweichungen huldigte Schleicher der Boppschen Agglutinationstheorie. Über Bopp hinaus

geht er dadurch, daß er zum erstenmal den Versuch wagt, die Formen der indogermanischen Ursprache zu erschließen. — Bei Bopp dagegen bezweckte die Vergleichung der Sprachformen nicht die Rekonstruktion der Ursprache, sondern die Erklärung der Sprachformen selbst.

Wenn man nach Schleicher von den verschiedenen übereinstimmenden Formen alles abzieht, was der Entwicklung der einzelnen Sprachen angehört, dann bleibt die Urform übrig. Verwandte Formen sind z. B. ved. *ájras*, gr. ἀγρός, lat. *ager*, got. *akrs* 'Feld, Acker'. Nun weiß man, daß im Got. *k* sich aus einem *g* entwickelt hat und daß vor *s* ein *a* verloren ging; man kommt also durchs Gotische zu der Urform **agras*. Das griech. o hielt Schleicher für den Vertreter eines ursprünglichen *a*, so daß die Urform wieder **agras* lauten muß. Fährt man auf diese Weise fort, so gelangt man schließlich zu einer absoluten, indogermanischen Urform **agras*. Auf dieselbe Weise rekonstruiert man den Genit. **agrasja*, den Akk. **agram* usw. Die Gesamtheit dieser und anderer so gewonnener Formen ist die idg. Ursprache. Man versteht darunter die Sprache, die unmittelbar vor der ersten Trennung des indogermanischen Urvolks gesprochen wurde.

Wie sah nun diese Ursprache aus? Nach Schleicher war sie notwendigerweise eine vollkommen ideale Sprache; denn sie stand ja am Ende der Entwicklungsreihe und nach ihr beginnt die Zeit des Verfalls. Aus dem Vokalismus und Konsonantismus der abgeleiteten Sprachen spricht lediglich Entartung. Schleicher hielt sie auch für frei von jeder gegenseitigen Lautbeeinflußung, für eine Sprache ohne Lautgesetze, in der «das Wort in allen seinen Teilen noch vollkommen unversehrt» war. Wahrscheinlich haben sich aber, wie wir heute glauben, weitaus die meisten phonetischen Veränderungen, die wir in den Tochtersprachen wahrnehmen, schon in der indogermanischen Ursprache gezeigt. Auch betrachtet man die erschlossenen Grundformen heutzutage nicht mehr als reale Gebilde, sondern nur als Formeln, die den wechselnden Stand unseres Wissens knapp zusammenfassen sollen.

1852 wurde durch den trefflichen Begründer der vergleichenden Mythologie, Adalbert Kuhn, die *Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung* gegründet, die noch heute

eine der maßgebendsten auf linguistischem Gebiete ist. Sie bildet in der Tat eine «imposante collection, où se reflète tout le mouvement linguistique du siècle» (V. Henry). Die gegenwärtigen Herausgeber sind A. Bezzenberger, E. Kuhn und W. Schulze.

In dieser Zeitschrift (Band XII, 1863), veröffentlichte Graßmann einen wichtigen Aufsatz. Manchmal entspricht, entgegen den gewohnten Regeln, skr. *b* einem gr. π und germ. *b* (Spirant). Aber die Schwierigkeit verschwindet, wenn man bedenkt, daß durch Dissimilation skr. *b* aus *bh*, gr. π aus φ entstanden sein kann. Diese von Rud. v. Raumer fürs Indische schon 1837 erkannte, nun von Graßmann aufs neue entdeckte Erscheinung fiel jetzt umsomehr ins Gewicht, als sie eine scheinbare Ausnahme oder Unregelmäßigkeit der Lautgesetze erklärte und so die Anschauung der «Ausnahmslosigkeit» in der folgenden Periode vorbereitete.

Beiläufig sei erwähnt W. Corssen, der bei seiner Erforschung der italischen Dialekte wohl zu individuell verfuhr und dessen Kenntnis der übrigen indogermanischen Sprachen zu beschränkt war. Keinesfalls kann er sich messen mit dem Gräzisten Georg Curtius (1820—85), Universitätsprofessor zu Leipzig, dessen *Grundzüge der griechischen Etymologie* (1. Aufl. 1858—62) bleibenden Wert haben. Curtius hat die moderne griechische Lautlehre begründet. Ihm gebührt auch das Verdienst, trotz unendlich vieler Widerstände die vergleichende Sprachforschung in den Kreis der klassisch-philologischen Wissenschaften eingeführt zu haben.

Was Schleicher über die einhellige, gleichmäßige Wirkung der Lautgesetze dachte, ist ungewiß; Curtius ist jedenfalls noch Anhänger einer grundsätzlichen Scheidung zwischen 'regelmäßigem' und 'sporadischem' Lautwandel. So ist z. B. idg. *k* : gr. κ die regelmäßige, idg. *k* : gr. π die sporadische Entsprechung. Die Buntheit des griechischen α-, ε-, o-Vokalismus, Laute die er als Spaltungen aus idg. *a* betrachtete, suchte er vergebens zu erklären.

Eine große Umwälzung auf sprachlichem Gebiete stand bevor, aber Curtius wußte die Zeichen der Zeit nicht zu deuten. Als er sich mit aller Entschiedenheit

gegen die neueren Strömungen wandte, in seiner Schrift: *Zur Kritik der neuesten Sprachforschung* (Leipzig 1885), war der Sieg der Jüngeren schon zur Tatsache geworden.

II. Durch die grundsätzlich neuen Methoden, die Scherer (*Zur Geschichte der deutschen Sprache*, Berlin 1868) und vor allem Leskien (*Die Declination im Slavisch-Litauischen und Germanischen*, Leipzig 1876) vertraten, war man allmählich zu einer klareren Einsicht, wenn nicht in die Entstehung, so doch in die Geschichte der Flexion gelangt, und man konnte endlich als Grundsatz aufstellen, daß die eigentliche Flexion in der Ursprache schon vollständig vorhanden war. Neubildungen in den abgeleiteten Sprachen beruhen in beträchlichem Maße auf Analogie. Diese letztere, der große psychische Faktor in der Sprachentwicklung, gewann nun eine ganz andere Bedeutung als in der vergangenen Periode (vgl. besonders V. Henrys *Etude sur l'analogie*, Paris 1883).

Die wichtigsten linguistischen Errungenschaften während dieses Zeitabschnitts liegen jedoch entschieden auf dem Gebiete der Lautlehre. Vor allem sei hier G. J. Ascoli genannt, das Haupt der italienischen Sprachforscher, dessen Beobachtungsgabe durch das Studium der lebenden romanischen Sprachen geschärft war; Joh. Schmidt, der unsere Einsicht in die Verwandtschaftsbeziehungen der indogermanischen Sprachen bereicherte, und besonders Aug. Fick (1833—1916) der einige Jahre nach Schleichers «Compendium» sein *Vergleichendes Wörterbuch der indogermanischen Sprachen* herausgab (Göttingen 1870; siehe Bibliographie). Niemand seit Pott hat der Wissenschaft so viele verläßliche Ableitungen geschenkt wie Fick. Aber hierauf beschränkte sich seine Forschung nicht. Mit unablässigem Eifer und stets lebendiger Teilnahme hat der Breslauer Professor Zeit seines Lebens alle Entdeckungen auf sprachwissenschaftlichem Gebiete verfolgt und verarbeitet. Seine Besprechung von Osthoff und Brugmanns *Morphologische Untersuchungen* (Göttingische Gelehrte Anzeigen 1881, S. 1427) zeigt schon den Weg, den später u. a. Hirt einschlug.

Ascoli, Fick und in seinen früheren Arbeiten auch J. Schmidt stehen an der Grenze zwischen der alten und der neueren Zeit; zu den jüngeren For-

schern kann man sie vor allem in anbetracht ihrer Arbeiten über die indogermanischen Palatale rechnen. Denn das Palatalgesetz, das Vernersche Gesetz und der Grundsatz von der gleichmäßigen Wirksamkeit der Lautgesetze bilden das unbestreitbare Eigentum der Führer dieser Periode. Als Junggrammatiker[1]) im engeren Sinn pflegt man die von Leskien angeregten Reformer um 1875 zu bezeichnen: Brugmann, Osthoff und ihren Kreis. Auch de Saussure steht ihnen nahe. Genannt seien auch der Russe Fortunatov und der Holländer Hendrik Kern als eifrige Vorkämpfer der vergleichenden Sprachforschung.

1877 zeigte der Däne Karl Verner in *Kuhns Zeitschrift XXIII*, daß die indogermanischen Tenues gemäß dem Grimmschen Gesetz im Germanischen in der Tat anfänglich zu stimmlosen Spiranten verschoben wurden, daß aber diese dann unter gewissen Bedingungen in der urgermanischen Zeit stimmhaft oder erweicht wurden. Z. B. got. *brōþar* : lat. *frater*, aber got. *fadar* : lat. *pater*. Verglich man die germanischen Formen mit den entsprechenden Bildungen des ältesten Indisch, des Vedischen, z. B. *brōþar-* mit *bhrátar-*, *fadar* mit *pitár-*, so ergab sich, daß die Erweichung der stimmlosen Spiranten im Germanischen überall dort stattfand, wo im Altindischen der Wortakzent nicht unmittelbar voranging. Damit war die Einheit des vedischen und des urgermanischen Akzentes und ihre gemeinsame Herkunft aus der indogermanischen Ursprache bewiesen.[2]) Es ergab sich weiterhin, daß gerade im Konsonantismus für das Gotische sehr viele Formausgleichungen angenommen werden müssen; und hierdurch gewannen die Analogieerscheinungen wieder an Bedeutung.

---

[1]) Der Ausdruck «Junggrammatische Richtung» erscheint zuerst in der Vorrede der genannten *Morphologischen Untersuchungen* (1878) und geht auf ein Scherzwort Zarnckes zurück.

[2]) Es ist hier daran zu erinnern, daß Ed. Sievers „über ein Jahr vor Verner die Erweichung der germanischen stimmlosen Spiranten *f*, *þ*, χ zu *đ*, *ð*, γ mit der Stellung des Akzentes, wie sie uns im ältesten Indischen, dem Vedischen, überliefert ist, in Zusammenhang gebracht hat.» Allerdings hat er seine Entdeckung nicht veröffentlicht. Vgl. W. Streitberg in GRM. 2, 580.

In gleicher Richtung bewegen sich die Arbeiten von Osthoff und Brugmann, die sich um die Erforschung der Stammabstufung große Verdienste erwarben. Osthoff entdeckte die silbischen Liquiden, Brugmann die silbischen Nasale der Ursprache. Dadurch wurden u. a. in gewissen Fällen die Gleichwertigkeit von skr. *a*, gr. α, lat. *en*, got. *un* und von skr. *ṛ*, gr. ρα, αρ, lat. *or*, got. *aur* (germ. **ur*) bewiesen. Damit war aber auch das α des gr. Aorists ἔτραπον kein kärgliches Überbleibsel mehr aus früherer Zeit, keine Folge einer «Trübung des Sprachgefühls», wie Curtius gemeint hatte, sondern das ρα war der rechtmäßige Vertreter des indogermanischen sonantischen *r* (graphisch *ṛ* oder *r̥*).

Man hatte es also mit einer Erscheinung zu tun, die bis in die indogermanische Zeit hinaufreichte: das indogermanische Lautsystem muß sonantische Nasale und Liquiden besessen haben: *m̥*, *n̥*, *l̥*, *ṛ*. Wie durchsichtig wurde nun das Verhältnis von δέκα zu *decem*, von ὄνομα zu *nomen*, von πόδα zu *pedem*, von lat. *in- (infans, irritus)* aus *en-*, zu gr. α-, z. B. in ἄβατος mit sekundärer Betonung, unserem *un-* in *unselig*, *Unrat* usw.

Deutlich erkennt man den Einfluß der Akzentheorie auf die Sprachforschung an der Tatsache, daß man fortan besonders die quantitativen Lautveränderungen des Verbums als eine Folge der Wirkung des indogermanischen Akzentes betrachtete (gr. λείπειν : λιπεῖν) und das Prinzip der Vokalverstärkung dem der Vokalabschwächung Platz machen mußte. Denn, so schloß man mit Recht, waren die Gleichungen λειπ : λιπ = πετ : πτ und ει : ι = σεχ : σχ stichhaltig und konnte man kaum von einer schwachen Wurzel wie πτ oder σχ ausgehen, dann galt dies in gleichem Maße auch von den Wurzeln λιπ und ι.

Weiter hatte man schon seit langem gesehen, daß in den arischen Sprachen Gutturale (oder Hintergaumen-Konsonanten) und Palatale (Vordergaumen-Konsonanten) vor scheinbar gleichen Vokalen wechselten. Nun zeigte es sich, daß die Palatale nur dann vor *a* erscheinen, wenn diesem *a* in den europäischen Sprachen ein *e* entsprach. Hierdurch wurde einerseits das Rätsel der arischen Palatalbildung gelöst: sie beruhte auf dem palatalisierenden oder mouillierenden Einfluß des folgenden Lautes auf

den vorhergehenden Guttural. Aber anderseits folgte nun, daß dieses *a* selbst aus einem palatalen Laut, nämlich *e*, entstanden sein mußte. Daraus leitete man logisch die Priorität des europäischen Vokalismus ab und stellte fest, daß man bei der Rekonstruktion des indogermanischen Vokalismus vom europäisch-griechischen Lautsystem ausgehen müsse. Man nahm also an, daß die Grundsprache *a*, *e*, *i*, *o*, *u* besessen habe. Als Entdecker dieses «Palatalgesetzes» sind zu nennen Verner, Tegnér, Thomsen, de Saussure, vor allem aber Collitz und Joh. Schmidt mit ihren maßgebenden Veröffentlichungen. Die Erforschung des Vokalismus im allgemeinen förderten u. a. H. Paul, Hübschmann, H. Möller und Bezzenberger. Ferd. de Saussure bestimmte insbesondere das Verhältnis der indogermanischen Vokale untereinander und bewies das Vorhandensein zweisilbiger Wurzeln in seinem genialen *Mémoire sur le système primitif des voyelles dans les langues indo-européennes* (1879).

Zum Schluß muß noch das Prinzip der sogenannten «Ausnahmslosigkeit» besprochen werden. Bopp hatte den Lautveränderungen weiten Spielraum gelassen; Pott, Schleicher und Curtius hatten diese Freiheit beschränkt. Gleichwohl sprach auch der letztere noch viel von «sporadischem Lautwandel». Aber man kam mehr und mehr von dieser überlieferten Anschauung ab, bis endlich Leskien, dann Osthoff und Brugmann, dem neuen Standpunkt von den «ausnahmslosen Lautgesetzen» und von der Wirkung der Analogie eine scharfe Formulierung gaben.[1])

[1]) Leskien sagte in der Einleitung zur *Declination im Slavisch-Litauischen und Germanischen*, Leipzig 1876, S. XXVIII: «Versteht man unter Ausnahmen solche Fälle, in denen der zu erwartende Lautwandel aus bestimmten erkennbaren Ursachen nicht eingetreten ist, z. B. das Unterbleiben der Verschiebung im Deutschen in Lautgruppen wie *st* usw., wo also gewissermaßen eine Regel die andere durchkreuzt, so ist gegen den Satz, die Lautgesetze seien nicht ausnahmslos, natürlich nichts einzuwenden. Das Gesetz wird eben dadurch nicht aufgehoben und wirkt, wo diese oder andere Strömungen, die Wirkungen andrer Gesetze nicht vorhanden sind, in der zu erwartenden Weise. Läßt man aber beliebige zufällige, untereinander in keinen Zusammenhang zu bringende Abweichungen zu, so erklärt man im Grunde damit, daß das Objekt der Untersuchung, die Sprache, der wissenschaftlichen Erkenntnis nicht zugänglich ist».

Viel wurde in diesem Zeitabschnitt auch auf theoretischem Gebiete geleistet. Hatte Steinthal schon seit langem auf den Wert der «Völkerpsychologie» und der allgemeinen Sprachwissenschaft hingewiesen, so blieb es dem eben genannten H. Paul vorbehalten, diesen Grundsatz auf die indogermanische Sprachwissenschaft in Anwendung zu bringen. Ihm stand am nächsten W. D. Whitney, der die Sprache weder als Kunst-, noch als Naturprodukt, sondern als eine menschliche Einrichtung betrachtete und infolgedessen die Sprache als eine «geschichtliche oder moralische Wissenschaft» wertete. Man darf wohl behaupten, daß diese und ähnliche prinzipielle Auffassungen vom Wesen der Sprache und Sprachwissenschaft die psychologische Richtung der folgenden Periode eingeleitet haben. Der Wert der Lautphysiologie für das Studium der Sprachwissenschaft wurde zuerst von dem oben erwähnten Germanisten Rud. von Raumer erkannt.

III. Im dritten und letzten Zeitraum macht die äußere und innere Sprachwissenschaft noch immer wichtige Fortschritte. Wenn ich von äußerer Sprachwissenschaft rede, so meine ich hiermit zunächst eine strenge Anwendung der experimentellen Methode, wozu Abbé Rousselot in seinen von Streitberg mit Recht als epochemachend bezeichneten *Modifications phonétiques du langage* (Paris 1892) den großen Anstoß gab: damit trat die Phonetik in den Vordergrund, und die Lautgesetze wurden an den Ergebnissen der Dialektforschung erprobt. Auch die Dialektgeographie sowie überhaupt die Erforschung lebender Sprachen und Dialekte kam zu Ansehen. Man begriff, daß sich in diesen das wirkliche Sprachleben am deutlichsten offenbart. Die lebenden Sprachen können die Erklärung mancher Erscheinung in den alten Sprachen liefern; Dialekt und Volkssprache können Probleme allgemein sprachlicher Art viel besser erhellen als die Ge-

Das «Glaubensbekenntnis» von Osthoff und Brugmann im Vorwort der *Morphologischen Untersuchungen* (1878) gipfelt in folgenden zwei methodischen Grundsätzen: 1. Aller Lautwandel, soweit er mechanisch vor sich geht, vollzieht sich nach ausnahmslosen Gesetzen; 2. in den älteren und ältesten Sprachperioden treten Analogiebildungen in demselben Umfang oder gar noch größerem Umfang uns entgegen wie in den jüngeren und jüngsten.

mein- und Kultursprache. Damit hängt dann auch das erhöhte Interesse an den späteren Perioden des Latein und Griechisch zusammen, das schon durch die Preisgabe der normativen Wertung des Klassischen befördert worden war.

Weiterhin legte man immer mehr Wert auf die Entwicklungsgeschichte der Einzelsprachen und bemühte sich, den Anforderungen der Sprachvergleichung wie den besonderen philologischen Aufgaben in gleicher Weise gerecht zu werden. Für die klassischen Sprachen spiegeln sich diese Bemühungen getreulich wieder in der von Kretschmer und Skutsch begründeten Zeitschrift *Glotta*.

Zur äußeren Sprachforschung gehören auch die Untersuchungen über Wurzelbildung, über Wurzeldeterminative und Präformanten, besonders aber die über Akzent und Ablaut (von Hirt und Streitberg). Hirts Ablautstudien kann man als eine an die Theorien skandinavischer Forscher anknüpfende Aus- und Umbildung des von de Saussure aufgestellten Systems betrachten. Ob die Untersuchungen über Wurzelbildung und Lautwechsel in jeder Hinsicht gleich gut geglückt sind, muß jedoch erst die Zukunft lehren.

Andrerseits erfuhr die innere Sprachuntersuchung eine Vertiefung durch das Studium der Sprachpsychologie und -soziologie. Tatkräftig arbeitete in sprachpsychologischer Hinsicht der Leipziger Philosoph W. Wundt, dessen *Völkerpsychologie* uns große Bewunderung abnötigt; aber mit Ehre müssen hier auch H. Paul, Wegener, van Ginneken, Sütterlin, Dittrich, Sechehaye u. a. genannt werden.

Dittrich und Wundt — letzterer in scharfem Gegensatz zu H. Paul — legen den Schwerpunkt auf die soziale Bedeutung der Sprache. Die Sprache hat nicht nur eine phonetische und psychische, sondern auch eine soziale Seite; sie ist eine Erscheinung der menschlichen Gesellschaft. Man kann zwar behaupten, daß die Sprachen außerhalb der sie sprechenden Personen nicht vorhanden sind, und daß es infolgedessen nicht angeht ihnen ein autonomes Sein, eine selbständige Wesenheit zuzuerkennen. Wenn aber die Realität einer Sprache auch nicht greifbar ist, so besteht sie trotzdem; und diese Realität ist zugleich linguistisch und gesellschaftlich. Denn einerseits bildet

die Sprache einer bestimmten Gemeinschaft ein zusammenhängendes System von Lauten und Formen, in dem alles wohlgeordnet ineinandergreift und in das nur solche individuelle Neubildungen eindringen können, die mit den allgemeinen Sprachregeln übereinstimmen. Andrerseits aber ist sie das Verkehrsmittel zwischen den Gliedern einer bestimmten Sprachgemeinschaft, und die Notwendigkeit selber verstanden zu werden verbietet den einzelnen Gliedern sie zu ändern. Großes Verdienst um die soziale Sprachforschung erwarb sich in Frankreich der vielseitige, durchaus synthetisch gerichtete Forscher Antoine Meillet.

Die psychologische und soziale Sprachforschung bilden ein Gegenwicht gegenüber dem mitunter starren Dogmatismus der Junggrammatiker. Den Bestrebungen dieser letzteren stellt sich jedoch noch entschiedener die Schule der Neolinguisten entgegen, die vorzugsweise auf dem Gebiete der romanischen Mundarten arbeiten. Die vielen äußeren Einflüsse, die die normale Wirkung der Lautgesetze durchkreuzen, und worauf sich die Junggrammatiker oft nur als letzen Ausweg berufen, sehen die Neolinguisten nicht als beiläufige und zufällige Faktoren an, sondern schreiben ihnen eine regelmäßige Wirksamkeit zu (vgl. unten, S. 99).

Die psychologische Sprachbetrachtung einerseits, die soziale und kulturgeschichtliche andrerseits bewirkten auch auf dem Gebiete der Bedeutungslehre oder Semantik eine völlige Umkehr. All diese Strömungen führen uns wieder zur allgemeinen Sprachkunde der Alten, aber jetzt aufgefaßt im Sinne einer Wissenschaft von den allgemeinen Gesetzen, die die historische Entwicklung der Sprachen beherrschen.

Bibliographie. Eine geschichtliche Übersicht findet man, außer in den Handbüchern, besonders bei Delbrück, *Einleitung*, V. Thomsen, *Sprogvidenskabens Historie* und de Saussure, *Linguistique générale*, S. 13, für Griechisch, Lateinisch, Keltisch, Baltoslavisch und Albanisch in der *Geschichte der Idg. Sprachwissenschaft* (Bd. 1 und 3, Teil II) hg. von W. Streitberg. Wichtige Angaben auch in Fritz Bechtels *Hauptproblemen*. Vgl. auch H. Steinthal *Geschichte der Sprachwissenschaft bei den Griechen und Römern*, F. Muller, *De veterum imprimis Romanorum studiis etymologicis* R. Reitzenstein, *Geschichte der griechischen Etymologika* und besonders Th. Benfey, *Geschichte der Sprachwissenschaft und orientalischen Philologie*, 1869.

Außer dem Aufsatz von Streitberg *Zur Geschichte der Sprachwissenschaft* IF. 35, 182, der einzelne Persönlichkeiten und Tatsachen näher beleuchtet, vgl. die Biographien: S. Lefmann, *Franz Bopp, sein Leben und seine Wissenschaft* (1895—97); W. Scherer. *Jacob Grimm*[2], 1885; H. Kern, *Over Jacob Grimm en zijn invloed op de ontwikkeling der Nederlandsche taalwetenschap* in den *Uitgaven der Vlaamsche Academie* Gent 1902; W. D. Whitney, *Max Müller and the science of language,* New-York 1892, eine scharfe, aber im ganzen gerechte Ablehnung; W. Streitberg, *Schleichers Auffassung von der Stellung der Sprachwissenschaft* IF. VII 360, wo der Einfluß der Naturwissenschaft und der Hegelschen Philosophie trefflich beleuchtet wird. Zu nennen sind ferner folgende Biographien und Würdigungen: über Schleicher: J. Schmidt in der *Allg. deutschen Biographie;* über G. Curtius: E. Windisch (Berlin 1887); über Karl Verner: W. Streitberg in der *Beilage zur Allg. Zeitung* 1897, Nr. 2, und H. Pedersen, IF. Anz. 8, 107 f.; über J. Schmidt: Solmsen in der *Beilage zur Allg. Zeitung* 1901, Nr. 170; über Osthoff: Brugmann, IF. Anz. 24, 218 f.; über Leskien: Jagić, *Arch. f. slav. Philologie* 37, 270 f., Brugmann, *Sitzungsber. d. sächs. Gesell. der Wissensch., Hist.-phil. Kl.* 1916, Heft 6 und W. Streitberg, *Jahrb. der bayer. Akad.* 1917; über Brugmann: ebenda, 1920 [beide Nekrologe von Streitberg auch im *Idg. Jahrb.* 7]; über A. Fick: Bezzenberger, *Idg. Jahrb.* 5, 282 f. — Vgl. auch die schöne Biographie *Rasmus Rasks* von O. Jespersen, Kopenhagen und Christiania 1918. Würdigung Fortunatovs von F. Solmsen in DLZ 1903, Sp. 2016; über F. de Saussure vgl. Streitberg im *Idg. Jb.* II 203, sowie Meillet in BSL 1913, CLXV. Eine sehr brauchbare Übersicht über die neuesten linguistischen Strömungen gibt Meillet in einer Rede über *L'État actuel des études de linguistique générale,* Paris 1906, und in dem Aufsatz *Linguistique historique et linguistique générale,* Scientia IV 360.

Dritter Abschnitt.
Allgemeine Prinzipien.

1. Ziel und Methode der indogermanischen Sprachwissenschaft. Allgemeine Sprachwissenschaft.

Die indogermanische Sprachwissenschaft setzt sich zum Ziele, durch Vergleichung der übereinstimmenden Formen in den indogermanischen Sprachen die Gesetze zu erforschen, die ihre Lautlehre, Flexion und Wortbildung beherrschen, ihren Wortschatz zu bestimmen, ihre Denk- und Vorstellungsweise näher zu erläutern. Sie ist das methodische Studium der Übereinstimmungen der indogermanischen Sprachgruppe in bezug auf ihren Ursprung.

Zu diesem Zwecke unterwirft der Indogermanist die überlieferten Formen einer genauen historisch-kritischen Untersuchung, bemüht sich, in jeder Sprache oder in möglichst vielen verwandten Sprachen auf sprachgeschichtlichem Weg die älteste Form zu finden, dringt induktiv zum vorgeschichtlichen Zeitraum der einzelnen indogermanischen Sprachen vor und strebt durch Vergleichung dieser Rekonstruktionsformen die Urformen der Grundsprache aufzufinden und zugleich die Regeln zu erkennen, denen diese letzteren in ihrer Entstehung und Entwicklung unterworfen waren.

Die Geschichte einer Sprache ist zum größeren Teil die Geschichte ihrer Wörter, ihrer Sprachformen. Daraus folgt, daß die geschichtliche Wortableitung oder Etymo-

logie die Grundlage und der Unterbau jeder Sprachuntersuchung ist. Hierbei bedingen und ergänzen sich die historische und die vergleichende Methode gegenseitig. Die Sprachforschung beruht auf dem Entwicklungsgedanken und zeigt den Weg zur indogermanischen Ursprache. Umgekehrt werden analoge Formen und Entwicklungsreihen in verwandten Sprachen und auch die rekonstruierten Formen und Gesetze der Ursprache selbst der historischen Forschung bei der Erklärung verschiedener sprachlicher Erscheinungen zu gute kommen. Die Rekonstruktion der Ursprache ist somit nicht nur Zweck sondern auch Mittel.

Will man sich von der tatsächlichen Entsprechung von zwei oder mehr Formen aus stammverwandten Sprachen überzeugen, muß man seinen Weg zur Ursprache nehmen. Streng wissenschaftlich gesprochen kann man von der Verwandtschaft der Formen: gr. τρεῖς, lat. *trēs*, got. *þreis* 'drei' erst überzeugt sein, wenn man durch die Rekonstruktionsformen gr. *τρεες aus *τρει̯ες, lat. **trei̯es*, germ. **þrii̯is* aus **trei̯es* zur indogermanischen Urform TRÉI̯ES vorgedrungen ist. Hieraus ergibt sich auch, daß man zunächst zu der ältesten erreichbaren Sprachform in den einzelnen Sprachgruppen (hier urgriech., urit. und urgerm.) zurückzugehen hat, indem man sich soviel als möglich auf das eigene Material dieser besonderen Gruppen stützt. Denn zwischen dem Indogermanischen und z. B. dem Attischen liegt das den dialektisch getrennten griechischen Völkerstämmen gemeinschaftliche Urgriechisch.

Wenn wir hier von «Sprachen» sprechen, so meinen wir die indogermanische Sprachgruppe. Um jedoch reichlichere, zuverlässigere Ergebnisse zu erhalten, um die allgemeine Sprachgeschichte zu fördern, muß der Indogermanist seine Vergleichungen auch auf andere Sprachgruppen ausdehnen. Denn das letzte Ziel jedes Sprachstudiums ist es, zu ergründen, wie der menschliche Geist sich im Wesen der Sprache, in ihren Umbildungen und vielgestaltigen Schicksalen im Laufe der Zeiten offenbart. Die Sprache ist eine Offenbarung des Seelenlebens; sie ist ein Kulturfaktor, der die Menschen innerlich im Bewußtsein verbindet und sie zu Gemeinschaftswesen macht. Letzten Endes ist die Sprachforschung also eine

Unterabteilung der Psychologie und Kulturgeschichte der Völker. Auch genealogisch nicht verwandte Sprachen können hierbei helfen; denn sie alle haben Züge gemeinsam, die in übereinstimmenden Verhältnissen des Sprachlebens ihre Erklärung finden.

In den Anfängen der vergleichenden Sprachwissenschaft wurden oft Hebräisch, Arabisch und andere Sprachen der semitischen Gruppe als genetisch verwandt in die Vergleichung einbezogen. Auch der malaisch-polynesischen Gruppe schenkte man Beachtung, und nur aus rein praktischen Gründen hat man diesen Weg verlassen. Versuche wie die Alf. Trombettis, alle bekannten Sprachen von einer Ursprache abzuleiten, müssen jedoch entschieden als unreif erachtet werden. Dagegen will Hermann Möller (besonders in der Schrift *Semitisch und Indogermanisch*) die Verwandtschaft des Indogermanischen mit dem Semitisch-Chamitischen nachweisen und sogar den gemeinschaftlichen Stammbaum dieser Gruppen rekonstruieren. Ein gesichertes Ergebnis seiner Bemühungen läßt sich jedoch noch nicht absehen.

Anhangsweise sei hier noch auf die Einteilung der Sprachwissenschaft in eine synchronistische und eine diachronistische hingewiesen, auf die de Saussure größten Wert legt. Synchronistisch ist alles, was sich auf die statische Anschauung der Sprachwissenschaft bezieht; man betrachtet dabei die sprachlichen Probleme im Querschnitt. Diachronistisch ist alles, was die evolutive Seite der Wissenschaft anbelangt; man betrachtet dann die sprachlichen Probleme im Längsdurchschnitt. So ist z. B. das Lautgesetz: ‘die indogermanischen Mediae aspiratae werden im Griechischen und Lateinischen zu Tenues aspiratae’ diachronistischer Art; dagegen: ‘das griechische Wortende läßt nur Vokal, ς, ν oder ρ zu’ synchronistischer Art.

Bibliographie. Allgemein methodisch: A. Meillet, *Linguistique*, Paris 1911 (*De la méthode des sciences* IX, 2); E. Hermann, *Über das Rekonstruieren* KZ. XLI, 1; vgl. F. Kluge, PBB. XXXVII 470. Über allgemeine Sprachverwandtschaft vgl. den trefflichen Aufsatz von Meillet in *Scientia* XV 403 (*Le problème de la parenté des langues*).

Trombettis *L'Unità d'origine del linguaggio*, Bologna 1905; glänzende Kritik von Ceci, La Cultura Bd. 26, Nr. 1—10. H. Möllers wichtigste Werke sind *Semitisch und Indogermanisch*, Kopenhagen

1906; *Vergleichendes Indogermanisch-Semitisches Wörterbuch*, Göttingen 1911; vgl. KZ 42, 147; bespr. von H. Pedersen IF 22, 341; H. Grimme ib. Anz. 2; Finck, *Anz. f. d. Altertum* 32, 249 f.; A. Cuny BSL. 13, 244; 16, 392.

Über Syn- und Diachronismus vgl. de Saussure, *Linguistique générale*, S. 117—147.

2. Einteilung der Sprachen, insbesondere der indogermanischen.

I. Morphologische Verwandtschaft. Man ist gewohnt, alle Sprachen der Welt nach ihrer äußeren Struktur in einige Hauptklassen einzuteilen. Wie unvollkommen diese Einteilung auch sein mag, jedenfalls verdient sie den Vorzug gegenüber der Anordnung von F. N. Finck (*Die Sprachstämme des Erdkreises*), bei der alle Sprachstämme einfach in die Schubfächer des Keaneschen Rassensystems hineingezwängt werden. Nach dem Finckschen Einteilungsprinzip unterscheidet man schlechthin: Sprachen der kaukasischen, mongolischen, amerikanischen und äthiopischen Rasse. Nun weiß man aber einerseits, wie spröde gerade das Keanesche Rassensystem ist; andrerseits werden wir später darauf hinzuweisen haben, wie unwissenschaftlich es ist, die Begriffe «Sprache» und «Rasse» miteinander zu verknüpfen.

In ihrer *Charakteristik der hauptsächlichsten Typen des Sprachbaues* geben Steinthal-Misteli folgendes recht brauchbare Schema, dem sich auch Finck in seinen *Haupttypen des Sprachbaues* im wesentlichen anschließt.

1. Bei den **einverleibenden Sprachen** sind Worte und Satz identisch, d. h. Subjekt, Objekt und Verbum sind zu einer Form verschmolzen. Zu unterscheiden sind hier der mexikanische Typus und der grönländische Typus (namentlich die Eskimo-Sprachen).

2. Die **wurzelisolierenden Sprachen** umfassen den chinesischen und den siamesisch-burmanischen Typus. Die Rede besteht aus einsilbigen, unveränderlichen Elementen (uneigentlich «Wurzeln» genannt) mit gegenständlicher Bedeutung. Niemals bilden sie ein Wort aus verschiedenen Bestandteilen. Der Platz des Wortes im Satze bestimmt, ob es Subjekt, Objekt oder Prädikat ist. Das chinesische *tá* kann z. B. je nach seiner Stellung

'groß', 'Größe', 'sehr groß', 'vergrößern' usw. bedeuten. Zu dieser Gruppe gehören auch die tibetanischen und die nicht-arischen Himalaya-Sprachen.

3. Bei den **stammisolierenden Sprachen** werden die grammatischen Verhältnisse durch Prä-, In- oder Suffixe ausgedrückt, ohne Scheidung der grammatischen Funktion. Zu dieser Gruppe gehört die malaisch-polynesische Familie, die besonders H. Kern untersuchte. Sie erstreckt sich über ein weites Gebiet: von Madagaskar über Australien bis nach der Osterinsel unweit von Südamerika, und von Formosa im Norden bis Neuseeland im Süden. Sie umfaßt die meisten Sprachen des Indischen Archipels, worunter das Javanische die einzige Sprache mit einer alten Literatur ist. Wilh. Schmidt, der diese Sprachgruppe die austronesische nennt, hat ihren Zusammenhang mit den Mon-Khmer-Sprachen Hinterindiens bewiesen.

4. Die **anreihenden Sprachen**, in denen alle den Bezeichnungen grammatischer Verhältnisse dienende Affixe mit den stofflichen Elementen nicht fester verbunden sind als der Artikel mit seinem Nomen, umfassen den ägyptisch-koptischen Typus und vor allem die riesige Gruppe der Bantu-Sprachen in Süd- und Zentralafrika, mit einer östlichen (Kaffern), mittleren und westlichen Gruppe (Herero).

5. Bei den **agglutinierenden Sprachen** verbinden sich die Affixe fester als bei den anreihenden Sprachen mit einer Wurzel zu agglutinierten Wörtern, um die grammatischen Funktionen auszudrücken. Hierher gehören die ural-altaischen Sprachen, die durch die sog. «Vokalharmonie», d. h. durch eine bestimmte klangliche Übereinstimmung zwischen den Vokalen der Wurzel und des Affixes, gekennzeichnet sind. Das Stammland dieser Gruppe sucht man im Ural-Altaigebirge. H. Pedersen betrachtet diese Gruppe als eine der indogermanischen verwandte und möchte beiden den gemeinsamen Namen nostratische Gruppe geben. Zum Altaischen gehören u. a. Mongolisch, Mandschurisch und Türkisch; zum Uralischen: Lappisch, Finnisch und Ungarisch oder Magyarisch, weiter das Samojedische, dessen Verwandtschaft mit dem Finno-Ugrischen Setälä endgültig bewiesen hat.

Eine zweite Gruppe bilden die dravidischen Sprachen, z. B. das Tamil und Kanaresisch.

Der agglutinierende Charakter dieser Sprachen ergibt sich z. B. aus ungar. *ember* ‘Mensch’, *Magyar-ember* ‘ein Ungar’, *ember-ek* ‘Menschen’, *ember-nek* ‘dem Menschen’.

6. Die **flektierenden Sprachen** endlich verschmelzen Wurzel und Affix zu einem Ganzen in dem Grade, daß der ganze Scharfsinn der Linguisten nötig ist, um die Fugen und Nähte zu entdecken. Man denke z. B. an die griechischen Formen: εἰμί, εἶ, ὦ, ἦς, εἴην, ἴσθι, εἶναι, ὤν, denen die Wurzel ES zu grunde liegt. Diese Gruppe umfaßt zunächst die Chamitisch-semitische Familie, die sich in zwei Hauptzweige spaltet. Zu den chamitischen Sprachen werden gerechnet: Altägyptisch und Koptisch, Nubisch und bisweilen Berberisch, zu der semitischen: Assyrisch, Arabisch, Hebräisch, Syrisch und Abessinisch. Die zweite Hauptgruppe der flektierenden Sprachen bildet die indogermanische Familie.

Diese Einteilung stellt bei den verschiedenen Sprachen für jede ihrer Hauptklassen nur eine äußerliche, rein formale Übereinstimmung fest, ohne diese durch gemeinschaftlichen Ursprung erklären zu wollen. Und ebensowenig ist damit etwas über ein näheres Verhältnis der Hauptklassen untereinander ausgesagt. Die wurzelisolierenden Sprachen stellen sicher nicht den ursprünglichsten Zustand dar, obschon sie am einfachsten erscheinen, und es geht nicht an zu behaupten, daß die Sprache sich planvoll zur Flexion entwickelt hat. Es ist sogar wahrscheinlich, daß etwa das Chinesische am Ende einer langen Entwicklungsreihe steht, besonders da die chinesischen Wörter mit verschiedenen Tonqualitäten gesprochen werden, die sich nur als Folge von Kürzungen erklären lassen. Dann wären die Erscheinungen, die im Chinesischen für Zusammensetzungsfähigkeit sprechen, Überbleibsel, obschon sie auch den Weg zu einem neuen Entwicklungsgang weisen können. Auch die agglutinierenden Sprachen zeigen einige Übereinstimmungen mit den flektierenden. Das Finnisch-Ugrische z. B. scheint in mancher Hinsicht der Flexion näher als der Agglutination zu stehen, während Skandinavisch, Englisch und Persisch ihre Flexion

so gut wie verloren haben und sich den isolierenden Sprachen zu nähern scheinen. Man möchte hierin einen Kreislauf in der Sprachentwicklung erblicken, aber dies ist keineswegs nötig noch auch historisch verbürgt.

II. Psychologische Verwandtschaft. Finck hat auch versucht, die gesamten Sprachen nach der geistigen Eigenart der Völker in Klassen einzuteilen. Es ist bei einer Skizze geblieben, die aber um ihrer Merkwürdigkeit willen mitgeteilt zu werden verdient.

1. Ein Vorherrschen von Empfindungen kennzeichnet die anreihenden, wurzelisolierenden und agglutinierenden Sprachen (welche Finck 'unterordnende' nennt).

2. Ein Vorherrschen von Gefühlen kennzeichnet die stammisolierenden, einverleibenden und semitischen (wurzelflektierenden) Sprachen.

3. Ein Gleichgewicht von Gefühlen und Empfindungen kennzeichnet die indogermanischen (stammflektierenden) und kaukasischen (gruppenflektierenden) Sprachen. Überdies werden die Sprachen in jeder dieser Gruppen verteilt nach dem Prinzip der Reizbarkeit. So zeigen z. B. die anreihenden Sprachen große, die wurzelisolierenden mittlere, die unterordnenden geringe Reizbarkeit.

III. Genealogische Verwandtschaft. Eine andere, der morphologischen Verwandtschaft untergeordnete Einteilung erklärt die Ähnlichkeit zwischen bestimmten Sprachen durch ursprüngliche Identität und Entwicklung aus einer gemeinsamen Grundsprache. Man spricht daher nicht nur von «Sprachgruppen», sondern auch von «Sprachfamilien». Natürlich ist der Ausdruck der «Verwandtschaft», obschon im engeren Sinne als bei der morphologischen Einteilung genommen, rein bildlich aufzufassen; wir gebrauchen eben immer noch Ausdrücke, die aus der naturwissenschaftlichen Terminologie Schleichers u. a. stammen. Denn eine Sprache kann nicht von einer anderen «abstammen», da sie ja nichts Konkretes ist, das außerhalb des Sprechenden besteht; verwandte Sprachen sind in Wirklichkeit ein und dieselbe Sprache, die im Laufe der Zeiten im Munde der Sprechenden vielfach verändert wurde. Die Sprechenden brauchen nur das Gefühl und den Willen zu haben ein und dieselbe Sprache

zu sprechen, sei es, daß die Sprache auf normale Weise von Geschlecht zu Geschlecht überliefert wurde, sei es, daß gewisse Gruppen von Sprechenden sie anstelle ihrer früheren Sprache angenommen haben. Alle Sprachen, die so von derselben Sprache abstammen, sind unter sich verwandt. «La parenté des langues, sagt Meillet, résulte *uniquement* de la continuité du sentiment de l'unité linguistique.» Diese Sprachverwandtschaft ist also durchaus psychosozialer Art. Denn fast niemals bildet eine Sprache eine scharf begrenzte historisch-geographische Einheit. Man sagt, daß die romanischen Sprachen vom Lateinischen abstammen: in Wirklichkeit sind diese Sprachen nur langsame Kristallisationen des durch Kolonisten und Soldaten eingeführten, dialektisch gefärbten und durch zahlreiche Übereinstimmungen verbundenen Vulgärlateins. Dies ist zur richtigen Würdigung der folgenden genealogischen Einteilung der indogermanischen Sprachen stets im Auge zu behalten. Ich halte dabei im allgemeinen an der S. 289—290 zu besprechenden Einteilung in Centum- und Satemsprachen fest.

1. Das Griechische.

Der Zeitraum der griechischen Kultursprache erstreckt sich von der Zeit der ältesten epischen Sprache (vor dem 8. Jahrh. vor Chr.) bis auf unsere Tage und umfaßt chronologisch die epische, klassische, alexandrinische, römische, byzantinische und moderne Periode. Die gesprochene griechische Volkssprache ist uns am besten durch Inschriften überliefert; läßt man die Schreibversehen ihrer Verfertiger außer acht, so sind diese Zeugnisse unwiderleglich.

Das Urgriechische war schon stark dialektisch gefärbt, als die Stammväter des späteren Griechenvolkes noch nördlich der Balkanhalbinsel wohnten. Schichtenweise sind die einzelnen griechischen Stämme vorgedrungen, und schichtenweise haben sich die jüngeren Dialektgruppen über die älteren vorgeschoben. Die Dialektunterschiede beruhen also einerseits auf einer bereits vorhandenen Differenzierung, die durch die natürliche Bodenbeschaffenheit in hohem Maße verschärft wurde, andrerseits auf Dialektmischung und Einwirkung der Sprache der ursprünglichen Bewohner des Landes. Den drei großen

Stammes- und Sprachschichten der griechischen Bevölkerung entspricht chronologisch die Einteilung in ionische, achäische (vielleicht auch umgekehrt: achäische, ionische) und dorische Dialekte. Man unterscheidet auch die nichtionischen von den ionischen Mundarten. Die erste Gruppe bewahrt überall das ursprüngliche ᾱ : ἵστᾱμι aus idg. **sistāmi*, während die zweite Gruppe *ā* durch *ē* ersetzt: ἵστημι.

a) Die ionischen Dialekte sind: das Altionische Kleinasiens (Grunddialekt der homerischen Gedichte), das kleinasiatische Neuionisch (Herodot), das Inselionisch (als die Kette, die die asiatischen mit den europäischen Dialekten verbindet), das Euböische und schließlich das Attische. Letzteres unterscheidet sich vom Gemeinionischen dadurch, daß es das ursprüngliche ᾱ nach ρ, ι und ε wiederherstellt. Z. B. dor. σοφίᾱ 'Weisheit', ἁμέρᾱ 'Tag' : ion. σοφίη, ἡμέρη : att. σοφία, ἡμέρα. Dem attischen Volksdialekt, der auch in vielen Vaseninschriften belegt ist, kommen die Komödien des Aristophanes und — mit entsprechendem Abstande — die Dialoge Platos am nächsten.

b) Die achäische oder zentralgriechische Gruppe zerfällt in eine nord- und südachäische. Die nordachäische oder äolische Gruppe umfaßt das kleinasiatische Äolisch (besonders das Lesbische: Sappho, Alkaios), Thessalisch und Böotisch. Die beiden letzteren sind stark mit nordwestgriechischen Bestandteilen gemischt. Die südachäische Gruppe (Arkadisch, Kyprisch und Pamphylisch) wird wohl auch als selbständige arkado-kyprische Gruppe chronologisch zwischen Ionisch und Achäisch eingeschaltet; sie umfaßt die Reste einer früher sehr wichtigen, durch feindliche Invasion gestörten Dialektgruppe.

c) Die dorische Gruppe besteht aus zwei Unterabteilungen, die große sprachliche Übereinstimmung ohne engeren historischen Zusammenhang zeigen, das eigentliche Dorisch (Lakonisch, Messenisch, Argolisch, Korinthisch, nebst den Dialekten von Megara, Kreta, Rhodos usw.) und das Nordwestgriechische (die Dialekte von Epirus, Akarnanien und Ätolien, Lokris und Phokis, Achaia und Elis). Dorisch schrieben u. a. Pindar und Alkman.

Verschiedene dieser Dialekte erhoben sich durch starken Verkehr und kräftiges Nationalbewußtsein zu allgemeinen Landessprachen; so redete man von einer do-

rischen, nordwestgriechischen, attischen, ionischen Koine (κοινὴ διάλεκτος). Infolge der literarischen und politischen Hegemonie Athens begann jedoch die im Wesentlichen auf attischer Grundlage beruhende Koine die andern nicht nur als Kultur- sondern auch als Volkssprache langsam zu verdrängen. Durch Einfluß der ionischen Koine wurde sie selbst stark ionisch gefärbt. Später im Dienste der mazedonischen Herrscher wurde sie die griechische Einheitssprache und mit Alexander dem Großen Weltsprache.

Neugriechisch wird heutzutage noch gesprochen von der Bevölkerung Griechenlands und den Bewohnern der Inseln und Küstenstriche des Ägäischen und z. T. des Schwarzen Meeres. Die neugriechischen Dialekte sind jedoch jüngeren Datums und keine Fortsetzung der alten Mundarten, welche bis auf das Lakonische ausgestorben sind. Dieses lebt im heutigen Zakonisch fort.

1822 wurde von der Berliner Akademie unter Leitung von August Boeckh mit der Herausgabe eines *Corpus Inscriptionum Graecarum* begonnen [*CIG.*]; das neue Berliner Corpus, um das sich Adolf Kirchhoff bleibende Verdienste erworben, datiert von 1873 an.

2. Das Italische zerfällt in zwei Hauptgruppen: die oskisch-umbrische und die lateinisch-faliskische Gruppe.

a) Das Oskische, oder Oskisch-Samnitische, ist die Sprache der Samniten, erhielt Schriftform aber erst von den Oskern der Campagna. Es ist uns vor allem aus der *Tabula Bantina* bekannt, während das vornehmste Denkmal des auf dem Hochplateau der Apenninen gesprochenen Umbrischen die *Tabulae Iguvinae* sind. Zu dieser Gruppe werden weiter noch gerechnet die Dialekte der meisten kleineren Stämme Mittelitaliens, die man Sabeller nennt, wie die Sabiner, Volsker, Päligner, Äquer, Marser u. a. In gewisser Hinsicht stellen Oskisch und Umbrisch die Extreme der italischen Sprachentwicklung dar. Während nämlich das Oskische die ursprünglichen Diphthonge treu bewahrt, übertrifft das Umbrische in seiner Vereinfachung sogar das Latein. Aber charakteristisch für die ganze Gruppe ist *f* als Repräsentant der inlautenden idg. *bh* und *dh* gegenüber dem lat. *b*; z. B. osk.-umbr. *lifra* ‘Pfund’ : lat. *libra*. Eigenartig ist auch die Labialisierung der idg. velaren Tenuis, z. B. lat. *quis* : osk. *pis*, umbr. *pisi*.

b) Der vom Latein nicht sehr verschiedene faliskische Dialekt wurde im südöstlichen Etrurien gesprochen. Das Latein ist die einzige italische Mundart, die sich zu einer Kultursprache entwickelte und eigene Literatur besitzt. Diese Literatur erstreckt sich über einen Zeitraum von etwa neun Jahrhunderten. Das Volkslatein ist abgesehen von den plautinischen Komödien am besten aus den Inschriften zu lernen. Das älteste Denkmal der Stadtsprache ist wohl die Bustrophedon-Inschrift des *lapis niger* auf dem Forum (wahrscheinlich 6. Jahrh.). Dann folgen die *fibula Praenestina* und die Inschrift des *Duenos* (4. Jahrh.?). Das Stadtlatein erhob sich natürlich rasch zur Koine in Latium und Italien und wurde immer mehr dialektisch gefärbt. Seit Augustus ist es die Gemeinsprache des ganzen römischen Reiches. Aber mit der Teilung dieses Reiches und mehr noch mit dem Verfall des weströmischen Reiches wurde die einheitliche Verwaltung zerstört, und der Verkehr ließ nach. Damit traten natürlich die Dialektunterschiede in den kolonisierten Ländern in den Vordergrund, und nach dem 6. Jahrhundert beginnt dann das Einzelleben der romanischen Sprachen.

Seit 1863 wird von der Berliner Akademie der Wissenschaften das *Corpus inscriptionum latinarum* herausgegeben (CIL). Um die lateinische Epigraphik hat sich besonders Theodor Mommsen große Verdienste erworben.

Die Tochtersprachen des Lateinischen sind: Italienisch, Spanisch, Portugiesisch, Französisch, Provenzalisch, Sardisch, Rhätoromanisch oder Ladinisch (hauptsächlich im Graubündnerland), Rumänisch und Wallachisch. Die Wallachen nennen sich «Romani» und ihre Sprache «Romania».

3. Zum Italischen in engere Beziehung bringt man neuerdings wieder das Keltische (vgl. S. 64, Anm.) Dazu gehören:

a) Gallisch, früher die Sprache des cis- und transalpinischen Galliens. Es starb in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung aus und ließ nur wenige Worte in dem es verdrängenden Latein zurück. Eine Reihe durch griechische und lateinische Geschichtsschreiber überlieferter Eigennamen, sowie etwa dreißig schlecht erhaltene In-

schriften gewähren einigen Einblick in seine Lautlehre, die ein seltsam archaisches Gepräge hat.

b) Das Britannische, früher die Sprache Großbritanniens, lebt nur noch fort im Dialekt der französischen Bretagne (Armorica) und im Kymrischen in Wales. Die Kelten der Bretagne sind erst zu Beginn des Mittelalters aus Großbritannien nach Frankreich geflüchtet. Das Kornische in Cornwall ist seit dem 18. Jahrh. ausgestorben.

c) Die nördliche (goidelische) Gruppe der keltischen Dialekte umfaßt Gälisch in Schottland, Irisch in Irland und die Mundart der Insel Man.

4. Das Germanische spaltet sich in drei Hauptgruppen: Ost-, Nord- und Westgermanisch.

a) Vertreter des Ostgermanischen ist das Gotische mit der Bibelübersetznng des westgotischen Bischofs Wulfila († 383 n. Chr.), während uns von den übrigen ostgermanischen Mundarten (z. B. den Dialekten der Heruler und Gepiden) nichts erhalten ist. Nur die germanische Sprache, die der Flame Busbecq, der Gesandte Karls V. bei der Hohen Pforte, in Konstantinopel von Bewohnern der Krim sprechen hörte («Krimgotisch»), gehörte ebenfalls zur ostgermanischen (gotischen) Gruppe, wenn sie auch vielleicht mit fremden Bestandteilen untermischt ist.

b) Die nordgermanische Gruppe zerfällt in West- und Ostnordisch. Aus dem letzteren haben sich Schwedisch und Dänisch entwickelt. Vertreter des Westnordischen ist Norwegisch und Isländisch, letzteres die Sprache der Eddalieder, die zum Teil ins 9. Jahrh. zurückgehen, der Snorra-Edda und vieler anderer Denkmäler. Norwegisch ist der jetzt in Norwegen gesprochene Dialekt, während Dänisch dort noch die gesprochene und geschriebene Sprache der Gebildeten ist. Gegenwärtig entwickelt sich jedoch daneben eine gemeinsame Verkehrssprache, die auf den norwegischen Mundarten beruht (*landsmål*).

c) Die Westgermanische Gruppe umfaßt:

α) die wenig bekannte Sprache der Langobarden.

β) Angelsächsich oder Altenglisch, die Dialekte der germanischen Eroberer Englands, der Angeln, Jüten und eines Teils der Sachsen. Damit eng verwandt

γ) Friesisch, das sich zwischen Schelde und Weser

erstreckte und oft mit β) zu einer anglo-friesischen Gruppe zusammengefaßt wird.

δ) Sächsisch (die Sprache des Hēliand). Die meisten norddeutschen Dialekte sind sächsich, teilweise auch die der angrenzenden holländischen Provinzen (Groningen, Drente, Overijssel, Gelderland und in geringerem Grade Limburg).

ϵ) Fränkisch, das durch die sogenannte zweite Lautverschiebung in zwei Teile gespalten wurde, einerseits Niederfränkisch (nördlich der Linie Düsseldorf-Aachen), das von der Verschiebung nicht betroffen wurde, andrerseits Mittel- und Oberfränkisch. Das Mittelfränkische zerfällt wieder in eine nördliche, ‘ripuarische’ und eine südliche, ‘moselfränkische’ Hälfte, das Oberfränkische in Ostfränkisch, die Mundart des alten Herzogtums Ostfranken und Rheinfränkisch, die Mundart der alten Provinz Francia Rhinensis. Aus dem Altniederfränkischen hat sich durch Mischung mit sächsischen und friesischen Bestandteilen das Niederländische entwickelt.

ζ) Hessisch und Thüringisch, die mit Mittel-, Rhein- und Ostfränkisch die mitteldeutschen Dialekte bilden.

η) Alemannisch und Bayerisch, die wichtigsten Dialekte des Oberdeutschen.

Die Dialekte unter ζ und η nebst dem Mittel- und Oberfränkischen (ϵ) gehören zum hochdeutschen, die übrigen zum niederdeutschen Sprachgebiet; Hochdeutsch ist also Mittel- und Oberdeutsch zusammengenommen.

5. Das Tocharische wurde 1904 von Le Coq und Grünwedel in alten, der Zeit um 500 n. Chr. angehörigen handschriftlichen Denkmälern in Ostturkestan entdeckt und durch Sieg und Siegling näher bestimmt. Es zerfällt in zwei vorläufig A und B genannte Dialekte. Die Sprache ist sehr kompliziert und entbehrt des archaischen Charakters. Das Auffallendste dabei ist, daß wir hier in Mittelasien eine Sprache antreffen, die den palatalen *k*-Laut bewahrt hat; ‘hundert’ z. B. heißt *kant*. Man hat deshalb das Tocharische zu den *centum*-Sprachen (vgl. S. 289—90) gestellt; doch ist diese Annahme nicht unbedingt notwendig, wie Meillet mit Recht hervorgehoben hat; denn auch bei den *satem*-Sprachen sind die palatalen Zischlaute aus ursprünglichen Verschlußlauten entwickelt. Das Tocharische könnte daher, infolge frühzeitiger Isolierung, diese

spätere Entwicklung nicht mitgemacht haben. Dies ist die Ansicht Pokornys, der eine Zugehörigkeit zum Thrakisch-Phrygischen darzutun sucht.

6. Das Arische oder Indo-Iranische.

a) Das Altindische oder Sanskrit im weiteren Sinn ist schon lange eine tote Sprache, wurde aber von den Brahmanen als heilige Sprache beibehalten. Es umfaßt Vedisch, das klassische Sanskrit oder Sanskrit im engeren Sinn und das Epische.

Das Vedische ist die Sprache der Hymnen und Sprüche der *Vedas*, sowie der auf Gebet und Opferhandlung bezüglichen prosaischen *Brāhmaṇas*. Die ältesten Teile, der *Rig-Veda*, entstanden wahrscheinlich vor dem 10. oder 12. Jahrh. v. Chr.

Das klassische Sanskrit, die Sprache der jüngeren Literatur, kann als ein Ausgleich betrachtet werden, der durch die Bemühungen der indischen Grammatiker (besonders Pāṇini, 4. Jahrh. v. Chr.) zwischen dem Flexionsüberschuß des Vedischen und der verhältnismäßigen Armut der Volksdialekte zustande kam.

Das Epische endlich ist die Sprache des *Rāmāyaṇa* und *Mahābhārata*, zweier großer Heldengedichte von sehr ungleichwertigen Bestandteilen. Von einigen wenigen Archaismen abgesehen, ist die Sprache nicht altertümlicher, sondern volkstümlicher als die Sprache Paṇinis. Klassischer ist die Sprache der großen mittelalterlichen Dichter, z. B. Kālidāsas, des Verfassers des bekannten Dramas *Śākuntala*. Diese hielten sich an die Regeln des Pāṇini geradeso wie Erasmus und Hugo Grotius an das ciceronianische Latein.

Dem Sanskrit folgte das Mittelindische oder Prākrit oder besser die Prākritdialekte. Davon ist das Pāli, die heilige Sprache des südlichen Buddhismus, der bedeutendste.

Das Neuindische wird von den aus dem Prākrit entwickelten modernen Dialekten gebildet, wie Hindi, Hindustani, Bengali usw.

b) Das Iranische umfaßt das Ostiranische (Altbaktrische), das an Altertümlichkeit dem Altindischen nahe steht. Es ist die Sprache des *Avesta* und der andern dem Zoroaster zugeschriebenen heiligen Bücher. Weiter das Altpersische (Westiranische), von dem wir wenige Denkmäler in Keil-

schrift besitzen (das älteste etwa 520 v. Chr.). Eine jüngere Form dieses Dialektes ist das Pehlevi oder Parthische. Moderne iranische Sprachen sind: Neupersisch, Kurdisch, Afghanisch usw.

7. Das Baltisch-Slavische.

Die baltische Gruppe umfaßt:

a) Altpreußisch (ausgestorben im 17. Jahrh.).

b) Lettisch in Kurland und Livland.

c) Litauisch in einem Teil Ostpreußens und den Gouvernements Kowno und Suwalki des alten Rußland. Unter den lebenden indogermanischen Sprachen ist das Litauische eine der altertümlichsten und am besten erhaltenen, indem es besonders die dem griechischen Akut und Zirkumflex entsprechenden Betonungsqualitäten recht gut bewahrt hat. Dagegen ist das baltische Verbum stark vom ursprünglichen Typus abgewichen.

Die slavische Gruppe umfaßt:

a) Südliche Gruppe: Bulgarisch, Serbo-Kroatisch, Slovenisch. Dem Bulgarischen gehört die Sprache an, die in der 2. Hälfte des 9. Jahrh. die Slavenapostel Cyrillus und Methodius zur Übersetzung der Evangelien und anderer für den Gottesdienst notwendiger Texte anwandten (Altbulgarisch oder Kirchenslavisch).

b) Östliche Gruppe: Großrussisch, Weißrussisch, Kleinrussisch.

c) Westliche Gruppe: Polnisch, Sorbisch, Čechisch.

8. Das Albanische mit seinen beiden Hauptdialekten Gegisch und Toskisch hält man gewöhnlich für die Fortsetzung des alten Illyrischen.[1]) Eine große Anzahl Lehnwörter zeigt deutlich, in welch hohem Grade die Albanier unter dem kulturellen Einfluß der benachbarten Völker standen.

9. Das Armenische ist seit dem 5. Jahrh. n. Chr. bekannt und wird nach Hübschmanns Beweisführung allgemein als indogermanische Sprache anerkannt.

Die genealogische Sprachbetrachtung muß auch mit **Mischsprachen** rechnen.

Bei jeder Sprache findet naturgemäß eine Vermengung

[1]) Hirt (Festschrift für Kiepert und Indogermanen 1, 140ff.) sieht im Albanischen das Ergebnis einer Mischung des Thrakischen mit dem Illyrischen, was viel für sich hat.

mit fremden Bestandteilen statt, sei es durch Stammesmischung oder durch den Kultureinfluß nachbarlicher Sprachen. Darüber später. Von eigentlichen Mischsprachen aber spricht man dann, wenn zwei Sprachen so zusammengewachsen sind, daß man nicht entscheiden kann, welche die Oberhand hat. Hugo Schuchardt vor allem förderte das Verständnis für Sprachen wie das Negerfranzösisch auf Mauritius, in Louisiana usw., das Annamitenfranzösisch in Cochinchina, das Malaienspanisch auf den Philippinen, das Negerspanisch auf San Domingo und Trinidad, das Negerportugiesisch in Senegambien, das Malaienportugiesisch in Batavia, Togo usw. Mit Recht hat man diese Sprachen als «Mesallianzen des Romanischen mit den Sprachen der unzivilisierten Eingeborenen oder eingeführten Neger» bezeichnet.

In vielen Fällen bleibt die Genealogie bestimmter Sprachen unsicher. Ich spreche hier nicht von den Zigeunerdialekten. Diese gehören ursprünglich sicher zum nordwestlichen Indisch; doch wurden sie mit der Zeit stark östlich gefärbt und haben vor allem arabische, persische, türkische und ungarische Bestandteile aufgenommen. Aber wie steht es mit Etruskisch, Baskisch, Pelasgisch usw.?

Die Herkunft der etruskischen Sprache und Bevölkerung bleibt noch immer rätselhaft; wir scheinen uns jedoch der Lösung des Rätsels zu nähern. Es ist dies von großer Wichtigkeit, weil Etrurien in allen Zweigen des Kulturlebens einen tiefgehenden Einfluß auf die Römer ausgeübt hat. Allein schon die Aufnahme der etruskischen Namengebung ist von weittragender Bedeutung, wie W. Schulze ausführlich zeigte. Zur Zeit nimmt man wohl allgemein an, daß das Etruskische keine indogermanische Sprache und sein Ursprung, entsprechend der Angabe Herodots, in Kleinasien zu suchen ist. Dies haben de Saussure und namentlich Herbig sehr wahrscheinlich gemacht.

Auch andere Sprachen hängen vielleicht mit der kleinasiatischen Sprachgruppe zusammen, die manche Forscher mit der Sprache des alten vorderasiatischen Kulturvolks der Hettiter verbinden wollen: zunächst die Sprache der pelasgischen Ureinwohner Griechenlands, dann

die der vorgriechischen Inschrift von Lemnos, weiter die auf den griechischen Inseln gefundenen Sprachüberreste. Nach der Schlußfolgerung Ficks wären somit Kleinasien, der Süden der Balkanhalbinsel und die Inseln im ägäischen Meer einstmals von der gleichen Rasse bevölkert gewesen.

Ob das Hettitische — wohl sicher eine Mischsprache — auch im Zusammenhang mit der ausgedehnten Gruppe der kaukasischen Sprachen steht, ist noch sehr ungewiß. Auch das Baskische, der Sprache der alten Iberer verwandt, steht zu diesen Sprachen vielleicht in engerer Beziehung, wie (nach Pauli und Thomsen) auch das Etruskische. Das Kaukasische dürfte als ein Glied zwischen Indogermanisch und Semitisch-Chamitisch einerseits und den ural-altaischen Sprachen andrerseits betrachtet werden; jedenfalls reichen die überaus regen Beziehungen zwischen den Indogermanen und den finnisch-ugrischen Völkern schon in die Zeit der indogermanischen Sprach- und Kultureinheit zurück. Von einer endgültigen Lösung all dieser verwickelten genealogischen Fälle kann jedoch vor der Hand noch keine Rede sein.

IV. Kulturelle Verwandtschaft. Wenn verschiedene Sprachen von einer bestimmten Kulturbewegung in ähnlicher Weise betroffen werden, so entsteht zwischen diesen Sprachen eine Art Verwandtschaft, die sich von der genealogischen unterscheidet, und die man als «kulturelle» bezeichnen kann. So sind z. B. Griechisch und Lateinisch enger kulturell als genealogisch verwandt und das gleiche gilt für die modernen Balkansprachen mit ihrer überraschenden Übereinstimmung im Ausdruck für bestimmte Begriffe. Hieraus ergibt sich auch, daß, obgleich diese kulturelle Verwandtschaft nur die obere Schicht der Kultur betrifft, eine absolut hochstehende Kultur bei diesem Vorgang nicht erforderlich ist. Lehnwörter, die erworbene stoffliche und geistige Güter bezeichnen, spielen hierbei natürlich eine große Rolle, und die Sprache, die an der Kulturbewegung den größten Anteil hat, übt auch den größten Einfluß aus. Die Entlehnung erstreckt sich auch auf Wortbildung und Syntax, selten jedoch auf die Flexionsbestandteile.

Man kann füglich behaupten, daß heutzutage alle Sprachen, die Träger der westeuropäischen Kultur sind,

sich zu ähnlichen technischen, kaufmännischen, wissenschaftlichen und journalistischen Entlehnungen genötigt sehen, hierzu aber auch vermöge ihrer Anpassungsfähigkeit durchaus imstande sind. Diese kulturelle Verwandtschaft äußert sich aber natürlich nur in der Kultursprache, sei sie nun Sprech- oder Schriftsprache. Je größer ihr Umfang, desto mehr bleibt sie an der Oberfläche; und jedenfalls hört da, wo Gemüt und Persönlichkeit sich offenbaren, ihre Herrschaft auf.

Bibliographie. Die allgemeinen Probleme der Einteilung und Verwandtschaft der Sprachen behandeln: F. Misteli, *Char. der hauptsächl. Typen des Sprachbaus*, Berlin 1893; F. N. Finck, *Die Aufgabe und Gliederung der Sprachwissenschaft*, Halle 1905, *Die Sprachstämme des Erdkreises*, Leipzig 1909; *Die Haupttypen des Sprachbaus*, Leipzig 1910; H. Schuchardt, *Über die Klassifikation der romanischen Mundarten*, eine sehr wichtige Abhandlung, die schon 1870 als Antrittsvorlesung in Leipzig gehalten, aber erst 1900 in Graz gedruckt wurde; vgl. auch seine *Sprachverwandtschaft* in den Sitzungsber. der Akad. d. Wissensch. Berlin 1917, S. 517f., besonders über die Begriffe „Entlehnung" und „Sprachmischung"; A. Meillet, *Les langues dans l'Europe nouvelle*, S. 15f. und *Le problème de la parenté des langues*. In *Tijdschrift v. Nederl. Taal- en Letterk.* 28, 113 faßt J. van Ginneken den heutigen Stand der genealogischen Sprachwissenschaft zusammen. Auf die Verwandtschaftsverhältnisse der idg. Sprachen beschränkt sich ein Aufsatz von H. Hirt in IF. 4, 36. — Zur Frage der Pelasger vgl. vor allem Ficks *Vorgriechische Ortsnamen*, zum Tocharischen A. Meillet, Idg. Jb. I (1913) 1 und J. Pokorny im Berichte des Forschungsinstituts für Osten und Orient in Wien, Bd. III (1919); zum Etruskischen G. Herbig. IF. 26, 360 und *Kleinasiat.-etrusk. Namensgleichungen* in Sitzungsber. der bayer. Akad., hist.-phil. Kl., 1914, Abh. 2; Latter, Rhein. Museum 68, 515; 69, 164; und den ausgezeichnet orientierenden Aufsatz von F. Skutsch in Pauly-Wissowas *Realencycl. d. class. Altertumswiss.* VI 770; eine kurze Darstellung von P. Kretschmer bei Gercke und Norden, *Einleitung* I², 556. Weiter noch der anregende Aufsatz von A. Debrunner, *Die Besiedlung des alten Griechenland im Licht der Sprachwissenschaft* in den Neuen Jahrbüchern 41, 433.

In der Festgabe der Universität Zürich 1914 macht E. Schwyzer einige bemerkenswerte Beobachtungen über *Genealogische und kulturelle Sprachverwandtschaft*, Philos. Fakultät I, 133.

3. Das Indogermanische Stammland. — Geographische Verbreitung der indogermanischen Sprachgruppe.

Die augenfällige Übereinstimmung der indogermanischen Sprachen läßt notwendig auf das geschichtliche

Vorhandensein einer indogermanischen Ursprache schließen, die das Urvolk vor der Sprachen- und Völkerscheidung gesprochen hat. Die verschiedenen Sprachen haben ihren Ursprung in den fließenden Dialekten, die schon in der ungetrennten indogermanischen Sprachgemeinschaft vorhanden waren und in der jüngeren Periode immer mehr in den Vordergrund traten. Hieraus folgt, daß es nicht angeht, zwischen der Grundsprache und den Tochtersprachen eine scharfe Grenzlinie zu ziehen. Gleichwohl ist die indogermanische Ursprache in der Hauptsache als einheitlich zu betrachten.

Das Rätsel des **Stammlands der Indogermanen** harrt noch immer einer endgültigen Lösung. Wo hat das ungeteilte indogermanische Urvolk in der letzten Periode seines einheitlichen Daseins gewohnt? Diese Frage suchte man früher mittelst der sogenannten linguistischen Paläontologie zu beantworten. Darunter versteht man die Rekonstruktion des indogermanischen Kulturzustandes mittelst der Linguistik. Man darf annehmen, daß die Kulturbegriffe, für welche die Einzelsprachen gemeinsame Ausdrücke haben, schon das Urvolk besessen hat. Hierbei erreicht man jedoch nichts mit Wurzeln, sondern muß die Kultur*wörter* rekonstruieren. Auch ist in der Regel die Übereinstimmung von mindestens zwei Sprachen für den betreffenden Begriff zu fordern und zwar am liebsten solcher Sprachen, die in alter Zeit in weniger enger Beziehung zueinander gestanden haben. Die Gefahr einer Entlehnung des Kulturguts wird dadurch vermindert. Die Beziehungen von Slaven und Kelten zu den Germanen sind z. B. erst ziemlich jungen Datums.

Das indogermanische Urvolk bildete keine bestimmte Rasse, sondern war aller Wahrscheinlichkeit nach viel eher eine Mischnation; aber als solche besaß es die Voraussetzungen für eine im wesentlichen gleichförmige Kultur. Die Familienverfassung scheint hauptsächlich patriarchalisch (d. h. also agnatisch) gewesen zu sein. Die Häuserform war die des sächsischen Typus, eine große Halle mit hohem Dach, unter dem Mensch und Tier gemeinsam hausten. Die Indogermanen waren Ackerbauer und Viehzüchter, sicher nicht ausschließlich Nomaden. Sie kannten

Kupfer und Bronze und haben die Übergangszeit vom Stein zum Kupfer miterlebt. Aus diesen Metallen formten sie allerlei Waffen und Werkzeuge. Ihre Schiffereiausdrücke waren ziemlich beschränkt. Als Kleidungsstücke kannten sie Lendenschurz und Mantel, auch Kopfbedeckung und Schuhwerk; als Nahrung genossen sie wild wachsende Früchte und Wurzeln sowie die Erzeugnisse von Ackerbau und Viehzucht. Auf dem Gebiete der Sitte und der Sittlichkeit begegnen u. a. die Einrichtung der Gastfreundschaft, Blutrache, Wergeld, der Familienrat als Gericht, Eid, feierliche Namengebung, Brautkauf, Leichenbestattung und -verbrennung. Mit der Unterscheidung von Seele und Körper war man vertraut. Neben Seelenglauben und Totenverehrung kannte man einen ausgebreiteten Dämonenkult und einen höchsten Himmelsgott, der sich vor allem im Donner und Blitz offenbarte.

Mit dem Kulturzustand hängt zusammen die Beschaffenheit des Klimas, des Bodens, der Tier- und Pflanzenwelt usw. Es scheint z. B., daß die Indogermanen in der Zeit vor ihrer Trennung den Winter gekannt haben; vgl. skr. *hēmanta*, gr. χειμών, und dazu skr. *hima-* 'Schnee'. Auch unser Wort 'Schnee' geht auf die Urzeit zurück; vgl. got. *snaiws*, altsl. *snĕgŭ*, altir. *snigid* 'es schneit', gr. νίφει 'es schneit', lat. *nix* 'Schnee', avest. *snaežaiti* 'es schneit', skr. *sneha-* 'Glanz': der Schnee ist 'das Glänzende'. Die Begriffe 'Frühling', 'Sommer', 'Herbst' können wahrscheinlich auf ein gleich hohes Alter Anspruch machen.

Diese Methode muß jedoch mit großer Vorsicht gebraucht werden. Stets ist von den *Sachen* auszugehen, nicht von den *Wörtern*; d. h. die aus der Sprache gezogenen Schlüsse müssen sich auf die geschichtlichen Tatsachen stützen. Sachen oder Begriffe jüngeren Datums dürfen nicht auf die Urzeit zurückgeführt werden; vor allem gehen Tier- und Pflanzennamen oft von einer Gattung auf die andere über. Die Benennung bezeichnete ja meist in ganz allgemeiner Weise irgendeine hervorstechende Eigenschaft, sodaß der Spezialisierung in den verschiedensten Richtungen Spielraum gelassen war. Sowohl *Hirsch* als *Lamm* bedeuteten in der indogermanischen Grundsprache «das Gehörnte», der *Hahn* bedeutete «der Sänger» usw. Andrerseits darf daraus, daß mehreren

indogermanischen Sprachen gemeinschaftliche Ausdrücke fehlen, nicht auch auf das Fehlen gemeinsamer Begriffe oder Einrichtungen geschlossen werden; gingen die «Sachen» später verloren, so verschwanden auch die «Wörter». Die auf die indogermanischen Völker bezüglichen Berichte des Altertums und Mittelalters müssen genau gesammelt und geprüft werden. Auf dieser Grundlage kann dann mit Hoffnung auf Erfolg die induktive Methode auf den prähistorischen Zeitraum angewendet werden. Weiter muß auch die Ethnologie und die prähistorische Archäologie in Betracht gezogen werden. Gegenwärtige Zustände und Einrichtungen können oft den Schlüssel zur Lösung vorgeschichtlicher Rätsel liefern, und die Funde aus früheren Zeiten sind ebensoviele Meilensteine auf dem Wege zum Stammland unserer Väter. Die Lexikographie kann uns jedoch keine bestimmte Periode aus der Urzeit erschließen. Man darf zwar annehmen, daß gegen Ende des dritten Jahrtausends die alte Einheit zerstört wurde, aber auch vor dieser Zeit muß man chronologische und lokale Unterschiede in Betracht ziehen. Eine Vielheit von Wortformen in der indogermanischen Werdezeit kann also auf chronologischer wie auf dialektischer Differenzierung beruhen, weiter auf soziologischer Schichtung eines einheitlichen Sprachzentrums und ebenso auf der Tatsache, daß Völker auf niederer Kulturstufe für die Gegenstände aus ihrer nächsten Umgebung und im allgemeinen für ihre konkreten Begriffe mehrere Benennungen haben, wo wir nur eine kennen. So gebrauchen z. B. die Zulus für «weiße», «rote» und «braune Kuh» jedesmal ein eigenes Wort. Endlich ist auch mit prähistorischen Lehnwörtern zu rechnen, die gleichfalls zum gemeinschaftlichen Sprachschatz der Indogermanen vor der geschichtlichen Zeit gehört haben und uns über die vor alters eingeführte Kultur unterrichten können. So waren die Bezeichnungen für 'Honig', 'Honigbiene', 'Honigtrank' sicher schon den Indogermanen bekannt, die sie mit der bezeichneten Sache wahrscheinlich den Finnen entlehnt hatten. Auf all diese Probleme wurden von den Führern der linguistischen Paläontologie hingewiesen: Hehn, Schrader, von Bradke, Kossinna, Hoops, Kretschmer, Hirt, Feist u. a.

Bei Anwendung einer in jeder Hinsicht kritischen

und umfassenden Methode kommt nun der Sprachforscher zu dem Ergebnis, daß das indogermanische Stammland nördlich der heißen Zone zu suchen ist, daß dort Frühling und Winter bekannt, und Birke, Fichte, Weide und Eiche heimisch waren. Bienen schwärmten und bereiteten den Honig für den *médhu* oder Honigtrank (nhd. *Met*); Bär und Wolf hausten in den Urwäldern; es war ein Binnenland, aber von der See nicht allzuweit entfernt. Auf diese und ähnliche naturkundliche, geschichtliche, anthropologische und archäologische Hinweise gestützt, besonders aber auf Grund der Beschaffenheit von Flora und Fauna, glaubte man die Wiege der Indogermanen in Mittelasien zwischen dem 33. und 38. Grad nördlicher Breite, im späteren Baktrien, suchen zu dürfen (Pictet). Eine andere Hypothese, die zuerst von den Brüdern Ludw. und Wilh. Lindenschmit (1842 und 1846) aufgestellt, dann von Latham, Geiger, Penka und Schrader vertreten wurde, verlegte das Stammland nach Europa, etwa in das ausgedehnte südrussische Steppengebiet, besonders die Wolgasteppe, oder an die Ufer der Ostsee, im heutigen Polen und Litauen, nach Sibirien oder ins südliche Skandinavien. Math. Much sucht es in Niedersachsen, d. h. dem Gebiet zwischen der holländischen Grenze und der Oder einerseits, zwischen Skandinavien und Thüringen andrerseits. Hirt verlegt es an die Ostseeküste oder noch weiter westlich. Die Vertreter der westeuropäischen Hypothese stützen sich vor allem auf das sog. «Buchenargument»: die Buche fehlt aus Gründen des Klimas östlich einer von Königsberg nach der Krim laufenden Linie. Für die europäische Hypothese spricht besonders der äußerst konservative Charakter des zwischen Weichsel und Dniepr lokalisierten Litauisch und Slavisch.

Feist, besonders durch das neuentdeckte Tocharische beeinflußt, ist der Ansicht, daß alle Spuren nach Mittelasien weisen. Manche Forscher wollen mit Joh. Schmidt das Stammland in die Nachbarschaft der semitischen Völker legen. Dafür sollen sprechen die angebliche Rasseverwandtschaft zwischen den Indogermanen, den Völkern des Kaukasus und den Ägyptosemiten, die noch unsichere Sprachverwandtschaft mit dem Semitisch-Chamitischen und die vermutete kulturelle Verwandtschaft mit dem

Sumerischen, der Sprache der vorsemitischen Bewohner Babyloniens. Darnach käme etwa das Grenzgebiet zwischen Europa und Asien längs des Schwarzen und des Kaspischen Meeres als Stammland in Betracht. Auch der Altertumsforscher Ed. Meyer, steht seit der Entdeckung des Tocharischen in Ostturkestan der asiatischen Hypothese nicht mehr skeptisch gegenüber. Das obenerwähnte «Buchenargument» erscheint einigen Gelehrten für die Lokalisierung der indogermanischen Urheimat nicht stichhaltig, da es sich nicht mit Bestimmtheit ausmachen lasse, welcher Baum ursprünglich mit dem Namen *fagus* usw. bezeichnet worden sei. Wie man sich auch hierzu stellen möge, das Eine steht jedenfalls fest, daß der Buchenname nicht, wie häufig behauptet wurde, mit φαγεῖν zusammenhängen und einen 'Baum mit eßbaren Früchten' bezeichnen kann, da seine Wurzel einen langen *u*-Diphthong enthält; vgl. Bartholomae IF 9, 271 ff. und Sitzungsberichte der Heidelberger Akademie 1918, Abh. 1; Osthoff BB. 29, 249 ff. Manche Forscher sträuben sich, die Urheimat an der Ostsee zu suchen, weil die germanischen Dialekte mit ihrer folgerichtig durchgeführten, weitgehenden Konsonantenverschiebung eine ganz eigenartige Stellung innerhalb der idg. Sprachen einnehmen. Sie halten es für unwahrscheinlich, daß die Abkömmlinge der Völker, die die alten Stammsitze am treuesten bewahrten, verhältnismäßig früh den ursprünglichen Charakter der Sprache aufgegeben hätten, und weisen daraufhin, daß bei den germanischen Völkern noch in vorgeschichtlicher Zeit eine tiefgehende kulturelle Umbildung stattgefunden habe, z. B. auf dem Gebiete des Rechts- und Privatlebens. — «Genau den Punkt bestimmen zu wollen», meint Fick zusammenfassend, «von dem das Urvolk der Indogermanen ausging, ist wohl kaum möglich; setzt man die Urheimat an die Nordabhänge des Kaukasus, eines der herrlichsten aller Gebirge, so gewinnt man wenigstens ein würdiges Mutterhaus für den weltbeherrschenden Sprachen- und Völkerstamm. Die Indogermanen bilden nur ein Glied in der Kette der Völker- und Sprachfamilien der weißen Rasse».

Jedenfalls steht die Tatsache fest, daß schon in dem ältesten uns erreichbaren vorgeschichtlichen Zeitabschnitt Indogermanen einen großen Teil Europas bewohnt haben.

Sie waren keine Nomaden, hatten feste Wohnplätze und trieben neben Viehzucht auch Ackerbau.

Über die **Verbreitung der Indogermanen** vor der Zeit, da sie im ersten Dämmerlichte der Geschichte erscheinen, herrscht keine unbedingte Sicherheit. Von Südrußland, quer durch die Steppen ans Kaspische Meer und den Aralsee, bis zum westlichen Rande von Iran und zur Gangesebene erstrecken sich die Arier: die Iranier westlich vom Indus, die Inder im Industale bis an den Ganges, südlich bis Kap Comorin (und Ceylon). Aber jedermann wird zugeben, daß die arischen Stämme aus dem Nordwesten ihres späteren Gebietes erst eingedrungen sind und eine ältere Bevölkerung in blutigem Kampfe unterworfen haben. Als ihr ursprünglicher Wohnsitz kann das Bergland des Hindukusch und die Oxusebene betrachtet werden. Im Bergland nordwestlich von Iran wohnen die Armenier. Im Nordwesten der Balkanhalbinsel hausten die Illyrier, vielleicht die Vorfahren der Albanier, im Nordosten die Thrako-Phrygier, im Süden die Griechen. In der Apenninenhalbinsel findet man die italischen Stämme, im Donau- und Rheingebiet und von da westlich bis ans Meer und die britischen Inseln sich ausbreitend die Kelten, im Norden und Nordosten die Germanen und Balto-Slaven.

Die Italer müssen in der paläolithischen Periode nördlich der Alpen gesessen haben. Höchst wahrscheinlich wohnten auch die Indogermanen der Balkanhalbinsel früher weiter nördlich. Auch die Kelten scheinen erst zu Anfang des letzten Jahrtausends v. Chr. in den Westen Frankreichs eingerückt zu sein. Noch später überquerten sie das Meer und besiedelten die britischen Inseln.

Bibliographie. Übersicht bei Feist, *Kultur, Ausbreitung und Herkunft der Idg.* (zuvor schon *Europa im Lichte der Vorgeschichte* Berlin 1910), vgl. die wichtige Besprechung von Meillet BSL 60, 207. Ferner Schrader, *Die Indogermanen* (mit Vorsicht zu gebrauchen), sowie die ersten Kapitel von Kretschmer, *Geschichte der griech. Sprache.* Für die großen Werke von v. Hehn, Schrader, Bradke, Hoops u. a. vgl. die allgemeine Bibliographie. Schraders Methode ist nicht unbestritten; vgl. v. Bradke, *Göttg. Gelehrte Anz.* 1890, S. 897, Hirt, IF. Anz. 13,5 und IF. 22,53: *Untersuchungen zur idg. Altertumskunde.* — Ferner Hirt, IF. 1, 464; Much, ZDA. 36,97; Brückner, KZ 46, 193 (Buchenargument); Fick, KZ 41, 436 (Urheimat). Viel wichtiges Material für die idg. Altertumskunde bietet auch die Zeitschrift *Wörter und Sachen.*

4. Verwandtschaftsbeziehungen der indogermanischen Sprachen.

Unter den indogermanischen Sprachen finden wir solche, die untereinander enger verwandt sind als die übrigen. So steht sicher Sanskrit zum Iranischen (*Burnouf*, *Kern*), und Altslavisch zum Lettischen in engerer Beziehung. Bopp meinte, die baltoslavische Gruppe sei länger mit der indo-iranischen vereinigt geblieben; Zeuß und andere nahmen an, daß das Baltoslavische der germanischen Gruppe näher steht. Graßmann und Sonne lenkten die Aufmerksamkeit auf besondere Eigentümlichkeiten, die Griechisch und Sanskrit gemein haben, während Lottner und dann Schleicher eine zwingende Übereinstimmung zwischen Keltisch und Italisch entdeckten. Die ältere Hypothese einer griechisch-italischen Einheit, der auch Niebuhr und Mommsen huldigten, wurde noch von G. Curtius, Fick u. a. verteidigt. Nach dieser Anschauung haben die Griechen und Italer ursprünglich beisammen gehaust. Nach ihrer Trennung aber fielen die Dorier über den Hellespont, die Ionier über die ägäischen Inseln in Griechenland ein. Die Italer nahmen ihren Weg nach der Poebene, wahrscheinlich über den Hellespont und das Donautal. Heutzutage hat diese sogenannte gräco-italische Hypothese nur sehr wenige Anhänger; wohl aber besteht unseres Erachtens eine enge kulturelle Verwandtschaft zwischen beiden Sprachen. Lottner, Fick und Curtius endlich stellten die Sprachen Europas den asiatischen als eine einheitliche Gruppe gegenüber und teilten jene in eine nördliche Hälfte mit Baltoslavisch und Germanisch, und eine südliche mit Griechisch und Italo-Keltisch.

Schleichers **Stammbaum-Theorie** wird heute allgemein abgelehnt. Nach dieser spaltete sich die Ursprache zunächst in eine nord- und südindogermanische Gruppe, dann die letztere wieder in eine südeuropäische und arische, die erstere in eine slavolettische und germanische Gruppe, und so fort bis zu den verschiedenen Tochtersprachen. Unumstößlich fest steht jedenfalls die ursprüngliche Einheit der indo-iranischen und der baltoslavischen Gruppe. Große Wahrscheinlichkeit spricht auch für die italo-

keltische Einheit[1]), vor allem wegen des Gen. Sing. der *o*-Stämme und des *r*-Elements zur Bildung des Passivs und Deponens (das sich aber auch im Tocharischen findet). Diese Erscheinungen werden als gemeinschaftlich vollzogene Neubildungen betrachtet, und solche gelten mit Recht als die gewichtigsten Beweisgründe für jede Einheitstheorie.

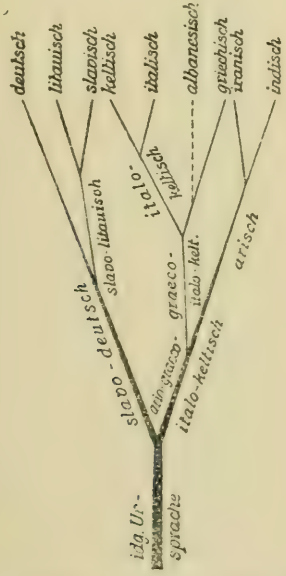
Die merkwürdige Übereinstimmung in Lautlehre, Betonung, Wortschatz usw. bei den übrigen Sprachgruppen erklärt recht gut die **Wellentheorie** von Joh. Schmidt. Nach ihr beruhen die engeren Berührungspunkte zweier Sprachen oder Sprachgruppen nicht notwendig auf gemeinschaftlicher Herkunft; so braucht die größere Ähnlichkeit z. B. der graeco-italischen Sprachen nicht unbedingt auf eine vorgeschichtliche gemeinsame graeco-italische Periode hinzuweisen. Zwischen zwei benachbarten Sprachen ist vielmehr stets eine teilweise Übereinstimmung festzustellen. Die indogermanischen Sprachen sind somit durch eine Summe von Übereinstimmungen miteinander verbunden und diese Berührungspunkte werden zahlreicher, je mehr sich die Sprachen geographisch nahestehen. So gehören Griechisch, Italisch, Keltisch zusammen, ohne eine geschichtlich gesonderte Gruppe zu bilden. Denn wie das Italische die Verbindung zwischen Griechisch und Keltisch bildet, so vermittelt das Keltische wieder zwischen Italisch und Germanisch, das Germanische zwischen Keltisch und Slavisch. So können wir uns die Gesamtheit der indogermanischen Sprachen als eine riesige, in sich geschlossene Kette vorstellen, mit einer Anzahl von Gliedern ohne Anfang und Ende. Diese Übergangstheorie heißt «Wellentheorie», weil die verschiedenen Veränderungen innerhalb des Gebietes eines Sprachzentrums sich als ringförmige Wellenbewegungen fortpflanzen und sich gegenseitig schneiden.

Der so geschaffene Zustand ist die Fortsetzung der

[1]) Etwas anders Walde. Nach ihm schlossen sich die Vorfahren der Goidelen und Britannier erst später enger zusammen, während die ursprünglich benachbarten Latiner und Goidelen in ihrem nahverwandten Dialekte schon früher Neubildungen vornahmen, an denen die Sabeller (d. h. die oskisch-umbrische Gruppe) und die Britannier nicht Teil hatten.

dialektischen Differenzierung der Ursprache. Die Neubildungen, die die Spaltung des einheitlichen Indogermanischen veranlaßten, traten an verschiedenen Punkten des Sprachgebietes auf und verbreiteten sich wellenförmig. Durch das Verschwinden von Zwischendialekten, durch das Aussterben von Übergangsformen wurden die scharfen Grenzen der indogermanischen Sprachen in historischer Zeit hervorgerufen.

Aus folgenden Figuren ergibt sich der Unterschied zwischen Schleichers Stammbaumtheorie und Joh. Schmidts Wellentheorie.

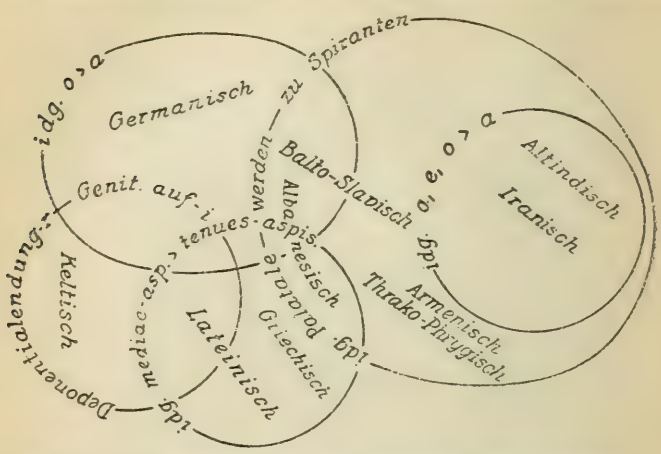


Stammbaum der indogermanischen Sprachen nach Schleicher.

Joh. Schmidt arbeitet mit dem weiter unten näher zu erläuternden Begriffe der Isoglosse, einer Verbindungslinie der äußersten geographischen Punkte, an denen eine bestimmte Spracherscheinung auftritt; de Saussure spricht von der *onde d'innovation*.

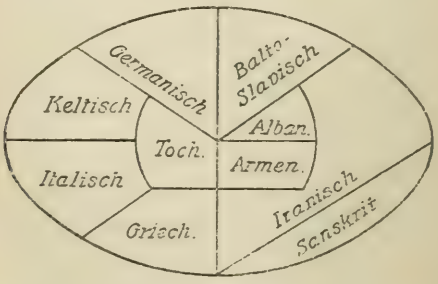
Den Zustand, den Schmidt schon beim indogermanischen Einheitsvolke annimmt, beobachten wir heutzutage

in allen Sprachen und Dialekten: eine Anzahl sich berührender oder schneidender Isoglossen läuft nach allen Richtungen, wobei ihre Häufigkeit an bestimmten Streifen des Sprachgebietes auf eine engere Spracheinheit hinweist.



Schema zur Erläuterung von Joh. Schmidts «Wellentheorie».

Diese Einheit wird nicht durch Grenzlinien sondern durch Isoglossen-Gürtel angedeutet. Meillet, ein entschiedener Anhänger der Wellentheorie verdeutlicht das gegenseitige Verhältnis und die Lokalisierung der späteren indogermanischen Dialekte in der Ursprache durch folgendes Schema.



Verteilung der Dialekte in der indogermanischen Ursprache nach Meillet (mit einer Abänderung durch Einschaltung des Tocharischen).

Dieses Schema hat lediglich linguistischen Wert und will nur den Zustand vor jener Zeit veranschaulichen, in der dann jeder einzelne dieser Dialekte sich auf ein neues Gebiet verbreitete, sich isolierte und aufhörte, mit den ehemaligen Nachbarn eine gemeinsame Entwicklung zu durchlaufen. Die in der Figur jedem Dialekt zugeteilten Fächer sind ziemlich willkürlich: eine Sprache, die in historischer Zeit ein riesiges Gebiet eroberte, kann sehr wohl auf einem in der Ursprache wenig ausgedehnten Dialekt beruhen. Aber diese Dialekte waren durch keine scharfen Grenzen gesondert; und als die allmähliche Scheidung sich vollzog, als Kolonisten und Eroberer neue Gebiete besetzten und ihre Sprache anderen aufdrängten, da gab es keine gewaltsame Verschiebung in der gegenseitigen Lage der Sprache, sondern nur eine Ausstrahlung aus dem ursprünglichen Einheitsgebiet. «Lors de ce rayonnement,» sagt Meillet, «rien n'indique que les anciens parlers aient chevauché les uns sur les autres et interverti leurs places respectives.»

Hier geht Meillet allerdings zu weit. Was will man einstweilen mit dem Tocharischen anfangen! Seine sprachliche Verwandtschaft paßt durchaus nicht zu seiner geographischen Lage. Man darf sicher vermuten, daß dieser und andere Dialekte durcheinander geworfen wurden und daß Mißernten, Krieg, feindliche Einfälle usw. auch eine plötzliche Trennung bewirken konnten. Nicht nur einzelne Übergangsformen sondern ganze Kettenglieder sind wahrscheinlich verloren gegangen; und andrerseits darf man nicht vergessen, daß gewisse indogermanische Besonderheiten nur in einzelnen Sprachen bewahrt wurden, während sie in allen anderen verloren gingen. Hier liegt der Grund der Übereinstimmung also nicht in ursprünglicher örtlicher Beziehung. Auch muß man wohl, einigermaßen im Sinne Schleichers, doch eine gewisse allmähliche Spaltung annehmen, sodaß zwischen der Gesamtheit der indogermanischen Sprachgruppe ein Kontinuitätsverhältnis bewahrt blieb[1]).

[1]) Sehr schön hat Leskien (*Decl. im Slav.-Lit. und German.*, Einl. S. VII f.) die Theorien Schleichers und Schmidts beurteilt und ergänzt. Zusammenfassend sagt er (S. XV, XVI): «Gewisse Erscheinungen, einzelne Übereinstimmungen indogermanischer Sprachen

Nach diesen Vorbehalten und Ergänzungen können wir jetzt die Frage erörtern: welche Differenzierung und nähere Beziehung dürfen wir schon für die indogermanische Einheitsperiode annehmen?

Zunächst hindert nichts zu vermuten, daß die Spaltung in *centum*- und *satem*-Sprachen schon damals vorhanden war (das Tocharische gehörte vielleicht zur westlichen Gruppe). Diese Spaltung deutet gewiß auf sehr bedeutende Unterschiede, umsomehr als es sich hier eigentlich um drei Isoglossen (jeweils drei Gutturalreihen) handelt. Die Neubildung ging in diesem Falle von der indoiranischen Gruppe aus, was aufs Stärkste für ihren engeren Zusammenhang spricht (vgl. S. 288 f., 299 f.).

Aber dies war nicht die einzige Isoglosse, die in der Ursprache einzelne Dialekte oder einzelne Gruppen von Sprechenden näher verband. Das Schema von Joh. Schmidt zeigte uns dies schon teilweise. Das Indoiranische ersetzt idg. *a*, *e*, *o* durch *a* und den Schwa-Vokal durch *i*; nur das Indoiranische, Griechische und Armenische kennen das Augment; im Griechischen, Germanischen und Slavischen entwickelt sich ein *t* zwischen *s* und *r*: z. B. ahd. *stroum* 'Strom', asl. *o-strovŭ* 'Insel', skr. *srávati* 'es strömt'; Germanisch, Keltisch und Italisch drücken das Präteritum durch eine Verbindung von Perfekt und Aorist aus; eine Anzahl Wörter gibt es nur im Baltischen und Slavischen; Griechisch und Italisch besitzen weibliche *o*-Stämme; im Griechischen, Armenischen und Iranischen wird *s* in bestimmten Stellungen zu *h*; Italisch und Keltisch haben den Genitiv der *o*-Stämme auf -*ī*, Italisch, Keltisch und Tocharisch das Deponens und Passiv auf -*r*. Natürlich muß man auch mit der Möglichkeit rechnen, daß einige dieser Übereinstimmungen nachträglich unabhängig voneinander entstanden sind, wie etwa die Entwicklung des interkonsonantischen *t*.

Sehr enge berührt sich die baltoslavische Gruppe, und man darf annehmen, daß sie in der Ursprache durch

lassen sich vielleicht nur erklären, wenn sich in der Urheimat Sprachteile berührt haben, die später auseinander geraten sind; das spätere Verhältnis aber hängt nicht ab von ihrem etwaigen ursprünglichen, d. h. in der Urheimat zwischen den Dialekten der Ursprache anzusetzenden Verhältnis.»

keine bedeutende Isoglosse getrennt wurde. Von ihr, sowie von der indoiranischen und vielleicht auch von der italokeltischen Gruppe, vermutet man, wie oben erwähnt, daß sie nach Aufgabe der übrigen indogermanischen Einheit noch eine zeitlang gemeinschaftlich weiter bestanden haben.

Bibliographie. Feist, *Kultur der Indogermanen*, S. 442f. und Meillet, *Les dialectes indo-européens* S. 131f. Feist meint zu Unrecht, daß die Entdeckung des Tocharischen die Hypothese von der schon in der idg. Einheitsperiode vollzogenen Spaltung in *centum-* und *satem-Sprachen* entkräfte; vgl. Cuny, BSL. Heft 60, Für das Germanische vgl. Hirt, *Die Stellung des Germanischen im Kreise der verwandten Sprachen*, ZfdPhil. 29, 289. — Fick, *Die ehemalige Spracheinheit*, passim; Kretschmer. *Geschichte der griech. Sprache*, S. 59, 98, 125, 163. A. Walde, *Über älteste sprachl. Beziehungen der Kelten und Italiker* (Rektoratsschrift), Innsbruck 1917.

5. Wird die Sprache reicher oder ärmer?

Vergleichen wir die modernen Sprachen mit älteren, besonders mit den Rekonstruktionsergebnissen der Ursprache, so sehen wir, daß die Sprache in der Regel einfacher wird. Wie ist diese Erscheinung zu werten und zu erklären?

Jakob Grimm teilte die Geschichte der indogermanischen Sprachen unter Einschluß ihrer Werdezeit in drei Zeitabschnitte, die er als «Laub, Blüte und reifende Frucht» bezeichnete. In diesem Bilde liegt viel Wahres. Die indogermanischen Sprachen durchlaufen einen Weg der Vereinfachung und Faßlichkeit; Formunterschiede weichen einer ziemlich eintönigen Formgleichheit, Flexionsreichtum einem häufigen Gebrauche syntaktischer Mittel: die Sprache wird weniger verwickelt und weitläufig; sie wird durchsichtiger und nähert sich so mehr dem von Michael Bréal ausgesprochenen Ideal: «La perfection d'un mot est d'arriver à l'état de signe simple, laissant clairement voir l'idée sans trouble ni réfraction.»

Aber wird die Sprache auf diese Weise nicht ärmer? Ärmer allerdings an Formen und Wohllaut, vielleicht auch an Wörtern, obwohl sie fast täglich neue Zufuhr an Kulturwörtern für neue Gegenstände und Begriffe erhält.

Aber durch zunehmende «Polysemie» (Bedeutungsvielheit) wird eine große Anzahl von Wörtern überflüssig. Aus der Stellung, dem Zusammenhang oder sonst wie erkennt der Hörer, was der Sprecher sagen will, ob z. B. das englische *bear* (*bare*) Nomen, Verbum oder Adjektiv ist. Die lateinischen Formen *homo*, *hominem*, *hominis*, *homini*, *homine*, *hominum*, *hominibus* erscheinen im Französischen als ein einziges Wort, denn in den meisten Fällen ist das *s* in *hommes* stumm; und doch genügt diese eine Form völlig für alle Funktionen. Was man in der Regel eine reiche Sprache nennt, ist somit eigentlich eine verwickelte, umständliche Sprache. Kulturell höherstehende Sprachen haben zum Ausdruck ihrer Gefühle und Begriffe weniger Worte nötig und können dadurch einen großen Kraftaufwand ersparen.

Die am wenigsten zivilisierten Völker besitzen denn auch oft die verwickeltsten Sprachen: Wort- und Formenreichtum ist also nicht das Kennzeichen der Kultur. Namentlich einige Naturvölker haben eine sehr verwickelte Formenlehre, nicht nur Dual und Trial sondern bis zu fünfzig und mehr Formen des Zeitworts: Grundformen, Hilfsformen, passive, konditionale, kausative, adversative, konzessive Formen, usw. Viele Gegenstände haben bei ihnen eine andere Benennung, wenn sie sich in verändertem Zustand befinden. Die Tatsache, daß sie z. B. für «weiße Kuh», «schwarze Kuh», «braune Kuh» besondere Bezeichnungen haben, aber keine für «Kuh», zeigt deutlich ihr Unvermögen zu abstrahieren und Gattungsbegriffe und Gattungsnamen zu bilden. Hier ist die Sprache also mehr Blüte denn Frucht.

Nun hat die Sprache vor allem einen sozialen Charakter. Sie verbindet die Menschen innerlich im Bewußtsein und macht sie zu Gemeinschaftswesen. Je einfacher und zweckmäßiger also eine Sprache ist, je größer ihr sozialer Wert, desto näher kommt sie dem Ideal. Diejenige Sprache steht am höchsten, sagt Jespersen, die im stande ist mit wenig Mitteln viel zu vollbringen, die mit andern Worten bei einfachstem Mechanismus höchste Ausdrucksfähigkeit besitzt.

Aber die Sprache ist auch ein Kunstgebilde, der Ausdruck des bunten Begriffs- und Gefühllebens. Sie

bedeutet eine geistige Kunstleistung der verschiedenen gesellschaftlichen Verhältnisse. Man spricht nicht nur aus gesellschaftlicher Notwendigkeit, sondern auch aus Lust und Behagen. Deutlich zeigt sich dies bei Kindern und Leuten aus dem Volke, die manchmal nicht umhin können ihrem Redebedürfnis freien Lauf zu lassen. Sprache im weitesten Sinne des Wortes ist eine Äußerung der Schönheit, und als solche ist ihr Haupterfordernis ausdrucksvolle, abstufende Kraft. Die Fähigkeit des Italienischen z. B. von *casa* Wörter zu bilden wie *casino*, *casina*, *caserino*, *casetta*, *casella*, *caserella*, *casuccio* einerseits, *casaccia*, *casone*, *casatto*, *caserna*, *casamento* andrerseits zum Ausdruck der Begriffe oder besser der Gefühlsabstufungen «klein — lieb, groß — roh», — diese Fähigkeit deutet darauf, daß das Volk seine Sprache mit künstlerischem Sinne bildet und umbildet, erfaßt und erfühlt. Sie zeugt von einem stark ausgeprägten Sprachgefühl der Italiener und dem hohen Gefühlswert der italienischen Suffixe.

Eine wichtige, aber schwer bestimmbare künstlerische Eigenschaft der Sprache ist auch der Wohlklang. Im allgemeinen kann man wohl sagen, daß die Sprachen, in denen die musikalische, schwebende Betonung überwiegt, wohllautender sind als solche mit vorherrschendem intensiven Akzent; ferner daß die Sprache als wohllautender gilt, die in höherem Maße Eigenschaften besitzt, die beim Gesang ins Gewicht fallen: also eine, die viel «Stimmton» hat, in der die Konsonanten die Vokale nicht allzusehr an Zahl übertreffen. Auch der Rhythmus ist hier von Bedeutung, sowie die Sprachmelodie im allgemeinen. Aber jede nähere Bestimmung stößt auf große Schwierigkeiten.

Die Sprache bewegt sich somit auf demselben Wege wie soviele andere gesellschaftliche Erscheinungen, Sitten, Gebräuche und Einrichtungen — in praktisch-prosaischer Richtung.

Bibliographie. O. Jespersen, *Progress in language*, passim; *Energetik der Sprache*, Scientia 16, 225; über den Wohlklang siehe Hesseling, Nieuwe Taadgids I 250; vgl. I 220; über die Gefühlswerte der Suffixe: K. Morgenroth, *Sprachpsychol. Bemerkungen zur Wortbildung*, in GRM. 6, 615. Einige Bemerkungen über den sozialen Wert der Sprache bei Völkern mit niederer Kultur: J. Schrijnen, De Beiaard 1917, 2, S. 54 f.

6. Das Problem vom Ursprung der Sprache.

Wie ist die Sprache entstanden? Vor allem sei darauf hingewiesen, daß sich der Indogermanist nur mit einem verhältnismäßig kleinen Teil der menschlichen Sprachen beschäftigt. Die indogermanische Ursprache ist nicht die Ursprache, ja sie ist nicht ursprünglicher als Ägyptisch oder Babylonisch. Aber die genauere Kenntnis der indogermanischen Sprachgruppe, namentlich in ihrer Werdezeit, muß allmählich zu einer gründlicheren Kenntnis von der Entstehung der menschlichen Sprache überhaupt führen.

Vorderhand müssen wir uns zumeist auf Vermutungen beschränken. Die Sprache ist nicht angeboren, wie beim Tier — soweit man hier überhaupt von einer «Sprache» reden kann. Denn «Sprache» heißt für uns «artikulierte Sprache», während das Tier seine Wahrnehmungen durch Laute äußert, denen jede Entwicklung oder Entartung fremd ist. Dem Tiere fehlt das Sprachvermögen, weil es kein Denkvermögen besitzt, keine allgemeinen Begriffe kennt. Die artikulierte Sprache, meint Max Müller, zieht eine scharfe, unüberschreitbare Grenze zwischen Mensch und Tier. Im gleichen Sinne spricht schon Aristoteles in seiner Politeia.

Aber wenn dem Menschen auch die Sprache nicht angeboren ist, so ist es doch sein Denk- und Sprechvermögen. Mit diesen Gaben ausgerüstet, konnte der Mensch das gesellschaftliche Verkehrsmittel, das Kunstwerk der Sprache, schaffen und kommenden Geschlechtern zur Vollendung überliefern. Man kann sogar behaupten, daß die Verstandeskräfte ohne Sprache undenkbar sind, da man die Sprache als deren natürliche Ergänzung betrachten kann, besonders in Hinblick auf die Art des Zusammenlebens und -handelns der durch Vernunft und Streben geleiteten Gemeinschaftswesen. Besteht bei den Tieren eine Art Sprache, indem sie durch Gebärden und Lautzeichen konkrete Gefühlsstimmungen wie Angst, Schmerz, Verlangen usw. ausdrücken können, dann entspricht die artikulierte Sprache eigentlich nur der Art und Vollkommenheit der menschlichen Verstandeskräfte. Andrerseits ist die Sprache ohne Verstand undenkbar.

Das Verhältnis des Wortes zum Gedanken ist das eines willkürlichen Zeichens zu einer bestimmten Sache (im weitesten Sinne des Wortes). Dies hindert jedoch nicht, daß in den Dingen selbst oder in ihren Eigenschaften die Veranlassung zur besonderen Auswahl und dem hinweisenden Charakter der Sprachlaute gefunden werden kann. Die Sprachlaute stellen sich somit jedenfalls als artikulierte Lautsymbole des Begriffsinhaltes der bezeichneten Sache dar, ohne daß diese Symbolik völlig willkürlich zu sein braucht.

Wie sind nun diese Symbole entstanden? Wie werden die Sprachlaute zu Lautsymbolen? Jedenfalls ist dies die richtige Formulierung des «Problems vom Ursprung der Sprache».

Die gangbarsten Theorien sind wohl die Nachahmungs- und die Naturlauttheorie. Ein Faktor, so sagt man, der bei der ersten Sprachbildung behilflich sein mußte, war die Lautnachahmung (Onomatopöie) menschlicher Laute, des Brüllens der Tiere, des Rollens des Donners, des Knackens von Zweigen, des Sausens des Windes usw. Ferner verweist man auf den sicher vorhandenen, aber schwer bestimmbaren Zusammenhang zwischen den verschiedenen sinnlichen Eindrücken, durch welche bestimmte Gefühlstöne geweckt werden, und der lautlichen Wiedergabe dieser Eindrücke (die bekannte Lautsymbolik von Steinthal, Wackernagel u. a.). Hierbei spielt eine bedeutende Rolle die Verdoppelung (Gemination), die wir auch in der Kindersprache und bei hypokoristischer Namengebung (Kosenamen) beobachten. Als Beispiele der Lautnachahmung seien genannt: lat. *tintinnire* ‘stammeln’, *gingrire* ‘schnattern’, *murmurare* ‘murmeln’, deutsch *bellen*, *blöken*, *brüllen*, *gackern*, *knurren*, *miauen*, *quaken*, *piepen*, *zischen*, *zwitschern* usw.; als Beispiele gefühlsmäßiger Lautung: *bummeln*, *flackern*, *wimmeln*. Man denke auch an das onomatopöische βρεκεκεκὲξ κοὰξ κοάξ bei Aristophanes.

Während bei dieser Theorie der natürliche Charakter der Sprache mehr in den Vordergrund tritt, legt die Naturlauttheorie mehr Nachdruck auf die gewollte Analogie bestimmter Laute mit dem fraglichen Gegen-

stand. Nach ihr entwickelt sich die Sprache aus Gefühlslauten, die der Mensch beim Anblick der Dinge geäußert haben soll. Die ursprünglichen Laute waren entweder Interjektionen (Reflexlaute bei Zorn, Schmerz, Verwunderung und ähnlichen Gefühlsbewegungen) oder *clamores concomitantes*, die bei Gesichts- oder Gefühlsreizen zufällig hervorgebracht wurden und sich durch häufigen Gebrauch fest mit dem bestimmten Begriff verbanden. Besonders bekannt ist die sogenannte synergastische Theorie von Noiré. Diese betrachtet die ältesten Sprachwurzeln als Begleitlaute des Grabens, Wühlens, Schabens, Bindens und Flechtens. In der Frage, ob denn derlei Tätigkeiten in der Tat von Lauten begleitet wurden, die sich später zu Sprachwurzeln oder besser zu Wurzelwörtern entwickeln konnten, kommt ihm Karl Bücher zu Hilfe, der nachdrücklich darauf hinweist, daß Naturvölker ihre anstrengende Arbeit gerne durch rhythmische Laute beleben, die sich sogar zu einem Arbeitsliede entwickeln können. Durch die vielfältige Verbindung von Laut und Tätigkeit muß der Laut allmählich das Erinnerungsbild der Tätigkeit und der verschiedenen Dinge, die damit im Zusammenhang stehen, wachrufen. Hierfür wird die Wortwurzel dann jeweils etwas verändert; vgl. etwa die Verwandtschaft von *Graben*, *Grube*, *Grab*, *Gracht* usw. Bemerkenswert ist in dieser Beziehung das Zeugnis des Ethnologen v. d. Steinen über gewisse Indianer-Stämme: «Es ist außerordentlich schwer, Verwechslungen zu vermeiden, weil die Indianer, wenn man sie nach dem Namen eines Dinges fragt, immer sagen, wozu es dient.»

Gegenüber diesen beiden Theorien stellt Wundt die Behauptung auf, daß das wichtigste bei der ursprünglichen Sprachbildung nicht der Laut selbst, sondern die Lautgebärde gewesen sein müsse, d. h. Artikulationsbewegungen, die wie alle anderen Gebärden teils als hinweisende, teils als nachahmende Bewegungen vorkommen und das Gebärdenspiel der Hände und des übrigen Körpers begleiteten. Anfänglich wurden sie so wenig als aequivalente Ausdrücke des bezeichneten Gegenstandes aufgefaßt, daß sie sich höchst wahrscheinlich nur mit der Gebärdensprache und durch sie entwickelten und erst langsam selbständigen Wert erlangten. Hierbei trachtete

der Sprecher seine Artikulationsbewegungen dem Eindruck anzupassen, den der Gegenstand auf ihn machte.

Diese psychologische Theorie gewährt der Lautnachahmung und Lautsymbolik weiten Spielraum, jedoch unter der Voraussetzung, daß die Lautnachahmungen oder das Lautsymbol nicht selbst den Gefühlston bewußt darstellen, sondern nur unwillkürliche Nachahmungen desselben vermittelst des Lautes sind. Die Lautgebärden unterscheiden sich von anderen Gebärden nur dadurch, daß sich mit ihnen ein ausdrucksvoller Laut verbindet, der durch die mimische Bewegung seine eigenartige Artikulation und Modulation erlangt. Daher kommt es, daß Organe, die mit der Bildung der Sprachlaute in Beziehung stehen, sehr häufig mit Wörtern bezeichnet werden, bei deren Artikulation eben diese Organe wirksam sind. Man denke an die Ausdrücke für «essen» in der Kindersprache: *mum*, *ham*, *em*. Wundt bemerkt jedoch mit Recht, daß man hier die Kindersprache nur mit äußerster Vorsicht heranziehen darf, weil diese ja hauptsächlich aus der Umgebung des Kindes stamme.

Auch gegen diese Theorie wurden ernstliche Einwände vorgebracht. Jedenfalls zeigt sie am allerbesten, wie die Sprache von Anfang an nicht nur physisch, sondern auch psychisch bedingt war und wie im ganzen Entwicklungsprozeß die geistige Begabung des Menschen als eine notwendige Voraussetzung in den Vordergrund tritt.

Bibliographie. Wundt, *Die Sprache* I², 307—359; II 614 bis 639; Sütterlin. *Werden und Wesen der Sprache*, S. 1—32 (zumeist eine Popularisierung Wundts). Ausführlich ist A. Giesswein, *Die Hauptprobleme der Sprachwissenschaft*, Freiburg i. B. 1892; (jetzt teilweise veraltet und wegen der Unzuverlässigkeit des sprachlichen Materials mit Vorsicht zu benutzen). — Ausgezeichnet: L. Winteler, *Naturlaut und Sprache*, Aarau 1892. der schallnachahmende Vogelnamen aufs feinsinnigste erörtert; W. Wundt, *Schallnachahmungen und Metaphern*, Beilage zur Allg. Ztg. 1907, Nr. 40. Die Lautnachahmung wurde kritisch untersucht von M. Rubinyi, GRM. V 497; fürs Litauische vgl. Leskien, IF 13, 165. Vgl. auch Wilh. Oehl, *Elementare Wortschöpfung*, Anthropos 12—13, 575 f. — Die Lautsymbolik wurde verteidigt von W. Wackernagel, *Über d. Ursprung u. d. Entwicklung d. Sprache*, Basel 1872; dagegen H. Paul, Beilage zur Allg. Ztg. 1907, Nr. 13—14. — Ferner: Dauzat, *La philosophie du langage;* Rousselot, *Ét. philol. sur l'origine du langage*; Bréal MSL. 10, 1.

7. Sprache und Schrift.

«Sprache» ist Begriffs- und Gefühlsausdruck im weitesten Sinne des Wortes und umfaßt alle Mittel, wodurch der Mensch als Gemeinschaftswesen mit seinen Mitgeschöpfen in Verbindung zu treten pflegt. So spricht man von einer Gebärdensprache mit mimischen und pantomimischen Bewegungen, von einer Sprechsprache (die stets von Gebärden begleitet ist), einer Zeichensprache usw. Doch bezeichnet man mit «Sprache» meistens die artikulierte Lautsprache oder gesprochene Sprache.

Das geschriebene ist nicht das lebendige Wort, sondern eine möglichst gute Andeutung desselben. Es kann weder Art und Wesen der verschiedenen Laute noch Betonung und Quantität vollkommen wiedergeben. Unsere gewöhnlichen Alphabete bleiben weit hinter dem in phonetischer Schrift Erreichbaren zurück. Die geschriebene Sprache verhält sich zur gesprochenen wie eine rohe Skizze zu einem aufs peinlichste ausgeführten Gemälde.

Die geschriebene Sprache ist von Natur aus konservativ und bleibt hinter der vorausstrebenden gesprochenen Sprache leicht zurück. Es macht sich daher in jeder Sprachgemeinschaft von Zeit zu Zeit das Bedürfnis geltend, die Schriftzeichen wieder zurecht zu rücken, wie die Zeiger einer Uhr, die nachgeht. So entwickelt sich das Problem der Orthographie.

Man unterscheidet Bilderschrift und Lautschrift. Bei der ersteren, einer Form primitiver Kunst, werden zunächst die Begriffe, später dann die Wörter durch Abbildungen von Gegenständen dargestellt. Hierzu gehört u. a. auch die chinesiche Schrift, aus der sich das gewöhnliche japanische Alphabet entwickelt hat, sowie die Knotenschrift der Inkas, des in Peru herrschenden Stamms zur Zeit der spanischen Eroberung. In der Lautschrift oder Buchstabenschrift wird möglichst jeder Laut durch einen Buchstaben bezeichnet.

Die Hieroglyphen und die Keilschrift sind teils Bilder-, teils Lautschrift. Beide Schriftsysteme haben sich zur gewöhnlichen Lautschrift entwickelt.

Die meisten bekannten Schriftsysteme haben ihren Ursprung im **phoenizischen Alphabet.** Schon Champol-

lion, der Entzifferer der Hieroglyphen (1822), sprach die Vermutung aus, daß das phönizische Alphabet sein methodisches Vorbild in der ägyptischen Schrift gehabt habe. Diese Vermutung wurde neuerdings durch die scharfsinnigen Untersuchungen von K. Sethe und A. H. Gardiner bestätigt. Die Ägypter entwickelten neben ihren Hieroglyphen bereits eine Kursivschrift, das sogenannte Hieratische, das außer Bilderzeichen auch phonetische Buchstabenzeichen enthielt. Im Anschluß an Hieroglyphen und Buchstabenzeichen schuf dann ein phönizischer Stamm (vielleicht im 17. Jahrh. v. Chr.) sein eigenes, dem Charakter seiner Sprache angepaßtes Konsonantenalphabet. Um 800 v. Chr. wurde dieses unmittelbar oder über Mesopotamien in Indien eingeführt.[1]) Aus dem phoenizischen Alphabet entwickelten sich weiter die syrisch-aramäischen, hebräischen und arabischen Schriftzeichen, sowie auch das griechische Schriftsystem. Das (ost- und west)griechische Alphabet verrät seinen semitischen Ursprung noch in den Namen der Buchstaben und durch die Tatsache, daß die ältesten Inschriften von rechts nach links oder auch in Furchenform (βουστροφηδόν) geschrieben sind. 403 v. Chr. wurde das endgültig festgelegte (ionische) Alphabet in Athen von Eukleides von staatswegen eingeführt. Die Westgriechen Süditaliens übermittelten ihre Schrift den Latinern, Etruskern und anderen Völkern Italiens. Die älteste lateinische Schrift läuft ebenfalls von rechts nach links.

Nach den älteren Untersuchungen von Wimmer, besonders aber der neuen Forschungen von Salin und v. Friesen hat sich das nationale Alphabet der Germanen, die sog. Runenschrift (got. *rūna* 'Geheimnis'), ums Jahr 200 n. Chr. unter Einwirkung des lateinischen und des griechischen Alphabets an der nördlichen Küste des schwarzen Meeres bei den Goten entwickelt. Von da aus

---

[1]) Jedoch steht die phoenizische Herkunft des indischen Alphabets nicht völlig fest, obwohl es sicher semitischen Ursprungs ist. Das Kharōṣṭhī z. B., das einige Jahrhunderte lang im nordwestlichen Indien gebraucht wurde, ist bestimmt dem Aramäischen entlehnt, nimmt aber unter den indischen Alphabeten eine Sonderstellung ein. Einige nehmen an, daß die indische Schrift dem südarabischen Alphabet entlehnt ist.

drang sie früh an die Ost- und Nordsee, nach Skandinavien und nach Schleswig vor. Erst zu Anfang des 5. Jahrh. gelangte sie vom nordwestlichen Deutschland aus einerseits nach England, andrerseits zu den Franken, den suebischen Stämmen und den Burgundern. Um die Form der einzelnen Zeichen zu verstehen, muß man die Erfordernisse der Holzbearbeitung in Betracht ziehen. Die gotische Schrift Wulfilas ist zum größten Teil aus der griechischen übernommen, desgleichen das armenische und koptische, sowie das cyrillische Alphabet der Slaven, aus dem sich das russische entwickelte.

Bibliographie. Wundt, *Die Sprache* I², 136—247; Sütterlin, *Werden und Wesen der Sprache*, S. 101—117; K. Sethe, *Der Ursprung des Alphabets* in Nachr. der Kgl. Gesell. der Wissensch. zu Göttingen, Geschäftl. Mitteilg., 1916, S. 88f; Forts. ebd. (Nachr.) 1917; L. Wimmer, *Die Runenschrift*, Berlin 1887; B. Salin, *Die altgerm. Tierornamentik*, Stockholm 1904, vor allem v. Friesen, *Om runskriftens herkomst* in *Uppsala Universitets årsskrift* 1906, sowie in Hoops, *Reallexikon der germ. Altertumskunde* IV, 5f. Sehr gut ist V. Gardthausen, *Ursprung und Entwicklung der griechisch-lateinischen Schrift*, GRM. I 273. Über das griechische Alphabet vgl. A. Kirchhoff, *Studien* und Thumb, *Handbuch der griech. Dialekte* S. 38f. M. Hammarström behauptet neuerdings die Herkunft der lat. Schrift aus dem Etruskischen: *Beitr. zur Gesch. des etrusk., lat. und griech. Alphabets*, Akad. Abh. Helsingfors 1920.

8. Sprache und Volk. — Die Einheitssprache.

Der Satz: «Die Sprache ist ganz das Volk» ist in dieser Allgemeinheit unrichtig. Sie ist vielmehr nur ein Faktor in der Volkskultur; diese erst stellt die eigentliche Seele des Volkes dar.

Man verwechsle Volk weder mit Rasse noch mit Staat. Rasse hat eine anthropologische, Volk eine ethnologische, Staat eine politische Bedeutung; man denke an die Schweiz, das frühere Österreich, Belgien. Der Ausdruck «Rasse» wird freilich oft unrichtig gebraucht. So besteht die «britische Rasse» großenteils aus Kelten und Germanen; die «angelsächsische Rasse» in Nordamerika umfaßt nur wenige angelsächsische Bestandteile; die «lateinische Rasse» vereinigt Abkömmlinge der bunten

Mischung der italischen Völker, weiter der Gallier, Franken, Normannen, Burgunder, Iberer, Dacier usf. Rasse ist eine Frage der Abstammung. Man kann also höchstens behaupten, daß sich im Laufe der Zeit eine italienische, französische Rasse usw. gebildet habe, deren Blut gemischt ist und die nur zum Teile von den gleichen Vorfahren abstammen.

Der Begriff *Volk* oder *Nation* ist rein ethnologisch und weist auf gemeinschaftliche Volkskultur hin. Er steht und fällt mit dem Willen vereinigt zu bleiben, und dieser wurzelt und findet seine Kraft in dem mehr durch gemeinsame Art als gemeinsamen Ursprung bedingten Gefühl der Zusammengehörigkeit. Dieses Volksbewußtsein ist bis zu einem gewissen Grade aus Rassenmischung erwachsen, aber mehr noch aus dem Zusammenwirken althergebrachter Lebensweise, des Klimas, der Bodenbeschaffenheit, aus geschichtlichen, religiösen, politischen, sozialen Einflüssen. So kommt ein Volkswesen zustande, das sich in der Volkskultur äußert. Hiervon ist, wie oben erwähnt, die Sprache nicht der einzige, wohl aber der vornehmste Faktor und das Hauptmerkmal. Sprache und Sprachveränderung sind undenkbar und unerklärbar ohne ein solches Volkswesen, ebenso wie letzteres ohne Sprache unerklärbar ist.

Es gibt auch hier Ausnahmen. Die Schweiz ist nur ein Staat, keine Nation; aber in Wales, wo die Bevölkerung ganz in der englischen Nation aufgeht, lebt das Keltische noch als Volkssprache. Diese Verhältnisse sind zum Teil geschichtlich zu erklären, andrerseits ist es fraglich, ob diese Zustände so fortdauern werden. Häufig wird die Sprache einfach übernommen, wie ja auch im allgemeinen die Sprache zum größten Teil ein übernommenes Mittel der Gedankenäußerung ist. Aber sobald die Sprache nicht gänzlich an der Oberfläche der äußeren Kultur haftet, dann vollzieht sich zwischen ihr und anderen Kulturfaktoren eine tiefgehende Wechselwirkung, beim ganzen Volk wie beim Einzelwesen. Die Volkssprache ist, oder wird, stets persönlich. Deutsch und Englisch sind beide westgermanische Sprachen. Aber die englische Sprache und das englische Volk beeinflußten sich im Laufe der Zeit in einer Weise, daß Deutsch und Eng-

lisch jetzt ebenso verschieden sind wie die deutschen und englischen Volkssitten und Gebräuche.

Völker, die einander kulturell am nächsten stehen, zeigen auch in der Sprache die größte kulturelle Verwandtschaft; vergleiche etwa Französisch und Englisch, oder die slavischen Sprachen. Letztere haben in ihrer Grammatik eine Unzahl von Archaismen bewahrt. Die Nomina haben noch eine Deklination, eine große Anzahl von Fällen und Formen, die je nach dem Typus wechseln; die Demonstrativa und Adjektiva werden anders gebeugt wie die Substantiva. Das Verbum hat eine mannigfaltige Flexion, die feine Unterschiede minder abstrakter Art ausdrückt: es herrscht der Gesichtspunkt vor, in welchem Grade die Handlung vollendet ist, nicht aber der verhältnismäßig abstrakte Zeitbegriff. Die Grammatik des Russischen und Serbischen ist in vieler Hinsicht noch eine «indoeuropäische» (Meillet). Eine völlig übereinstimmende westeuropäische Volkskultur würde auch zu einer stets engeren Verwandtschaft aller westeuropäischen Sprachen führen.

Ob man hierzu jemals gelangen wird, ist natürlich höchst unsicher und sehr zu bezweifeln. Inzwischen kann jedoch die Verwandtschaft der äußeren Kultur, abgesehen von allen nationalen Beziehungen, nicht nur ihre Rechte geltend machen, sondern auch den Bestrebungen zur Schaffung einer **Einheitssprache** einen beträchlichen Erfolg verbürgen. Eine farblose, internationale Sprache, die für bestimmte, gebildete Kreise und einen bescheidenen Gebrauch berechnet ist, eine Einheitssprache im Dienste einiger sehr allgemeiner, internationaler Kulturbedürfnisse journalistischer, technischer und wissenschaftlicher Art hat in der Tat Daseinsberechtigung und auch einige Aussicht auf Erfolg; so entstanden *Volapük*, *Idiom neutral*, *Langue bleue*, *Universal*, *Esperanto*, *Ido* usw. Eine solche Kunstsprache ist als Hilfssprache sogar sehr erwünscht um die Engerieverschwendung zu verringern, die sonst mit der Verbreitung von Ideen außerhalb engerer nationaler Kreise verbunden ist. Schuchardt und Jespersen stehen daher dem Problem nicht so feindlich gegenüber wie die meisten übrigen Sprachforscher. Die Schwierigkeiten sind allerdings nicht zu unterschätzen. Je weniger sich eine solche Hilfssprache an obige Ein-

schränkungen hält, desto größeren Umbildungen ist sie ausgesetzt; solche Änderungen werden bei stärkerer Ausbreitung durch nationale und soziale Einflüsse noch beträchtlicher, und dies ist für eine Kunstsprache umso verderblicher, als die regulierende Einheit mangelt. Jedes Volk wird etwas von seiner eigenen Syntax und Wortbedeutung, vom eigenen Sprachgebrauch einführen. Das vom Klerus und den Gebildeten gesprochene mittelalterliche Latein kann schwerlich als Vorbild gelten, weil dieses gesprochene Latein stets mit der klassischen geschriebenen Sprache in Fühlung stand. Auch die sich immer mehr verändernde Aussprache würde eine große Schwierigkeit bedingen, obschon man nicht verkennen darf, daß der Drang zur Dialektbildung hier nicht so stark als bei den lebenden Volkssprachen wirken würde.

Jedenfalls würde eine solche Sprache ihren Charakter als Ersatzprodukt, als Hilfssprache nie verlieren dürfen. Alle persönlichen Elemente müssen ihr fern bleiben; denn das nationale Gefühlselement kann nur in einer «organischen» Sprache vorhanden sein und fehlt bereits in den Oberschichten der einförmigeren nationalen Kultursprache.

Bibliographie. H. Kern, *Rassen, volken, staten*, passim; *Taal en afkomst* in «Verslagen en Mededel. der Kon. Akad. v. Wetenschappen», afd. Letterk. 1906, 1; J. Schrijnen, *Nederlandsche Volkskunde* II (Zutphen 1916), S. 1 f., 345; vgl. auch Meillet in Scientia 18 und Hesseling in Nieuwe Taalgids 2, 17 f. (wichtig). Zur Weltsprache vor allem R. H. Meyer, *Künstliche Sprachen* IF. 12, 80 (eine Übersicht über alle Kunstsprachen); dann Jespersen, *Energetik der Sprache* in Scientia 16, 225 (sehr radikal); H. Schuchardt, *Aus Anlaß des Volapüks*, Straßburg 1888, *Weltsprache und Volkssprachen*, Straßburg 1894, auch Almanach d. Wiener Ak. der Wissensch. 1904, 279; A. van Gennep, *Religion, Moeurs et Légendes* I 308; A. Dauzat, *La Philosophie du langage* S. 45; G. Meyer, *Essays und Studien* II 23. Eine rein wissenschaftliche Untersuchung des Weltsprachen-, bes. des Esperanto-Problems gaben K. Brugmann und A. Leskien: *Zur Kritik der künstlichen Weltsprachen*, Straßburg 1907, und *Zur Frage der Einführung einer künstlichen internationalen Hilfssprache*, Straßburg 1908. Dagegen J. Baudouin de Courtenay, *Zur Kritik der Weltsprache*, Leipzig 1908. Einen gemäßigten Standpunkt vertritt E. Schwyzer in *Genealog. und kulturelle Sprachverwandtschaft* (vgl. oben S. 56) und *Das Problem einer Universalsprache*, Wetzikon-Zürich 1906; sehr beachtenswert ist A. Seidel, *Weg frei für das Esperanto*, Berlin 1908; vgl. auch J. Schrijnen in De Beiaard 1920, S. 163.

9. Sprachveränderung. — Lautgesetze.

Durch die Überlieferung pflanzt sich die Sprache von Geschlecht zu Geschlecht fort und verändert sich dabei langsam, ohne daß überall die Absicht bestünde, anders zu sprechen als bisher gesprochen wurde. Auch absichtliche Sprachveränderung bezweckt keineswegs immer eine dauernde Änderung. Die meisten Menschen sind weit entfernt einen solchen Wechsel zu beabsichtigen, ja sie wissen nicht einmal, wie sie sprechen.

Und doch ist es eine unleugbare Tatsache, daß die Sprache einer folgenden Generation sich von der der vorangehenden mehr oder minder unterscheidet. Worin liegt die Ursache dieser Veränderung? Natürlich nicht in den Lauten selbst, sondern im Sprecher, der gewissen, näher zu bestimmenden Einflüssen ausgesetzt ist.

Die Sprachveränderung ist auch nicht launenhaft und willkürlich. Der aufmerksame Beobachter erkennt bald, daß in einem Sprachzentrum bestimmte Lautveränderungen nicht nur in einem einzelnen Wort sondern in einer großen Anzahl von Wörtern in völlig gleicher Weise stattfinden. Der ionische Lautwechsel von ᾱ zu η gilt für alle Wörter mit urgriech. ᾱ. Die indogermanischen Tenues werden im Germanischen regelmäßig zu Spiranten. Das westgerm. ō entwickelte sich regelmäßig über den Diphthong *oǫ* zum niederl. [ū] (*broeder*).

Solche sprachliche Regelmäßigkeiten oder parallele Reihen des Lautwandels, die sich innerhalb gewisser Grenzen von Ort und Zeit vollziehen, nennt man **Lautgesetze.** Mit physischen und chemischen Gesetzen haben sie nichts gemein; sie sind nicht einmal «Gesetze» im gewöhnlichen Sinne des Wortes, sondern vielmehr Lautregeln, die auf bestimmten Tendenzen oder historischen Vorgängen beruhen.

Hierbei ist im Auge zu behalten, daß jede **Sprachveränderung** entweder 1. ursprünglich (primär) ist, oder 2. auf Sprachmischung oder 3. auf Analogie beruht.

1. Unter ursprünglichem (primärem) Lautwandel versteht man die Veränderungen, die spontan, ohne äußere Ursache, von einzelnen Gliedern einer Sprachgemeinschaft ausgehen und sich durch Nachahmung zu-

nächst in der unmittelbaren Umgebung, dann in weiteren Kreisen und endlich, wenn sie von Dauer sind, über das ganze Sprachgebiet fortpflanzen.

Diese Veränderungen sind keine absichtlichen, da sie sich dem Bewußtsein der Sprecher entziehen. Auch muß die Ursache für alle Mitglieder der Sprachgemeinschaft Geltung haben, da die Veränderung zwar nicht von ihnen allen auszugehen braucht, aber doch von der Gesamtheit aufgenommen wird. Man hat den Bau und die Stellung der Sprachorgane für die Veränderung verantwortlich gemacht, aber hiervon kann höchst wahrscheinlich nur bei Sprachmischung die Rede sein. Weiter hat man hingewiesen auf die Bequemlichkeit, das Gesetz der Kraftersparnis, das Vermeiden schwieriger Lautgruppen usw. In den meisten Fällen ist es jedoch schwer festzustellen, wann ein Laut oder eine Lautgruppe als «bequemer» zu gelten hat. Man kann allerdings annehmen, daß ital. *otto* leichter auszusprechen ist als lat. *octo*, und daß im allgemeinen die Kehllaute mehr physische Kraft erfordern als die Zahnlaute, und diese wieder mehr als die Lippenlaute, so daß die Veränderung der Artikulationsstelle in der Regel von hinten nach vorne stattfindet. So erklärt man auch die sogenannte *psilosis*, den Ersatz des *spiritus asper* durch den *spiritus lenis* in einigen griechischen Dialekten. Ferner verlieren Aspiratae ihren Hauch. Gutturale werden labialisiert, Gutturale und Palatale werden zu Zischlauten. Aber wie stimmt das Gesetz der Kraftersparnis zum Ersatz des *d* durch *t* im got. *taíhun* (vgl. skr. *dáça*, gr. δέκα, lat. *decem*)? Und warum wurde in der zweiten Lautverschiebung *t* zu *z* (got. *tiuhan*, ahd. *ziohan*) aber *d* zu *t* (got. *dags* zu ahd. *tac*)? Jedenfalls hat man mehr mit Vereinfachung als mit Bequemlichkeit zu rechnen. Das soziale Gesetz der Zweckmäßigkeit und Einfachheit übt in der Tat einen mächtigen Einfluß auf das Sprachleben aus. Es strebt nach Klarheit mit den einfachsten Mitteln, d. h. mit denjenigen, welche den geringsten Kraft- und Zeitaufwand erfordern; es begünstigt auch das Verschwinden überflüssiger Ausdrücke. In dieser Vereinfachung muß man einen Fortschritt erblicken und nicht Verwitterung und Verfall.

Der Einfluß des Klimas wurde wiederholt erörtert. Durch Whitney bestritten, hat die Theorie des klimatischen Einflusses in Osthoff und H. Meyer warme Verteidiger gefunden. Man weist darauf hin, daß die Sprachen von Bergbewohnern, gleichgültig, ob sie in den Alpen oder im Kaukasus hausen, auffallend reich an Kehllauten sind, und daß auch nicht verwandte Sprachen nicht selten in ihren Lauttabellen übereinstimmen, wenn sie an geographisch ähnlichen Orten gesprochen werden. Dagegen wird geltend gemacht, daß z. B. die semitische Rasse, deren Sprachen auffallend viele Kehllaute besitzen, in mehreren ihrer Abzweigungen seit undenklichen Zeiten keine Gebirge bewohnt hat. Es ist also sehr fraglich, ob Klima, Bodenbeschaffenheit, Nahrung usw. auf die Sprache unmittelbar einwirken können. Vielmehr könnte das Klima die Gewohnheiten und Lebensweise der Sprechenden beeinflussen. Dadurch würde eine soziologische Verschiedenheit bewirkt, die nicht ohne Einfluß auf die Sprache bleiben könnte. Ich weise nur auf die magere, düstere Heide der Veluwe in Gelderland hin, deren eintönige Landschaft so getreu in ihrem Dialekt sich widerspiegelt, und auf den Unterschied zwischen den neufriesischen Dialekten der «Klaikers», die Lehmboden bewohnen, und der «Waldjers», die auf den Dokkumer Waldstrecken oder Sandgründen (im Nordosten der niederländischen Provinz Friesland) ansässig sind. Auf unmittelbaren Einfluß des Klimas könnte dagegen die von Verschuur festgestellten, etwas zurückgeschobene, niedere Zungenstellung im Nordbeveländischen beruhen (Dialekt einer Insel in der Scheldemündung); vielleicht ist sie eine Folge des Kehlverschlusses durch die Hinterzunge zum Schutze gegen den rauhen Wind.

Wieder andere stellen mit Sievers den Grundsatz auf, daß alle Lautveränderung auf fehlerhafter Wiedergabe der überlieferten Aussprache beruhe. Namentlich H. Paul legt Gewicht auf die Sprechweise der jüngeren Generation, welche die Sprache nicht genau in der Form zu übernehmen pflegt, die sie im Munde des älteren Geschlechts hatte. Auch diese Anschauung enthält sicher einen wahren Kern (vgl. S. 131, 142); aber wir fragen, woher kommt es, daß die Veränderungen sich bei ihren Urhebern und Nachahmern in gleicher Richtung bewegen?

Und woher kommt es ferner, daß die Sprachen oft durch Generationen hindurch fast unverändert bleiben, dann jedoch plötzlich eine Zeit großer Umwälzung anhebt?

Hier müssen zweifellos tiefere Ursachen am Werke sein, die man mit Vendryes ganz gut als lautliche Tendenzen bezeichnen kann. Diese zahlreichen Tendenzen bewegen sich in mannigfacher Richtung, doch folgen sie im wesentlichen zwei Hauptströmungen, die den beiden großen Gesetzen des sozial-psychischen Kulturlebens entsprechen, Integrierung und Differenzierung. Die Gesamtheit der Sprachveränderungen innerhalb eines bestimmten Gebietes beruht nun auf dem Verhältnis, in welchem diese sehr allgemeinen Tendenzen in jedem besonderen Fall durch das Einheitsgefühl der Kulturgemeinschaft geregelt werden. Aus diesem Grundsatz folgt auch notwendig, daß jedes wichtige Ereignis im Kulturleben, Auswanderung, Krieg, plötzliche ökonomische Blüte oder Niedergang, von einer tiefgehenden Veränderung in der Sprache begleitet sein muß.

2. Sprachmischung tritt ein, wenn ein Volk eine fremde Sprache oder aus einer fremden Sprache entlehnt. Hierbei läßt sich die verhältnismäßige Festigkeit und Unveränderlichkeit der einheimischen Lautgesetze gegenüber der Biegsamkeit des Wortschatzes trefflich beobachten. Während letzterer stets eifrig übernommen wird, hat eine fremde Sprache auf den einheimischen Lautstand gewöhnlich wenig Einfluß. Die Lehnwörter werden nach den einheimischen Lautverhältnissen umgebildet, ja die Erfahrung lehrt, daß man bei der Bildung ähnlicher Laute einer fremden Sprache meist die eigene gewohnte Stellung der Sprechorgane beibehält. Das erhellt schon aus der Sprache des Skythen in den «Thesmophoriazusen», den Aristophanes auf Griechisch radebrechen läßt, wobei wir beobachten, daß die Tenuis an Stelle der Aspirata tritt, also $\varphi > \pi$; $\vartheta > \tau$; $\chi > \kappa$; z. B. πιλῆσι (φιλῆσαι), τυγάτριον, κατεύδει, σκῆμα, ἔκω usw. So wird auch ein Litauer, selbst wenn er das deutsche *f* so genau als möglich wiederzugeben trachtet, ein *p* sprechen; ein Deutscher, der Französisch spricht, sagt *khaf-fé* (beachte auch die Silbengrenze) statt *café*, *schö* statt *jeu*; ein Böhme oder Ungar wird in der Wiedergabe

deutscher Laute nicht minder fehl gehen. — Angenommen nun, daß durch Eroberung oder Kolonisierung die Sprache der Eroberer oder Kolonisten von der einheimischen Bevölkerung teilweise oder ganz angenommen wird, dann wird sie im ersten Fall die Sprache der einheimischen Bevölkerung wesentlich beeinflussen können ohne jedoch eine tiefgehende lautliche Veränderung zu bewirken, im zweiten Fall dagegen wird sie selbst solch einen durchgreifenden Wandel in ihrem Lautstande erfahren. Diese Einwirkung der ursprünglichen Sprachen nennt man das «Substrat».[1])

Die Besiegten nehmen jedoch nicht immer die Sprache der Sieger an. Es sind verschiedene Fälle möglich.

a) Die Eroberer geben ihre eigene Sprache preis. Dies war z. B. der Fall bei den germanischen Stämmen in den romanischen Ländern. Allerdings haben sie die Landessprache durch eine große Zahl von Wörtern und Ausdrücken bereichert. Der Grund ist natürlich der, daß die Sieger auf einer niedrigeren Kulturstufe standen. Auf diese Weise entwickelte sich ein Wettstreit der Kulturen.

b) Die Unterworfenen geben ihre Sprache preis. So mußten in den romanischen Ländern die Sprachen der hörigen einheimischen Bevölkerung gegenüber dem Latein der römischen Kolonisten unterliegen, ohne viele Spuren ihres Daseins im lateinischen Wortschatz zu hinterlassen. Wichtiger sind jedoch die lautlichen Überbleibsel, obwohl die Besonderheiten der romanischen Sprachen größtenteils auf dem chronologisch und dialektisch verschiedenen Volkslatein der Kolonisten beruhen. Ein Beispiel. Das Spanische gibt das lat. *f* durch *h* wieder: *hijo* ‘Sohn’, lat. *filius*; *hablar* ‘sprechen’, lat. *fabulari*. Auch das Gascognische nimmt daran teil, *hil* ‘Sohn’. Der gascognische Dialekt wird nun auf einem Gebiete gesprochen, das ebenso wie die pyrenäische Halbinsel ehemals von Iberern bewohnt war. Die Vermutung liegt also nahe, daß das spanische Lautgesetz: lat. $f > h$ iberischem Einfluß zu verdanken ist. Und diese Vermutung wird

[1]) «. . . es gibt keine idg. Sprache, in der nicht der Einfluß eines Substrates deutlich wird, das gewisse mit den einzelnen Sprachen wechselnde Züge des idg. Typus verändert hat.» (Meillet.)

dadurch zur Gewißheit, daß das Baskische, das höchst wahrscheinlich vom Iberischen abstammt, kein *f* kennt und in der pyrenäischen Halbinsel keine ursprünglichen Ortsnamen mit *f* vorkommen.

c) Beim Eindringen eines fremden Stammes kann eine hörige Bevölkerung mit eigener Sprache neben dem Volk und der Volkssprache der Eroberer geraume Zeit fortbestehen, natürlich nicht, ohne daß sie sich gegenseitig mehr oder weniger beeinflussen. So glaubte R. Meister auf Grund arkadischer Formen in der bekannten Xuthias-Inschrift aus der Nähe von Tegea beweisen zu können, daß der Dialekt der Periöken sich von dem der Spartaner unterschied. Eine ziemlich selbständige, vom Dialekt der Herrscher verschiedene Sprache war auch die der hörigen Mazedonier. Und Jahrhunderte lang wurde in England Angelsächsisch neben Anglonormannisch gesprochen.

d) Sprachmischung findet immer statt bei Zwei- und Mehrsprachigkeit, so z. B. in Staaten mit verschiedenen Volkssprachen wie Belgien, Österreich, der Schweiz, ohne daß die eine Sprache im Vergleich zur andern untergeordnet sein braucht; desgleichen bei Einzelpersonen durch das Erlernen fremder Sprachen, durch Reisen usw. Besonders auf Grenzgebieten gibt es Dialektmischung: benachbarte Dialekte werden durch zahlreiche Isoglossen verbunden.

e) Wenn zwei Stämme ein Gebiet gemeinsam kolonisieren oder wenn ein Stamm das Gebiet eines fremdsprachigen Stammes besetzt, können beide Stämme in dem Maße verschmelzen, daß ihre Sprachen ineinander aufgehen. Man hat dann keine eigentliche Sprachmischung mehr, sondern das Ergebnis sind Mischsprachen, bei denen es schwierig ist, herauszufinden, welcher der beiden Bestandteile den Ausschlag gibt (vgl. S. 53 f.). Solche Dialektmischung wurde von L. Sadée und Solmsen für das Böotische erwiesen, für das Thessalische in dem meisterhaften Aufsatz von Solmsen «*Thessalisch und Pelasgiotisch*». Gleichgewicht der sprachlichen Bestandteile setzt Gleichgewicht der Kultur voraus. Doch treten hier immer gewisse Unregelmäßigkeiten und Schwankungen ein. Numerisches Übergewicht hat meist lautliches Übergewicht zur Folge.

So erklärt man auch zum großen Teil die Lautveränderungen der indogermanischen Sprachen. Mögen diese Sprachen im ganzen durch anderssprachige Völker übernommen worden sein, oder kam eine Sprachmischung zustande, bei der der indogermanische Charakter den Ausschlag gab, in beiden Fällen müssen tiefgreifende Veränderungen stattgefunden haben, und zwar öfters durch die Einwirkung von mehr als einem Substrat. Vielleicht war die Ursprache selbst das Ergebnis einer bedeutenden Stammes- und Sprachenmischung. Dies entzieht sich jedoch unserer Feststellung und ist auch für die vorliegende Frage belanglos. Aber jedenfalls haben nach Spaltung des Einheitsvolkes die getrennten Sprachen den Einfluß des Idioms jener Gegend erfahren, in der sich die kolonisierenden oder erobernden Völker niederließen, und dies hat ihre Eigenart näher bestimmt und differenziert. Auch für die griechischen Dialekte darf man annehmen, daß sie im Keime bereits vorhanden waren, ehe das griechische Urvolk seine späteren Wohnsitze in der Balkanhalbinsel bezog; aber sowohl Lautstand und Betonung wie Wortschatz, Flexion und Syntax sind, wie man vermuten darf, durch die pelasgische Urbevölkerung Griechenlands stark beeinflußt. So ist auch die Aussprache des Lateinischen im Munde der Bewohner Etruriens, die *ph*, *th*, *kh* anstatt *p*, *t*, *k* artikulierten, etruskischem Einfluß zuzuschreiben. Nach Feist ist die wichtige germanische Lautverschiebung so zu erklären, daß die Kelten oder ein später verschwundener, den Kelten und Italern nahestehender Zweig der Indogermanen den nichtindogermanischen Vorfahren der Germanen die Sprache übermittelt haben. Wahrscheinlicher ist vielleicht die Vermutung Meillets, daß sowohl Germanisch wie Keltisch, den Einfluß der gleichen mitteleuropäischen Rasse erfahren haben. Auch die hochdeutsche Lautverschiebung wird von manchen dem Substrat einer autochthonen Bevölkerung zugeschrieben. In der Verschiebung der oberdeutschen Mediae sieht Kauffmann den Einfluß rhätoromanisierender Aussprache, während Nörrenberg nicht nur die Lautverschiebung überhaupt (wie vor ihm schon Förstemann), sondern auch insbesondere die Erscheinungen des Vernerschen Gesetzes dem finnischen Ein-

fluß zuschreibt.[1]) Schließlich, um die Reihe unserer Beispiele zu beenden, ist das bosnische Deutsch nur durch Einfluß des Kroatischen erklärbar.

Bei jeder Sprachveränderung werden wir also zu unterscheiden haben zwischen dem Wechsel, der der natürlichen Entwicklung der Sprache zuzuschreiben ist (d. h. den primären Lautveränderungen), und dem, der auf dem Einfluß von Sprachmischung beruht. Es gehört zur Aufgabe der indogermanischen Sprachforschung, diese Elemente zu sondern. Aber in beiden Fällen handelt es sich um Erscheinungen, die sich in *gleicher Richtung* bewegen, um das Ergebnis einer einheitlichen Energie, die von der Gemeinschaft ausgeht. Behauptet man nun mit Leskien, Brugmann und Osthoff, daß die Lautgesetze keine Ausnahmen dulden (vgl. oben S. 34, zur Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze), so bedeutet dies, daß die Lautveränderungen, ob ursprünglich oder auf Mischung beruhend, in allen gleichen Sprachformen auf gleiche Weise eintreten müssen.[2]) Oder auch, daß nur solche Fälle als Ausnahmen betrachtet werden können, wo die erwartete Veränderung infolge bestimmter wahrnehmbarer Ursachen nicht eingetreten ist. Man könnte also vielleicht besser von allgemein gültiger Gesetzmäßigkeit sprechen. Man darf jedoch nicht vergessen, daß der Ausdruck «Ausnahmslosigkeit» eine polemische Spitze hat, die sich gegen die ungerechtfertigten Ausnahmen der alten Grammatik wandte. Letztere rechnete mit Laune und Willkür, während doch der Lautwandel einer strengen Kausalität unterworfen ist. Mit

---

[1]) Tatsächlich ist das Vernersche Gesetz in formeller Hinsicht das Analogon des Setäläschen Gesetzes im Nyrofinnischen: die inlautenden Verschlußlaute waren einem regelmäßigen Wechsel unterworfen, je nachdem die Betonung sich änderte.

[2]) Man verwechsele *Lautveränderung* (*Lautwandel*) nicht mit *Lautwechsel*; letzterer ist eine Folge der ersteren. Lautwechsel findet z. B. statt bei Formen wie ἐρείδω : ἐρεισθῆναι; ἀνύτω : ἀνυσθῆναι; πείθω : πεισθῆναι. Nach der üblichen Ausdrucksweise geht hier der Dental vor einem anderen Dental in *s* über. Man glaube jedoch nicht, daß diese Lautveränderungen stets aufs neue vollzogen werden, indem man das eine Wort aus dem anderen bildet; es handelt sich hier vielmehr um Erinnerungsbilder und Analogieerzeugnisse.

Naturgesetzen aber haben die Lautgesetze nichts gemein; sie sind Erfahrungsgesetze, die die Gleichmäßigkeit innerhalb einer bestimmten Gruppe historischer Erscheinungen feststellen.

Lautveränderungen sind in der Tat geschichtliche Vorgänge, die sich zu einem bestimmten Zeitpunkt vollzogen haben, teils primär, infolge rein sozial-psychischer Gründe, teils sekundär, infolge völkischer Ursachen. Im ersten Falle fand eine Verschiebung des Bewegungsgefühles statt, im zweiten (wenn man so will) eine fehlerhafte Nachahmung; aber jedesmal sind für einen bestimmten Laut sowohl das motorische Erinnerungsbild oder Sprechbild als auch das akustische Erinnerungsbild oder Lautbild fest geworden, die sich beide durch das eigene Sprechen und das Sprechen der Umgebung bildeten. Nun ist der Sprechvorgang zugleich automatisch und mechanisch, indem die damit verbundene Sprechbewegung durch das motorische Erinnerungsbild als Reflex hervorgebracht wird. Tritt also in einem Worte eine Veränderung eines bestimmten Elementes ein, so muß diese auch in allen andern Wörtern stattfinden, welche denselben Bedingungen von Ort und Zeit entsprechen, vorausgesetzt, daß auch Betonung, Silbenstellung, die Art der vorhergehenden und nachfolgenden Laute, die Stellung des Wortes im Satze usw. die gleichen sind. Zur praktischen wissenschaftlichen Arbeit kann man sich also an die Theorie der gleichmäßigen Wirkung der Lautgesetze halten, wobei in jedem Falle scheinbarer Ausnahmen die störenden Faktoren zu ergründen sind.

Aus diesen Ausführungen geht hervor, daß die allgemeingültige Gesetzmäßigkeit der Lautveränderungen nicht nur eine enge psychische und völkische Einheit voraussetzt, sondern daß innerhalb dieser Einheit die Wirksamkeit der betreffenden Tendenzen noch von verschiedenen Umständen abhängt. Was uns also bei der Untersuchung der Spracherscheinungen auffällt, sind nicht so sehr die Abweichungen, sondern vielmehr die große Gleichförmigkeit und Regelmässigkeit. Um nur ein Beispiel zu nennen: Ist es nicht seltsam, daß trotz aller Umwälzungen und Umbildungen auf griechischem Boden

das urgriechische -μ in sämtlichen Wortformen im Satzauslaut zu -ν geworden ist?[1])

Zum Schlusse ein Beispiel um zeigen, wie scheinbare Ausnahmen auf besonderen, noch unerkannten Bedingungen, auf «unbekannten Lautgesetzen» beruhen können. Das griech. ἱερός ‘kräftig, heilig’, und ἕως ‘Morgenröte’ haben wider Erwarten Spiritus asper. Jetzt weiß man, daß dieser auf ein aus *s* entstandenes *h* zurückgeht, das zum Anlaut wurde; also **isəró́s* > **ἱhαρος* > ἱερός und **āusōs* > **āuhōs* > ἕως, vgl. lat. *aurōra*. In anderen Fällen sind die abweichenden Formen dialektischen Ursprungs; es fehlt also die Einheit des Ortes; z. B. lat. *gaesum*, *rosa*, *asinus* — Formen, die sich dem sogenannten Rhotazismus scheinbar entziehen. Auch setzt sich eine lautliche Neuerung erst allmählich durch, so daß man bei verschiedenen Sprechern ziemlich lange beträchtliche Abweichungen wird beobachten können: die einen folgen bereits der neuen Lautung, die andern halten an der überlieferten Form fest. Jeder Lautwandel kennt also, bis er endgültig wird, eine Periode des Schwankens. Diese dauerte z. B. nach dem Zeugnis der Inschriften sehr lange beim Verschwinden des griechischen Digammas oder beim Aussterben eines bestimmten Dialekts. Die römischen Eigennamen *Fusii*, *Numisii*, *Papisii* zeigen noch *s*, während sonst *s* zwischen zwei Vokalen schon überall zu *r* geworden ist. Im mittelalterlichen Französisch streiten zu einer gegebenen Zeit das ältere *Orléans* und das jüngere *Ollieus* um die Vorherrschaft; die ältere Form siegt, während sich die jüngere noch in stehenden Ausdrücken wie *cresson olénois* erhalten hat.

3. Die Analogie ist rückwärtsschauende Sprachbildung, insoferne bereits bestehende Formen durch andere gleichlautende beeinflußt werden. Die so erhaltenen Formen kann man als Neubildungen betrachten. Das Prinzip der gleichmäßigen Wirkung der Lautgesetze beeinträchtigen sie nicht, weil die Bedingung der Einheit der Zeit mangelt. Da diese Erscheinung zu den psychischen Asso-

[1]) Oder daß, wenn Meillet und Gauthiot recht haben sollten, jedes idg. Schluß-*n* im Griechischen erhalten blieb?

ziationen gehört, werden wir sie bei der Sprachpsychologie ausführlicher behandeln.

Bibliographie. Sprachmischung: J. Wackernagel, *Sprachtausch und Sprachmischung* in Göttg. Gel. Nachr. 1904, S. 90; Wundt, *Die Sprache* I 404; Paul, *Prinzipien*[5] 390; sehr wichtig: Windisch, *Zur Theorie der Mischsprachen und Lehnwörter*, Ber. der Sächs. Ges. der Wissensch., phil.-hist. Klasse 1897, S. 101; Whitney, *On mixture in language* in Trans. of the American Philol. Assoc. 1881; F. Lewy, *Zur Frage der Sprachmischung* in Beiträge zur Sprach- und Völkerkunde, Halle 1920; Brøndal, *Substrater og Laan i Romansk og Germansk*, Kopenhagen 1917. Zu den *Mischsprachen* vgl. Schuchardt, bes. *Slavodeutsches und Slavoitalienisches*, Graz 1884, und den S. 56 angeführten Aufsatz über *Sprachverwandtschaft*. — Vgl. weiter Meillet, *Les dialectes indoeuropéens* S. 94; *Les langues dans l'Europe nouvelle* S. 104 f., sowie die Aufsätze von van Wijk in Onze Eeuw 8, 3, 73; Hesseling, De Nieuwe Taalgids 8, 43 und Löwe, Zeitschr. f. Völkerpsych. 20, 161. — Zum Griechischen die ausführliche Darstellung von Thumb, Neue Jb. f. d. klass. Altertum 15, 385 und *Handb. d. griech. Dialekte* S. 61; ferner O. Hoffmann, *De mixtis Graecae linguae dialectis*, Diss. Göttg. 1888; F. Solmsen, Rhein. Mus. 58, 508; 59, 481; L. Sadée, *De Boeotiae titulorum dialecto*, Diss. Halle 1904; R. Meister, Abh. d. Sächs. Ges. der Wissensch. 24, 3.

Über Lautwandel und Lautgesetze sei nur das allerwichtigste angeführt. Wundt, *Die Sprache* I 373, und Phil. Stud. III 196; Paul, *Prinzipien*[5] S. 49; Wheeler, *The causes of uniformity in phonetic change* in Trans. of the Amer. Philol. Assoc. 1901, S. 5 (bespr. IF. Anz. 15, 2); Passy, *Changements phonétiques* S. 223; Schuchardt, *Über die Lautgesetze*, Berlin 1886; Wechßler, *Giebt es Lautgesetze*? Halle 1900; Herzog, *Die Lautgesetzfrage*, Halle 1904; van Ginneken, *Principes*, S. 461; Vendryes, *Réflexions sur les lois phonétiques* in Mélanges-Meillet, S. 115; H. Oertel, *Lectures on the study of language*, New-York u. London 1901, S. 189 f.; Delbrück, *Einleitung* S. 142, und bes. in Annalen der Naturphilos. I 277; Porzeziński, *Einleitung* S. 144; de Saussure, *Linguistique générale* S. 208.

Den Einfluß des Klimas auf den Lautwandel verteidigt H. Meyer in Ztschr. f. d. Altert. 45, 101.

10. Dialektbildung. — Dialekt und Gemeinsprache.

Jede Dialektbildung vollzieht sich nach den Hauptgesetzen des sozial-psychischen Kulturlebens, den Gesetzen der Integrierung und Differenzierung. Innerhalb und außerhalb der ursprünglichen Einheit fügen sich differenzierende Bestandteile zusammen und bilden neue Einheiten, in denen einerseits die Differenzierung sich festigt und weiter ent-

entwickelt und infolge der Wechselwirkung zwischen den Neubildungen das Gefühl ihrer Lebendigkeit erstarkt, während andrerseits der Integrierungsdrang eine allzugroße Dissoziierung der verwandten Elemente verhindert.

Nehmen wir eine in der Hauptsache einheitliche Sprache an, die auf einem ausgedehnten Gebiet mit vielen Städten, Dörfern und Weilern gesprochen wird. Abgesehen von Veränderungen infolge von Entlehnung und Nachahmung werden hier die auf der natürlichen Aufeinanderfolge der Geschlechter beruhenden Modifikationen — und die meisten nehmen mit jeder neuen Generation ihren Anfang — in jedem Orte unabhängig voneinander stattfinden. Jedes Sprachgebiet wird so von einer großen Anzahl Linien durchschnitten, welche einzelne sprachliche Erscheinungen und Eigentümlichkeiten begrenzen, in verschiedenen Richtungen auseinanderlaufen, sich gegenseitig vielfach durchkreuzen und nur ausnahmsweise ganz zusammenfallen; diese Linien nannten wir Isoglossen (vgl. oben S. 65). Aber während diese Veränderungen auf allgemeinen kulturellen Ursachen beruhen und so mehr oder weniger im Zusammenhang stehen, so umschließt doch eine gewisse Anzahl von Isoglossen (ein sogenannter *Isoglossenstrang* oder *-gürtel*) einen ziemlich zusammenhängenden Komplex eigenartiger Spracherscheinungen, der sich von der benachbarten Redeweise merklich unterscheidet. Solch einen Komplex nennt man **Dialekt.** Dialekt und Dialektgebiet bilden somit eine wirkliche Einheit, die auf dem Einheitsgefühl der die Sprache enger verbindenden Kulturverwandtschaft beruht und der auch das Bewußtsein entspricht, *daß* man eine besondere sprachliche Gruppe darstellt. Wohl weist auch diese Gemeinschaft Furchen und Falten auf, aber durch den Untergrund ihrer gemeinsamen Kultur, ihre Eigenart und ihr Zusammengehörigkeitsgefühl hängt sie unter sich enger zusammen als mit der Umgebung. Natürlich ist hier außerdem noch der soziale Drang nach Verständlichkeit wirksam.

Wie einheitliche Dialektgebiete von Isoglossengürteln umschlossen werden, ersieht man trefflich aus der methodologisch ungemein wichtigen Untersuchung von C. Haag, *Die Mundarten des oberen Neckar- und Donaulandes* (Reutlingen 1898), ferner aus L. Gauchats synoptischer Dialekt-

karte der französischen Schweiz, in der sich das Gros-de-Vaud, der Berner Jura, die Montagne Neuchâteloise, der Val-de-Travers, das Gruyère-Land und der Genfer Kanton scharf als Kernlandschaften abheben. Weiter sind einzusehen die Karten in H. Fischer, *Geographie der schwäbischen Mundart* (1895), in Ramisch, *Studien zur niederrheinischen Dialektgeographie*, Weigands Sprachatlas des daco-rumänischen Sprachgebiets, die Isoglossenkarten der Nordwest-Veluwe von van Ginneken und van Schothorst, schließlich die vortrefflichen Karten und Tabellen in den griechischen Dialektstudien von Buck, endlich Kieckers Karten des kretischen Dialekts, namentlich die hübsche Karte zur Erläuterung des zentralgriechischen Untergrunds. Im allgemeinen zeigt eine Isoglossenkarte ein Mittelstück ohne viele Linien, das ein voller Gürtel umspannt; dann folgen einige leere Stellen und das Ganze wird von einem sehr ausgeprägten Bündel von Isoglossen als Grenzgürtel eingefaßt. Natürlich sind die geographischen Grenzen der Dialekte ziemlich verschwommen; scharfe Grenzen beruhen immer auf geschichtlichen Tatsachen. Wie wir sahen, dürfen wir schon für die Ursprache ähnliche Verhältnisse annehmen.

Die mittelpunktfliehende Kraft, die die Isoglossen schafft und das einheitliche Sprachgebiet differenziert, wirkt stetig fort und dadurch weichen die Dialekte immer stärker voneinander ab. Die natürliche Folge würde sein, daß ebensoviele besondere Sprachen entstehen als es Örtlichkeiten, Familien, ja Sprecher gibt. Aber diese Entwicklung kommt nicht zur vollen Wirkung; ihr arbeitet die mittelpunktsuchende Kraft des Verkehrs entgegen, der soziale Faktor, der das Einheitsbewußtsein und das Gefühl der Zusammengehörigkeit zwischen den mehr oder weniger eng verbundenen Kulturträgern zwar nicht schafft, aber doch unterhält und befördert. Dieser Faktor verhindert, daß die Sprache ihr ursprüngliches Ziel verfehlt, als Verkehrsmittel zwischen einer möglichst großen Anzahl von Menschen zu dienen. Nur wo ein Verkehrshindernis oder eine bestimmte Verkehrsgrenze vorhanden ist, wird ein genügender Ausgleich zwischen älteren und neueren Sprachformen, zwischen dem Gewöhnlichen und dem Abweichenden nicht oder nicht mehr stattfinden; die

Mundart wird sich dann in voller Freiheit entwickeln und zu einer Sprache werden. Kultureinheit und Kulturisolierung haben Spracheinheit und Sprachisolierung zur Folge. Aber die Menge der Isoglossen zeigt, daß die Kulturverhältnisse selbst zwischen Gliedern derselben Gemeinschaft nicht immer die gleichen sind.

Verkehrsgrenzen beruhen fast durchweg auf politischen Grenzen (im weitesten Sinne): natürliche Grenzen, wie Berge, Flüße usw. treten dabei im allgemeinen zurück. Manchmal freilich schafft eine Hügelkette, ein unscheinbarer Wasserlauf ein wichtiges Verkehrshindernis, während das gewaltige Montblanc-Massiv keine sprachliche Scheidemauer bildet. Diese Tatsache verrät aber, daß andere Gründe als die Bodenbeschaffenheit bei der Entstehung der Grenze den Ausschlag gegeben haben.

Bei der Entwicklung der indogermanischen Dialekte ist zu beachten, daß sie nach Aufgabe der ursprünglichen Volks- und Spracheinheit, noch bevor sie durch literarische oder epigraphische Denkmäler erkennbar werden, eine besondere Einheitsperiode durchgemacht haben. So liegt z. B. zwischen Attisch und Indogermanisch eine gemeingriechische Periode, in der der indogermanische Dialekt sich entwickelte und zur Sprache wurde. Das heißt, daß die dialektischen Eigenarten mit der Zeit sich so vermehrten, daß die Unterschiede größer als die Übereinstimmungen wurden. Denn wie «Dialekt» das Hinauswachsen von Abweichungen über das Individuelle bedeutet, pflegt man mit «Sprache» das Hinauswachsen der dialektischen Eigenheiten zu bezeichnen. Wie man sieht, ist die Scheidung zwischen «Dialekt» und «Sprache» ziemlich willkürlich und, vom rein linguistischen Standpunkt aus, auch ziemlich gleichgültig. Der erwähnten Entwicklungsperiode der einzelnen indogermanischen Sprachen oder dessen, was man so zu nennen pflegt, ging jedoch ein Zeitraum voraus, der uns erreichbar ist, indem wir die auf die einzelnen vorhistorischen Gemeinschaftsperioden zurückgehenden sprachlichen Gegebenheiten vergleichen. Dieser Zeitraum ist der oben, S. 68, geschilderte: die indogermanische Grundsprache ist zwar im wesentlichen noch einförmig, aber schon stark von Isoglossen durchkreuzt und sogar schon bedeutend dialektisch differenziert.

Historisch wird der Differenzierungsprozeß meist gestützt durch das kulturelle Übergewicht einer bestimmten Gemeinschaft, nämlich durch eine **Gemeinsprache** oder Koine, die nicht aus einem immer stärkeren Verkehr zwischen verschiedenen Dialektzentren hervorgeht, sondern aus dem politischen, kirchlichen und literarischen Übergewicht einer bestimmten Gegend, m. a. W. durch die Verallgemeinerung eines örtlichen Dialekts. So wurde die ionisierte attische Koine die Gemeinsprache für Griechenland, die alle Dialekte außer dem Zakonischen aufsog um sich später wieder in zahlreiche Dialekte zu spalten. So wurden auch die oskisch-umbrischen und lateinisch-faliskischen Dialekte, die durch Zerbröckelung aus dem ziemlich einheitlichen Uritalisch entstanden waren, von Rom infolge seines politischen Übergewichtes im Stadtlatein aufgesogen, das überdies griechische, gallische und etruskische Elemente in sich aufnahm. Später zerfiel auch dieses Latein wieder in zahlreiche Dialekte, die Vorläufer der modernen romanischen Sprachen. So drängte auch der Dialekt der Ile-de-France die andern örtlichen Mundarten langsam zurück. Wir dürfen allerdings vermuten, daß infolge des weniger starken Verkehrs in alten Zeiten die Dialektgrenzen schärfer gezogen waren als heutzutage. Zur Entwicklung der deutschen Gemeinsprache, vgl. S. 121. — Von einer allgemeinen niederländischen Sprache oder einem gemeinländischen Dialekt kann man eigentlich erst im 16. Jahrhundert sprechen; sie war die Folge der Vereinigung der meisten niederländischen Landstriche unter einem Haupte. Im Mittelalter hatte jedoch die Bildung einer Gemeinsprache in Flandern und Brabant bereits begonnen. —

Aus Obigem ergibt sich der große Wert der **Sprachgeographie** für eine gründliche Erkenntnis des Wesens der Bildung der Dialekte. Sie hat zunächst die dialektischen Erscheinungen phonetischer, lexikographischer und morphologischer Art auf der Karte aufzuzeichnen und dann synoptisch zu bearbeiten um die gewonnenen Ergebnisse anschaulich darzustellen. Die strenge, wirklich wissenschaftliche Methode der Sprachgeographie datiert erst aus den letzten Jahrzehnten. Sie ist von Georg Wenker in der Schrift: *Das rheinische Platt* (Düsseldorf

1877) begründet und im Sprachatlas des Deutschen Reiches angewendet worden. Wenker bedient sich hierbei der indirekten Methode: Fragebogen mit 40 kurzen Sätzen sind zur Übertragung an Volkschullehrer u. a. verschickt worden. Diese Übertragung liegt aus 40736 Schulorten vor. Ihre Ergebnisse werden in Marburg kartographisch verarbeitet; eine Veröffentlichung der Karten erfolgt nicht. Daß auf diese Weise nichts auch nur einigermaßen Abschließendes erreicht werden kann, liegt auf der Hand.[1])

Im Gegensatz hierzu steht die direkte Methode, die 'Arbeit im Gelände': hier verfolgt der Forscher von Ort zu Ort die Entwicklung der Laute und Formen, die Verbreitung der Wörter und stellt die Grenzen der einzelnen Bewegungen an Ort und Stelle fest. Das erste Beispiel dieser Arbeitsweise gab C. Haags genannte Schrift über die Mundarten des oberen Neckar- und Donaulandes: der Verfasser hat alle Aufnahmen an sämtlichen Ortschaften und Höfen des von ihm untersuchten Gebietes selbst gemacht. In großem Ausmaß hat dann der *Atlas linguistique de la France* (1902—10) von Gilliéron und Edmont das Gleiche unternommen: alle Aufnahmen in den 639 über ganz Frankreich zerstreuten Gemeinden, die der Atlas berücksichtigt, stammen von Edmont und sind von Gilliéron ohne Nachprüfung auf die Karten übertragen worden. Daß sich auch hier mannigfache Fehlerquellen ergeben müssen, ist nicht verwunderlich. Auch ein so ausgezeichneter Beobachter wie Edmont kann unmöglich bei einem kurzen Aufenthalt in den einzelnen Ortschaften einen genauen Überblick über die vielfachen Lautschwankungen gewinnen und stets das Charakteristische auslesen. Dazu kommt, daß die Zahl der ausgewählten Gemeinden verhältnismäßig gering ist, das Gesamtbild also gar manche feinen Züge vermissen läßt. Gleichwohl bildet der *Atlas linguistique* den Ausgangspunkt der gesamten französischen Dialektforschung.

[1]) Eine scharfe Kritik des Verfahrens hat Otto Bremer gegeben, vgl. *Beiträge zur Geographie der deutschen Mundarten* (Leipzig 1895) und *Zur Kritik des Sprachatlas* PBB 21, 27 ff. Mit Fragebogen hat auch H. Fischer in seiner *Geographie der schwäbischen Mundart* (1895) gearbeitet, sowie neuerdings J. Schrijnen (vgl. Bibl. S. 102).

Die Methode Gilliérons zeigt uns, wie in der Tat jedes Wort seine eigene Geschichte hat. Wir sehen, welch gewichtigen Einfluß große Kulturzentren wie Paris und Bordeaux, natürliche Sprachgrenzen wie die Rhône, geschichtliche Sprachinseln wie das Herzogtum Burgund bei der Ausbreitung des Laut- oder Bedeutungswandels ausüben. Sie zeigt übersichtlich den Zusammenhang der Spracherscheinungen untereinander und ihr Verhältnis zu den örtlichen Bedingungen oder zur geschichtlichen Entwicklung. Sie erlaubt uns, zum gesellschaftlichen Substrat der Erscheinungen vorzudringen und erweist so der sozialen Sprachforschung unschätzbare Dienste. Es ist jedoch im Auge zu behalten, daß der Wortschatz für die Beurteilung der Dialekte ein weniger verläßliches Kriterium ist als der Lautstand. Die Verbreitung eines Wortes ist viel mehr dem Zufall unterworfen als die eines Lautes; ein wanderndes Wort gleicht dem Fremdling, der sich niederläßt, wo es ihm gefällt, ein wandernder Laut klopft nur bei Verwandten an.

Man muß auch Vorsicht üben, wenn man auf Grund von Sprachkarten die gleichmäßige Wirksamkeit der Lautgesetze bestreiten will, wie es wiederholt geschehen. In den meisten Fällen nämlich, wo ein bestimmtes Lautgesetz in verschiedenen Worten unter gleichen Bedingungen und zum gleichen Zeitpunkt in nicht übereinstimmender Weise zu wirken scheint, handelt es sich nicht um die Ausbreitung einer Lauterscheinung, sondern um das Zurückdrängen einer mundartlichen Erscheinung durch Einfluß eines Kulturdialektes; und dieses Zurückdrängen geschieht in der Tat Wort für Wort. So wird z. B. in Frankreich das Gebiet, wo das alte lateinische anlautende *sc-* keinen prothetischen Vokal zeigt, immer kleiner: das allerkleinste Gebiet weist aber meistens das Kulturwort *école* auf. Vielmehr fällt uns beim Entwerfen einer synoptischen Karte die Regelmäßigkeit in dem Wirrsal von Linien auf. «Wenn hundert Karten des Gilliéronschen Atlasses je ein Wort mit lateinischem freien betonten *a* enthalten, so werden wir auf allen hundert eine Linie ziehen können zwischen den Dörfern, die dieses *a* beibehalten, und denen, die es in *e* umwandeln; und diese hundert Linien werden — ganz kleine Abweichungen

abgerechnet — samt und sonders zusammenfallen. Und diese Abweichungen sind nicht etwa organische Störungen der natürlichen Entwicklung, *sondern meist Eingriffe der Schriftsprache»* (Tappolet).[1])

Eines der Hauptverdienste des Gilliéronschen Atlasses ist es wohl, daß sich hier die Ausdehnungskraft der Sprache mit einer Deutlichkeit zeigt, wie es bei lautlichen oder lexikographischen Spezialuntersuchungen unmöglich ist. Aber Karl Jaberg hat nicht das Recht, hieraus Gründe gegen Lautgesetze und Dialektgrenzen abzuleiten. Auch er muß zugestehen: «Immerhin lassen sich bei sorgfältiger Sichtung der Beispiele die Normalgebiete ungefähr feststellen».[2])

Die Frage nach der Gültigkeit der Lautgesetze und dem Vorhandensein von Dialektgrenzen scheint in der Tat der strittige Punkt zu sein zwischen den Vertretern der sprachgeographischen und der historischen Methode, zwischen den Anhängern von Gilliéron und Meyer-Lübke. Durch die Heftigkeit, die die Epigonen in diesem Streit an den Tag legten, wurde das Wohl der Wissenschaft nicht immer gefördert. Namentlich Bartoli hat mit seiner scharfen Antithese von *Neolinguisten* und *Neogrammatikern* der von ihm vertretenen Sache keineswegs gedient. Denn diese Antithese ist so, wie er sie vorträgt, eine Fiktion. In beiden Lagern ist man nicht nur vom Vorhandensein und der Daseinsberechtigung eines Normalgebietes, von Ausdehnungszentren und plötzlichen Ausstrahlungen überzeugt, sondern auch davon, daß gewisse Lautgesetze und wandernde Worte sich der allgemeinen sprachlichen Gesetzmäßigkeit entziehen. Ein grundsätzlicher Unterschied besteht in der Tat nicht, nur hat die neue, sehr übersichtliche Methode neue Ausblicke eröffnet mit dem Ergebnis, daß der unbedingt ursprüngliche Charakter der Spracherscheinungen einigermaßen an Ansehen eingebüßt hat.

Zweifellos auch sind die Romanisten in der sprachlichen Biologie den Indogermanisten, Germanisten, Slavisten usw. voraus, aber nicht so weit als man es manch-

[1]) Vom Verf. kursiviert. *Schriftsprache* bedeutet Kultursprache.

[2]) Am unbefangensten hat auf grund genauer Untersuchungen von Ort zu Ort im Gelände selbst C. Haag den Streit behandelt (vgl. die Bibliographie am Schlusse des Abschnittes).

mal darzustellen beliebt. Wenn der Romanist Jud das Ziel seiner sprachgeographischen Studien also umschreibt: «Immer mehr will mir scheinen, daß die bloße Auffindung eines Etymons nicht unser Hauptziel sein kann noch darf, sondern daß wir die allgemein bildenden Werte, die sich aus der Wortforschung für unsere Kenntnis des Sprach- und Kulturlebens ergeben, tiefer ausschöpfen müssen» — dann stellt er sich doch entschieden auf die Seite von Schuchardt, Meringer und Meyer-Lübke.[1]) Andrerseits haben Meyer-Lübke u.a. bewiesen, daß sie die sprachgeographische Methode keineswegs verschmähen. Jedenfalls dürfen wir mit Wrede bezeugen, daß man bislang die physiologische und psychologische Gesetzmäßigkeit, Lautgesetz und Analogie, zu sehr berücksichtigt und auf das kulturgeschichtliche Substrat dieser Erscheinungen zu wenig geachtet hat. Der Zusammenhang von sprachlichen mit anderen kulturgeschichtlichen Erscheinungen geht besonders deutlich hervor aus den sogenannten Isethnen-Karten; diese geben die Linien an, welche die äußersten geographischen Grenzen verbinden, wo gleiche Volksart sich äußert.

Als sichere Ergebnisse der Dialektgeographie kann man, wie zuerst Haag nachgewiesen hat, anführen: 1. Dialektstudium und Dialektgeographie lassen Isoglossen*bündel* und Kernlandschaften in die Erscheinung treten. 2. Die Vorstellung, daß nur große natürliche Grenzen Verkehrsgrenzen bilden (und zwar in jedem Falle), muß aufgegeben werden. So ist es zwar im allgemeinen richtig, daß die Alpenkette sprachscheidend wirkt. Aber die Sprache dringt doch über die höchsten Pässe und die Sprachgrenze fällt selten mit der Wasserscheide zusammen. Gerade um die höchsten Gipfel: Mont Blanc, Monte Viso, Monte Rosa, liegt sprachlich zusammenhängendes Gebiet. 3. Sprachentwicklung und Dialektbildung sind enge mit

[1]) Die Sprachgeographen berufen sich zwar merkwürdigerweise stets auf Schuchardt; doch ist es eine Tatsache, daß dieser geniale Sprachforscher die individualisierende sprachgeographische Methode behutsam vermeidet; allerdings findet auch der Grundsatz der einheitlichen Wirksamkeit der Lautgesetze nicht seine volle Zustimmung. Als Vorläufer der Sprachgeographen führt Meyer-Lübke an: Ascoli, Gröber und Mussafia.

der Lokalgeschichte verknüpft, und es gehört zu den vornehmsten Aufgaben des Sprachforschers diesen Zusammenhang bloßzulegen. Fast durchweg fallen Sprachgrenzen mit politischen Grenzen (im weitesten Sinne) zusammen oder man findet die Nachwirkung der lokalen Grenzen im heutigen Sprachbild. Wie weit alte ethnographische Unterschiede mitwirken, läßt sich nur vermuten. Tappolet glaubt z. B. die Einheitlichkeit des gascognisch-provenzalischen Dialekts aus seinem baskischen Einschlag erklären zu dürfen. 4. Das Wesen des Dialekts besteht in der eigenartigen Verbindung bestimmter Besonderheiten, ob diese nun anderswo vorkommen oder nicht.

Die Sprachgeographie steht eigentlich erst am Anfang ihrer Aufgabe. Vor allem die Chronologie der einzelnen Isoglossen, die Frage, welche Besonderheiten für die Dialektbestimmung hauptsächlich zu verwerten sind, und ähnliche Probleme müssen genau untersucht werden. Auch außerdem harren vielerlei Fragen ihrer Lösung. Woher kommt es z. B., daß die Isoglossen meist horizontal verlaufen? Von den 38 Dialektgrenzen, die Tappolet im gallo-romanischen Gebiete untersucht, laufen nur vier von Norden nach Süden. Hängt dies vielleicht damit zusammen, daß Menschen, die unter gleichen klimatischen Bedingungen leben und arbeiten, miteinander leichter in Gemeinschaft treten als mit ihren nördlichen und südlichen Nachbarn?

Auch zur genaueren Kenntnis der griechischen und italischen Dialekte und der klassischen Spracherscheinungen im allgemeinen ist die Pflege der Sprachgeographie in hohem Maße erwünscht. Es ist aber selbstverständlich, daß gerade bei Problemen der Vergangenheit ihre Methode besonders schwierig und nicht ungefährlich ist.

Bibliographie. Dialektbildung erörtert Meillet trefflich in *Dialectes indo-européens*, S. 3f.; Passy, *Changements phonétiques* gibt einen guten Überblick, bes. über den Ursprung der französischen Dialekte. H. Paul, *Prinzipien* S. 37 f. über «Sprachspaltung» schenkt wohl dem Faktor des Verkehrs zu viel, dem der Kultureinheit zu wenig Aufmerksamkeit. Weiter H. Örtel, *Lectures on the study of language*, New-York und London 1901, S. 91; Delbrück, *Einleitung*. S. 135; Buck, a. a. O. und *Greek Dialects*, passim; van Wijk, *Over Dialektgrenzen*, Nieuwe Taalgids 6, 113; Dauzat, *La philos. du langage*, S. 53.

Zum Wert der sprachgeographischen Methode vgl C. Haag: *Über Mundartengeographie und Mundartengrenzen* in Alemannia 29, 288 f.; ders. in Archiv f. d. Stud. d. N. Spr. 115, 1 f., Zeitschr. f. hochdeutsche Mundarten 1, 138 f.; L. Gauchat, *Giebt es Mundartgrenzen?* im Arch. f. d. Stud. d. neuer. Spr. 111, 365; E. Tappolet, *Über die Bedeutung der Sprachgeographie*, in der Festgabe für Morf S. 385; F. Wrede, *Politische Geschichte und Sprachgeschichte* in Histor. Vierteljahrsschrift 5, 315; O. Bremer, *Ethnographie und Dialektwissenschaft* in Histor. Ztschr. 88, 22; Meyer-Lübke, *Aufgaben der Wortforschung* in GRM 1, 643 (u. a. über frz. balai 'Besen'). Wichtig sind die von F. Wrede hgg. Monographien zur *Deutschen Dialektgeographie* (Marburg 1907 f.), deren erstes Heft Ramisch, *Studien zur niederrhein. Dial.-geogr.* bildet [*DDG*]. Siehe auch Frings in PBB 39, 362; 41, 193; 42, 177; G. Kloeke, *De weerspiegeling der historie in de dialecten*, Uithuizen 1917.

Viele treffliche Aufsätze zur Sprachgeographie bieten bes. Romania, Rev. de Philol. franç. und das Archiv f. d. Stud. der neueren Sprachen. Bucks *Charts and Maps* bilden den Anhang seiner *Greek Dialects* (siehe auch Classical Philology 2, 241). Eine vollständige kritische Übersicht der sprachgeographischen Studien geben Jos. Huber, Bull. de dialectol. romane 1, 89 (bis 1909) und Leo Spitzer, Rev. de dialect. romane 6, 318 (1909—1914).

Einen guten Begriff vom Werte von Gilliérons *Atlas Linguistique de la France* gibt K. Jabergs *Sprachgeographie*, Aarau 1908; seine Schlüsse gegen die gleichmäßige Wirkung der Lautgesetze sind jedoch mit Vorsicht aufzunehmen. — Eine erste Probe niederländischer Sprachgeographie gab ich u. d. T. *Vlindernamen* [Namen von Schmetterlingen] in De Beiaard 1917, 1, 26; eine Isethnen-Karte der Südost-Niederlande siehe in meiner *Niederländischen Volkskunde* 2, 347; reiches Kartenmaterial in meiner Schrift *De Isoglossen van Ramisch in Nederland*, Bussum 1920.

11. Soziale Sprachforschung.

Wir haben wiederholt betont, daß die Sprache eine Kulturerscheinung, d. h. eine sozial-psychische Erscheinung, ist. Die Sprache verbindet die Menschen innerlich und macht sie zu Gemeinschaftswesen. Je mehr der menschliche Gedanke sich im Sprachorganismus verkörpert, je mehr die Sprachmaterie gegenüber der Struktur zurücktritt, je mehr das Streben nach Zweckmäßigkeit auf Aussprache, Ausdruck, Lautabstufung und Wortbildung einwirkt, desto näher wird die Sprache ihrem Ideal als Kulturfaktor kommen.

Die notwendige Bedingung für die Existenz einer Sprache ist eine Gesellschaft, die sie spricht und so ihr

Fortbestehen und ihre weitere Entwicklung ermöglicht. Die Sprache ist ein Produkt der menschlichen Gesellschaft, aber die menschliche Gesellschaft ist auch undenkbar ohne Sprache. Werden, Weiterbildung und Ziel der Sprache wurzeln in der Gemeinschaft, d. h. Kulturgemeinschaft.

Es gibt eine wichtige und umfangreiche Gruppe von Erscheinungen und Tatsachen, die man sicher als gesellschaftliche betrachten kann. Ihr Substrat ist nicht das Individuum sondern die Gemeinschaft, das Gesellschaftsleben in seiner Allgemeinheit oder in besonderen Teilen. Ohne die persönliche Freiheit zu vernichten, üben diese Faktoren einen gewissen zwingenden Einfluß auf das individuelle Leben aus. Jede Handlungsweise, jede Denk- und Gefühlsform, die außerhalb des Individuums liegt und sich ihm kraft ihres imperativen Charakters aufdrängt, ist nach Durkheim eine soziale Tatsache.

Solch eine soziale Tatsache ist nun auch die Sprache; und Meillet hat hierauf ganz nachdrücklich hingewiesen. «Le langage est éminemment un fait social» sagt er, indem er sich der Terminologie der Soziologen anschließt; und anderswo: «On a oublié que le langage est avant tout un moyen d'action et que l'impératif est la forme verbale par excellence». Die Sprache ist nun in der Tat eine außerhalb des Individuums gelegene Erscheinung, die sich durch ihren imperativen Charakter dem Einzelnen aufzwingt, nicht nur weil er sich in seiner Sprechweise stets der Umgebung anzupassen trachtet und gewöhnlich nicht anders sprechen will als man bisher gesprochen hat, sondern auch vor allem deshalb, weil sowohl beim Einzelnen wie bei der Gesamtheit der Sprecher eine bestimmte sprachbildende oder -ändernde Energie, der sich kein Glied der Gemeinschaft zu entziehen vermag, in gleicher Weise wirksam ist. Es ist daher nicht zu verwundern, daß jede Sprachveränderung, sei sie ursprünglich oder auf Sprachmischung oder auf Analogie beruhend, von sozialer Art ist und Ursprung, Verhältnis und Umfang dem Gemeinschaftsleben verdankt.

Man unterscheidet bei der Sprachbildung direkte und indirekte soziale Einflüsse.

1. Die indirekten sozialen Einflüsse sind bei

weitem die wichtigsten. Die Richtung und Verbindung der verschiedenen sprachlichen Bestrebungen und Tendenzen in einem bestimmten Sprachzentrum — sie seien phonetisch, analogisch, syntaktisch oder semantisch — wird durch einen rein sozialen Drang geregelt, der auf dem Einheitsgefühl des Kulturlebens beruht; dadurch werden Wirkung und Wechselwirkung der sozial-psychischen Faktoren bestimmt. Und dieses Einheitsgefühl ist selbst die Resultante von physischen (Klima, Bodenbeschaffenheit, Flora und Fauna), geschichtlichen und politischen Einflüssen, traditioneller Lebensweise usw. Diese und ähnliche soziale Einflüsse erzeugen in jeder Kulturgemeinschaft einen eigenartigen Rhythmus, der dem Wesen des Volkes seine typische Färbung und Differenzierung gibt und auch in der Entwicklung der Sprache der wirksamste Faktor ist. Der musikalische Rhythmus ist denn auch nach Schuchardt das einzige, was jeder Sprache und jeder Mundart wirklich eigen ist: «Aus dem Rhythmus sind zunächst die lautlichen Erscheinungen eines Dialekts hervorgegangen oder sie sind doch in Einklang mit ihm getreten.»[1]) Unter Rhythmus wird hier besonders rhythmische Sprachmelodie verstanden (vgl. S. 127 f.). Er regelt die Wahl bei der Sprachentwicklung und bestimmt die Wege, die sie im einzelnen Falle einschlägt; diese Wege selbst, die vielen möglichen Linien, denen die sprachliche Entwicklung folgen kann, sind jedoch psychologischer Art. Wir werden später noch sehen, daß der Rhythmus sich in der Tat zwischen den sozialen Polen der Integrierung und Differenzierung bewegt, sowohl beim Lautwandel als bei der Wortwahl, bei Entlehnung, Flexion, Satzbau usw. Vgl. auch S. 85.

Was ich als beweglichen sozialen Rhythmus der Kulturgemeinschaft bezeichne, steht natürlich mit der Struktur der Gesellschaft in engem Zusammenhang, so daß man mit Meillet auch diese für die Sprachbildung verantwortlich machen kann. Meillet zählt eine Anzahl sehr allgemeiner Sprachgesetze auf und schließt dann:

---

[1]) Die große Bedeutung des Rhythmus für die Sprache geht u. a. aus der bei einigen Naturvölkern üblichen *Trommelsprache* hervor, deren Hauptzweck es ist, den Ton und besonders den Rhythmus der Silben anzugeben; vgl. Anthropos 6, 50 und 635ff.

«Ce n'est que dans des conditions spéciales à un état social déterminé et en vertu de ces conditions que se réalise telle ou telle des possibilités déterminées par la linguistique générale». Anderswo legt er ausführlicher dar, daß bei der Wirksamkeit der allgemeinen lautlichen und morphologischen Gesetze in jeder Sprache stets ein wechselnder Bestandteil tätig ist, der weder im anatomischen Bau noch in der Funktion der Sprechwerkzeuge noch im psychischen Verhalten zu suchen ist, da diese Faktoren im wesentlichen konstant bleiben. Aber, so betont er nachdrücklich, «il y a un élément dont les circonstances provoquent de perpétuelles variations, tantôt soudaines, et tantôt lentes, mais jamais entièrement interrompues: c'est la structure de la société.»

2. Der direkte soziale Einfluß zeigt sich vor allem in zwei Fällen. Diese sind:

a) Das Verschwinden von Mundarten infolge der starken Ausbreitung und des Übergewichtes eines Kulturdialekts. In diesen und einigen anderen Fällen ist beim Individuum der soziale Faktor der Nachahmung wirksam. Bekannt ist das Wort von Tarde: «Gesellschaft ist Nachahmung».

b) Auswanderung und Kolonisierung führen zur Isolierung und könnten also streng genommen als indirekte, untergeordnete soziale Faktoren der Dialektbildung betrachtet werden. Aber gewöhnlich tritt hier Sprachmischung ein und zwar als direkte Folge von Rassenkreuzung und der Übernahme der Sprache eines Kulturvolkes. Aber auch ohne diese Faktoren findet hier, besonders bei Nachbarvölkern, ein Austausch von Kulturgütern und damit von Kulturwörtern statt. Es ergibt sich also

c) die soziale und durchaus normale Erscheinung der **Entlehnung.** Je mehr ein Volk von seiner Minderwertigkeit auf einem bestimmten Kulturgebiet überzeugt ist, desto mehr nimmt es von einem anderen herüber. So läßt die Tatsache, daß die Römer in hohem Grade entlehnt haben, während die Griechen fast alle Begriffe mit eigenen Sprachmitteln bezeichneten, gewiß auf eine stärkere soziale Differenzierung und intensiveren Ver-

kehr schließen. Aber mehr noch beweist es den fremden Kultureinfluß, dem Rom ausgesetzt war. Übernahme von Sprachgut weist somit auf Übernahme von Kulturgut. Die modernen Griechen sind in ihrer körperlichen Beschaffenheit stark durch die Slaven beeinflußt; aber in ihrer Sprache findet man wenig slavische Entlehnungen, weil die griechische Kultur soviel höher stand.

Die Entlehnung vollzieht sich nicht durch ein Volk im ganzen, sondern durch bestimmte gesellschaftliche Stände und Berufsklassen, und von der Standessprache geht das Lehnwort dann oft in die Gemeinsprache über. Es ist bei Lehnwörtern also nicht nur auf den Zeitpunkt zu achten, zu dem sie entlehnt sind, sondern vor allem auch auf die soziale Schichte, die sie entlehnt hat. Sobald die Glieder einer gesellschaftlichen Gruppe, die eine bestimmte Sprache sprechen, in unmittelbare Verbindung mit einer Gruppe treten, die eine andere Sprache oder einen anderen Dialekt spricht, fügen sich infolge des Kulturaustausches (im weitesten Sinne des Wortes) beiden Idiomen neue Bestandteile ein. Hieraus folgt, daß nur die soziale Sprachkunde von den Entlehnungen in einem ursprünglich homogenen Sprachschatz Rechenschaft geben kann. Sie lehrt auch, daß zwischen Lehngut und Erbgut sicher mehr als ein Gradunterschied besteht.

Will man jedoch mittelst der Lehnwörter die Kultur eines Volkes, namentlich des indogermanischen Stammvolkes, rekonstruieren, muß man äußerst vorsichtig zu Werke gehen. Denn mit den Dingen selbst können auch ihre Benennungen verschwunden sein, besonders bei Gewerben wie Fischfang und Schiffahrt. Auch die Feststellung des Tier- und Pflanzenreichs erheischt besondere Behutsamkeit. Lehnwörter für Löwe, Tiger, Palme sind keine unverfängliche Zeugen dafür, daß diese Dinge selbst in der ursprünglichen Fauna und Flora nicht vorhanden waren. Weiter ist es möglich, daß gewisse Wörter infolge von Tabu-Bestimmungen verloren gingen, wie es besonders bei Namen von Körperteilen wie Auge, Haupt, Hand u. ä. der Fall ist. Man denke an die verschiedenen Bezeichnungen gr. χείρ, lat. *manus*, lit. *rankà*, skr. *hástas*, got. *handus*. Endlich bemerkt Verdam sehr richtig, daß ein neues Wort mit einer verbesserten Kunstfertigkeit ein-

geführt werden kann. Mit der alten mangelhaften Kunstübung tritt auch das alte einheimische Wort in den Hintergrund. Man kann also aus dem Lehnwort *kochen* nicht schließen, daß die Germanen vor der Berührung mit den Römern nur rohe Speisen gegessen haben.

Lehrreich ist auch die oben (S. 59, 70) besprochene Tatsache, daß Naturvölker für bestimmte Arten oft verschiedene Namen besitzen, aber eine allgemeine Gattungsbezeichnung nicht kennen. Dies beweist, wie gesagt, sicher ihr Unvermögen zu abstrahieren. Aber die Spezialisierung des Ausdrucks hängt manchmal auch mit der Vielheit der Sondersprachen zusammen; so vermutet man z. B., daß die drei indogermanischen Wurzeln für den Begriff 'ein', nämlich *oino-*, *oiuo-*, *sem-* von verschiedenen sozialen Gruppen gebraucht wurden.[1]) Das Wort für den allgemeineren Gattungsbegriff ist öfters ein Lehnwort und ebenso der mehr abstrakte Ausdruck.

Aber nicht nur Benennungen von Kulturgegenständen werden mit dem Gegenstand übernommen, sondern auch Vorstellungen, Einrichtungen, Gebräuche usw. Ich verweise nur auf die Hebraismen und Gräzismen im Latein und die mit dem Christentum zusammenhängenden Latinismen in den germanischen Sprachen. Aber manchmal wurden auch Ausdrücke eingeführt, für die scheinbar nur wenig Bedürfnis vorhanden war. Warum entlehnten die Römer z. B. das Wort *caballus* und wir das Wort *Tante*, wo doch *equus* und *Muhme* bestanden? Der Hergang war folgender: *caballus* ist ein Lehnwort aus Nordosteuropa, das 'großes Pferd' bedeutet; es wurde naturgemäß vor allem vom Volke gebraucht und behielt als Vulgärausdruck die Oberhand, vgl. frz. *cheval*. Daß das Volkswort aber nicht immer über das Kulturwort siegt, beweist die französische Entlehnung *Tante*, die das volkstümliche *Muhme* verdrängte. Kultursprache und Volkssprache können in gewissem Sinne als Sondersprachen betrachtet werden (durch welche ja die Entlehnungen sich immer vollziehen), und so kommt es, daß die verschiedensten Wörter übernommen

[1]) Nach anderen ist es jedoch wahrscheinlicher, daß die ursprünglichen Bedeutungen drei verschiedene Arten des Einheitsbegriffes bezeichneten, wie z. B. 'ein', 'allein', 'eins zusammen'.

werden, nicht nur Hauptwörter, sondern auch Pronomina, Präpositionen, Satzfügungen, ja Flexionsausgänge wie z. B. das französische Plural-*s* in niederländischen Formen wie *mans*, *zons*, *broeders* usw.[1]) Daß oft kein eigentliches Bedürfnis, sondern eher Mode und Überschätzung der fremden Kultur den Ausschlag gibt, bedarf wohl keines Beweises. Das größte Nationalitätsgefühl zeigt das Volk, das nur aus Bedürfnis entlehnt und das Lehngut, sowohl die Sache oder Einrichtung als auch das Wort, seiner eigenen Kultur anzupassen versteht.

Aber nur Prüderie kann ein Wort allein deshalb schief ansehen, weil es entlehnt ist. «Ein Wort ist nicht schon deshalb verwerflich, weil es einem anderen Lande entstammt, sondern muß davon ganz unabhängig beurteilt werden, ganz wie der Wert oder Unwert von Produkten wie Tee oder Bier, Opium oder Gold ganz von ihrem Heimatlande unabhängig ist» (Jespersen). Mit der Internationalisierung der Kultur muß der Lehnwörteraustausch zwischen den europäischen Sprachen stets größer werden. Einige Sprachforscher wie Ascoli, Whitney, Thomsen, Schuchardt betrachten es daher als eine ihrer Hauptaufgabe diesen Internationalisierungsprozeß zu verfolgen.

Das Schicksal der Lehnwörter ist verschieden. Einige bleiben auf den Wortschatz der Sondersprachen beschränkt oder werden ganz zurückgedrängt. andere verbreiten sich über alle Volksschichten und werden dann allmählich nicht mehr als fremde Wörter gefühlt, so daß sie auch dem örtlichen Lautgesetze folgen. Oft wird das Fremdwort durch Volksetymologie verdunkelt. Keinesfalls aber schafft die Entlehnung einen besonderen Dialekt innerhalb der Sprache selbst: sie formt die Sprache im ganzen um, und zwar (wie schon kurz erwähnt) desto rascher, je größer die Intensität des gesellschaftlichen Lebens ist. Die Sprache einer stabilen Bevölkerung, deren Glieder untereinander heiraten und eine ruhige Lebensweise führen, ändert sich langsam und nimmt nur eine geringe Anzahl fremder Wörter auf; so erklärt man den ziemlich konservativen Charakter des Isländischen und, auf dem Gebiet

[1]) Vgl. jedoch Salverda de Grave, Nieuwe Taalgids 8, 15; M. J. v. d. Meer, PBB 40, 525.

der romanischen Sprachen, des Korsischen und Sardischen. Dagegen fällt bei der Entwicklung des Latein die Schnelligkeit der sprachlichen Entwicklung mit der ebenso raschen und tiefgehenden Veränderung der sozialen, politischen und ökonomischen Einrichtungen auf römischem Boden zusammen. Die ländliche Bevölkerung Latiums, Sabiner und Campanier, bereicherten den römischen Stadtdialekt mit einer Fülle von gesellschaftlichen Ausdrücken. Die Landleute von Latium brachten Wörter wie *casa*, *fordeum* (Dublette zu *hordeum*), *scirpus fovea*, *furca* und *fenum*, welch letzteres also ein ländliches Lehnwort war, so gut wie frz. *foin* (aus *fenum*) eine Pariser Entlehnung aus einem Dialekt des flachen Landes ist, dessen Lautlehre von der der Hauptstadt abweicht. Die Sabiner schenkten der römischen Rechtssprache die Ausdrücke *multa*, *trabea*, vielleicht auch einiges andere. Doch hat sich Conways Annahme nicht bewährt, der in den lat. Wörtern mit *l* für *d* (wie *olor* usw.) sabinisches Lehngut sehen wollte. Einige Lehnwörter zeigten durch lautliche Abweichungen ihre fremde Herkunft, andere waren mit dem Stadtlatein gleichlautend oder paßten sich den einheimischen Lautverhältnissen an.

Wörter wie *dirus*, *februm*, *Idus*, *popa* sind durch die Kultsprache in die Gemeinsprache gedrungen. Die Gilde der römischen Kaufleute hat viele Ausdrücke besonders dem Griechischen entlehnt; die Zahl der griechischen Lehnwörter im Latein beträgt bekanntlich Tausende. Auch die etruskischen Lehnwörter sind höchst wahrscheinlich sehr zahlreich in anbetracht des mächtigen etruskischen Einflusses auf die gesamte römische Kultur. Aber infolge unserer geringen Kenntnis des Etruskischen sind diese Lehnwörter besonders schwer festzustellen. Als ziemlich sicher gilt z. B. *persona*, das zum Theaterwesen gehört; zweifellos etruskisch ist, wie W. Schulze gezeigt hat, der Name der Stadt Rom selbst. Lat. *bos* 'Rind' kam aus dem Oskischen, wo anlautendes *b* lautgesetzlich war; vgl. dagegen lat. *venio*, gr. βαίνω; lat. *vorare* 'essen', gr. βι-βρώ-σκω. Aus dem Gallischen kommen u. a. *carrus* und *reda*.

Das Lehngut des Griechischen stammt zunächst von der pelasgischen Urbevölkerung Griechenlands, deren

Sprache nach Kretschmer und Fick mit den Sprachen der kleinasiatischen Völker in Beziehung steht (vgl. oben S. 54, 55). Es handelt sich hier vor allem um Ortsnamen mit den eigenartigen Suffixen -νθ- und -σσ-, z. B. Σάμινθος, Λέβινθος, Παρνασσός, aber auch Dingnamen wie ἀσάμινθος ‘Badewanne’, ἐρέβινθος und λέβινθος ‘Erbse’, τερέβινθος ‘Terpentinbaum’. Hierher gehört wahrscheinlich auch θόλος ‘Kuppel, Kuppeldach’, weil das mykenische Kuppelgrab, das für den griechischen Kuppelbau sicher vorbildlich wurde, im wesentlichen auf einen primitiven Wohnungsbau zurückgeht, der dem Kulturkreis jener vorgriechischen Stämme angehört, die Hellas gegen das Ende des dritten Jahrtausends v. Chr. bevölkerten. Jedenfalls ist die Vermutung berechtigt, daß die Griechen, die das Kuppeldach bauten, mit dem Kulturobjekt auch dessen Bezeichnung übernommen haben. Damit verwandt sind wohl die Formen θάλαμος, θαλάμη, ὀφθαλμός aus *ὀπσ-θαλμο-ς und θάλασσα. Meillet glaubt, daß in vielen Fällen Griechisch und Lateinisch der gleichen unbekannten Sprache entlehnt haben, die zum Kulturkreis des Ägäischen Meeres gehörte, z. B. ὑάκινθος : *vaccīnium*; κυπάρισσος : *cupressus*; Ϝρόδον : *rosa*; Ϝοῖνος : *vinum*.

Gr. βρῦτον ‘Bier’ scheint thrakischen, σατίνη ‘Kriegswagen’ phrygischen Ursprungs zu sein. Wichtiger war jedoch der semitische Einfluß, besonders in einzelnen Dialekten; z. B. μάραγνα ‘Peitsche’; μνᾶ oder μνέα ‘Mine’; χρυσός ‘Gold’, und das kulturgeschichtlich so interessante χιτών und ὀθόνη, die auf das Eindringen der semitischen Leinenindustrie und damit einen neuen Abschnitt in der Entwicklung der griechischen Tracht hinweisen.

In der hellenistischen und vor allem in der römischen Periode übernahmen die Griechen mit fremden Gegenständen und Einrichtungen zahlreiche ausländische Wörter, namentlich auch aus dem Lateinischen.

Wie ein griechischer Dialekt von anderen entlehnte, zeigt z. B. ion. φθόη ‘Auszehrung’, das Plato vermutlich dem Hippokrates entnahm; so gelangte es mit seinem ionischen η ins Attische.

Bei den deutschen Lehnwörtern unterscheiden wir zwei Hauptarten: 1. diejenigen, welche bereits im West-

germanischen vorhanden waren, 2. diejenigen, welche in späterer Zeit nach dem Bedürfnis der fortschreitenden Kultur entlehnt wurden. Zur ersten Klasse gehören Wörter, die man auch in anderen indogermanischen Sprachen findet, ohne daß man das (sicher nicht indogermanische) Idiom bestimmen könnte, dem sie entlehnt sind. Z. B. deutsch *Silber*, got. *silubr*, abulg. *sĭrebro*, lit. *sidābras* (vgl. jedoch Franck und van Wijks *Etymol. Wordenboek* unter *zilver*); deutsch *Affe*, altruss. *opica*, sorb. *vopica*; deutsch *Hanf*, ahd. *hanaf*, gr. κάνναβις. Die Lehnwörter keltischen Ursprungs gehen vielleicht bis in das fünfte bis dritte Jahrhundert v. Chr. zurück, als die gallische Kultur ihre kurze Blüte hatte. An die gallische Metallindustrie erinnert *Eisen*, got. *eisarn*, ahd. *īsarn* : kelt. **īsarno-*; doch ist das keltische Wort selbst (nach Pokorny, *KZ.* 46, 292 f.) aus dem Illyrischen entlehnt, als die Kelten die Eisenbearbeitung von den Illyriern übernahmen. An die gallische Staatsverfassung erinnert das Wort *Reich*, got. *reiks* 'Herrscher, mächtig' : kelt. **rīks* in *Dumno-rīx*, *Ambio-rīx*, *Vercingeto-rīx*. Auch das Wort *Amt* (ahd. *ambahti*, nld. *ambacht* 'Handwerk') ist dem Keltischen entlehnt. Keltische Herkunft verraten auch die niederländischen Städtenamen Nijmegen (*Noviomagus*), Wijk-bij-Duurstede (*Batavodurum?*), Arnhem (*Arenacum*), Loosduinen (*Lugdunum Batavorum*), Heerlen (*Coriovallum*) und die Namen der drei großen Flüsse Rhein, Maas und Schelde.

Stärker als irgend eine andere Sprache früherer Zeiten hat aber das Lateinische auf die germanische Sprache eingewirkt durch die Handelsbeziehungen der römischen Kaufleute mit den germanischen Stämmen, durch die immer wachsende Zahl von Kolonisten, die sich in Germanien niederließen und, wie die Legionen, dort die römische Kultur bekannt machten, durch die zahlreichen germanischen Söldner in den römischen Legionen, endlich und hauptsächlich durch die Verkündung des Christentums, indem die Missionare sich des Lateinischen als Kultursprache bedienten. Daß die Entlehnungen aus dem Lateinischen erst nach jenen aus dem Keltischen übernommen wurden, ergibt sich daraus, daß sie jünger sind als die erste, auf urgermanischem Boden vollzogene Lautverschiebung. Aber die Formen sind doch gänzlich

germanisiert und werden auf der ersten Silbe betont. Z. B. lat. *catíllus* 'Schüssel' : got. *katils*, an. *ketell*, mittelndl. *kētel*, nhd. *Kessel;* lat. *fenéstra* : nhd. *Fenster*; lat. *fenículum*, nhd. *Fenchel*; rom. **abbáde* < lat. *abbátem*: nhd. *Abt*. Ein weiteres Mittel, um das Alter der Entlehnungen zu bestimmen, sind die Veränderungen im Konsonantismus, welche die Lehnwörter im Althochdeutschen infolge der zweiten (hochdeutschen) Lautverschiebung durchgemacht haben; z. B. lat. *porta* : ahd. *pforta*, nhd. *Pforte*; lat. *tegula* : ahd. *ziagala*, nhd. *Ziegel*. Damit ist auf jeden Fall der *terminus ante quem* gegeben. Auch der Umlaut ist ein Zeichen für das Alter der Entlehnung; z. B. lat. *salvia* 'Salbei' : mnl. *selve*, limbg. *zelf*; lat. *angelus* : nhd. *Engel*. Desgleichen die Tatsache, daß ein lateinisches Lehnwort sowohl im Westgermanischen auf dem Festland als auch im Angelsächsischen gefunden wird; die Übernahme muß dann jedenfalls vor der Zeit stattgefunden haben, in der Angeln und Sachsen sich von den übrigen Germanen trennten; z. B. lat. *caseus* : ahd. *chasi*, ae. *ciese* 'Käse' roman. **copru* aus vglt. *coprum* : an. *koparr*, ae. *copor* 'Kupfer'. Es ist oft schwer festzustellen, ob ein Wort aus dem Kulturlatein, Volkslatein oder einer abgeleiteten romanischen Form ins Germanische gedrungen ist. Sicher wurden eine Menge Wörter mehr als einmal entlehnt und haben uns auf verschiedenen Wegen erreicht; hierfür ist das Wort '*Schule*' ein typisches Beispiel. Der Einfluß der im Mittelalter übermächtig herrschenden lateinischen Kultursprache dauert selbst heute noch in geringem Maße an.

Auch die Behandlung von lat. *c* vor Vokal ist ein Kriterium für das Alter der germanischen Lehnwörter. Bei den frühesten Entlehnungen entspricht dem lat. *c* auch vor hellen Vokalen *k*, bei den spätern *z*; z. B. spätlat. *cellarium* : nhd. *Keller*; vlglat. *kalike* (zu *calix*) = nhd. *Kelch*. Jünger dagegen *cruce* (zu *crux*) = ahd. *krûzi*, nhd. *Kreuz*: *cella*: nhd. *Zelle*; *census* : ahd. und nhd. *Zins*.

Viele Wörter und Ausdrücke, die die germanischen Völker aus dem Lateinischen übernommen haben, gehören der Tier- und Pflanzenwelt an; andere beziehen sich auf Stoffe und Metalle, Baukunst, Hausrat, Handel, Schrift, Medizin, staatliche Einrichtungen. Weitaus die meisten Wörter bezeichnen kirchliche und christliche Dinge: *Priester*,

Mönch, Pilger, Kloster, Messe, Opfer, Almosen usw. Bei Wörtern wie *fasten* : got. *fastan* 'festhalten, aushalten', *Himmel* : got. *himins*, *Hölle* : got. *halja*, *taufen* : got. *daupjan* 'untertauchen' liegt eine Christianisierung heidnischer Ausdrücke vor.

Zur Gruppe der später entlehnten Kulturwörter gehören Entlehnungen von verschiedenster Art und Herkunft, die zum Teil nur wenig heimisch geworden sind. Arabisch sind z. B. *Alkohol, Atlas, Damast, Kaffee*; türkisch: *Schakal, Karbatsche, Horde*; baltoslavisch: *Gurke, Knute, Sklave.* Die Sprache der Kaufleute und Musiker ist voll italienischer Ausdrücke wie *Agio, netto, Tara, piano, allegro, andante*, die Verkehrs- und Sportsprache voll englischer: *Tunnel, Tender, Tennis, Jokey.*

Im Niederländischen war der Einfluß des Hochdeutschen in früher Zeit sehr gering; im Mittelalter wurde er stärker und heutzutage ist er ziemlich bedeutend infolge der Blüte der deutschen Literatur und vor allem der deutschen Wissenschaft. Doch steht das Französische noch immer an erster Stelle sowohl in bezug auf die Kultur- wie die Volkssprache; im allgemeinen hat der Einfluß der gesprochenen französischen Umgangssprache am stärksten gewirkt. Dieser weitgehende Einfluß, der sich im Mittelalter besonders auf die Südniederlande erstreckte, ist leicht erklärlich in anbetracht der vielfachen Berührungen beider Länder und der reich entfalteten Kultur Frankreichs, besonders in künstlerischer Beziehung. Beachtenswert ist auch die große Anzahl der dem Französischen entlehnten Wortbildungsmittel, der sogenannten Bastard-Prä- und Suffixe wie *-age, -ije, -ier, -aard, -es, -uur, -ist, -teit, -eel, -ment, -eeren* usw.

Salverda de Grave, der die französischen Lehnwörter im Niederländischen untersucht hat, teilt sie in zwei große Klassen ein: technische und nicht-technische. Zu der ersteren gehören z. B. *koetsier* 'Kutscher', *palfrenier* 'Lakai', *chauffeur*, zur zweiten z. B. *plezier* 'Vergnügen'. Man könnte fragen, durch welche Sondersprache ein Wort wie *plezier* wohl übernommen wurde. Gewiß nicht durch eine technische, sondern eine bestimmte Kultursprache, in der das Französische den Ton angab. Auffallend ist die Menge von Seeausdrücken, die das Niederländische

aus Frankreich entlehnte, beträchtlich auch die Zahl der militärischen Fachwörter gleichen Ursprungs, wohl eine Folge der Anwesenheit französischer Offiziere im Heere der batavischen Republik.

d) Neue Kulturzustände schaffen neue Sprachbedürfnisse; diesen bemühen sich die Glieder der Sprachgemeinschaft bewußt oder unbewußt durch **Neubildungen** zu begegnen. In ihrem Verhältnis zu den Formen der älteren Periode liegen sie jenseits des Gebietes der Ausnahmslosigkeit. Die Neubildung kann geschehen durch Lautnachahmungen wie nhd. *knurren*, nl. *gonzen* 'summen', oder durch Zusammenstellung von Bestandteilen, die schon dem Sprachschatz angehören, wie nhd. *Eisenbahnwagen*, *Radfahrer*, nnl. *spoorwagen*, *wielrijder*, lat. *sanguisuga* 'Blutegel', *rupicapra* 'Gemse' (Plinius). Endlich sind zu den Neubildungen noch die gelehrten Bildungen zu rechnen, deren Elemente den klassischen Sprachen entnommen sind, wie *Telegraph*, *Telephon* mit den Ableitungen *telegraphieren*, *telephonieren*. Der Ursprung von Neubildungen selbst aus allerjüngster Zeit entzieht sich oft unserer Beobachtung, wie etwa das rätselhafte ndl. *fiets* 'Fahrrad'. Weitaus die meisten Neubildungen sind jedoch Entlehnungen oder Analogiebildungen, die meist von einer Sondersprache ausgehen. Hierher können auch die Wörter gerechnet werden, die die Gemeinsprache aus der Sondersprache übernimmt.

e) Sprache und Mundart entsprechen der Kulturgemeinschaft in ihrer Gesamtheit; dagegen stehen die **Sondersprachen** in Beziehung zu Geschlecht, Alter und Beruf, sowie zu besonderen wirtschaftlichen, religiösen, rechtlichen usw. Faktoren. Es gibt tatsächlich eine eigene Wirtschaftssprache, religiöse oder Kultsprache, Rechtssprache usw. Die Sprachgemeinschaft ist hierbei auf einzelne Kreise von Sprechern verteilt, die untereinander durch Interessengemeinschaft und lebhaften Verkehr enger zusammenhängen. Aber ihre Grundlage ist, anders als bei den Dialekten, nur eine Teilkultur. Der Dialekt besteht jedoch nicht aus der Summe dieser Sondersprachen, sondern diese existieren neben und in dem allgemeinen Dialekt, sodaß jedes Sonderglied eigentlich zweisprachig ist: es kennt seinen Dialekt und seine Son-

dersprache. Es darf auch nicht übersehen werden, daß die gleiche Person oft mehreren gesellschaftlichen Sprachschichten angehört, was die gegenseitige Beeinflussung natürlich in hohem Maße fördert. Aber im allgemeinen ist es doch die Gemeinsprache, die aus den sozialen Sprachschichten übernimmt. Mit Recht sagt Roudet von der Struktur dieser Schichten im Vergleich zur Mundart: «Ils ne sont pas juxtaposés comme les dialectes locaux, ils sont en quelque sorte superposés.»

Sondersprachen sind also vielmehr Sprachvarianten als wirkliche Dialekte. Oft bestehen sie nur aus einer Anzahl von Einzelwörtern oder Wortgruppen, manchmal aber zeigen sie doch auch eine mehr selbständige Wort- und Satzbildung. Die Entstehung der gesellschaftlichen Gruppen, und damit auch der Sondersprachen, beruht wiederum auf den großen sozialen Gesetzen der Integrierung und Differenzierung. Erstere drängt die Individuen, ihre Neigung zur Assoziation durch Anschluß an Personen in ähnlicher oder gleicher sozialer Lage zu befriedigen, letztere läßt jede Gruppe auf ihrer Eigenart und Selbständigkeit beharren gegenüber dem ausgleichenden Druck der Umgebung. Bei der Erforschung der Sondersprachen ist es daher von größter Wichtigkeit jeweils den differenzierenden Faktor zu finden, der das Aufgehen der Gruppe in die Gemeinschaft verhindert und ihr und ihrer Sprache zugleich das eigentümliche Gepräge verleiht.

Es gibt auch Sondersprachen oder Sprachschichten, die durch die Institution der Familie bedingt sind, insofern Kinder, Frauen und Greise in der Tat psychologisch und gesellschaftlich ein besonderes Ganzes mit eigenen Interessen, Neigungen und Empfindungen bilden, die sich alle in der Sprache, als einer sozial-psychischen Erscheinung, ausdrücken. Aber die Sprache älterer und jüngerer Menschen ist in ihrer Gesamtheit nicht als Sondersprache zu betrachten, da, wie erwähnt, die Sprachveränderungen in der jüngeren Generation in engem Zusammenhang mit der allgemeinen Sprachentwicklung stehen.

Oft sind die Sondersprachen ziemlich konservativ. So ist z. B. der alte, ursprünglich lat. Genitiv auf *-um*, den Plautus häufig gebraucht, in der Kultsprache er-

halten in *deum*, *superum*, *inferum*. Die Soldatensprache bewahrte *socium*, *fabrum*, die Handelssprache *nummum*, *denarium*, *talentum*, die Kanzleisprache *duovirum* usw. Auch die Dichtersprache ist eine Sondersprache. Demgemäß findet man bei Homer und Vergil Reste einer früheren Periode der epischen Sprache; z. B. A 62 ἐρείομεν, conj. praes. der athematischen Flexion, und 294 ὑπείξομαι (aus ὑπ*Ϝ*είξομαι) des überlieferten Textes mit altäolischer Apokope der Präposition ὑπό. Bei Vergil begegnen Formen wie *defendier*, *olli*, *finitimos*, *voster* u. a. So kommt es auch endlich, daß Wörter wie *fraus*, *dolus*, *iniuria*, *nec* (Lex XII tabb.: si adagnatus nec escit) in der Rechtssprache ihre ursprüngliche Bedeutung bewahren.

Aber andrerseits drängt — abgesehen von der Entlehnung — das Gesetz der Differenzierung die Sondersprachen zu Neubildungen, die ja, wie wir sahen, meist von ihnen ausgehen. Besonders ist der Soldatenwitz sprachschöpferisch; er gab den Belagerungswerkzeugen die Tiernamen *aries*, *testudo*, *scorpius* u. a., und dem Zelte die farbenfrohe Benennung *papilio*. Aber wohl niemals wurden Neubildungen in solcher Fülle und Kühnheit geschaffen wie in der Sondersprache des Christentums, dem getauften Volkslatein. Ich nenne nur *trinitas*, *incarnatio*, *salvatio*, *collecta*, *missa*, *refrigerium*, *tribulatio*; mit Begriffsvertauschung *memoria*, *humilitas*, *confessio*, *fidelis*.

Ein ganz besonders spezialisierender Einfluß in der Sondersprache scheint vom religiösen Tabu auszugehen, vor allem natürlich in der Priester- und Kultsprache. Daher rühren die euphemistischen Benennungen in der Gemeinsprache, wie gr. Εὐμενίδες 'die Wohlgesinnten', Σεμναί 'die Ehrwürdigen' für die Furien, und *Parcae* 'die Schonenden' für die Schicksalsgöttinnen. A. J. Portengen hat nachzuweisen versucht, daß die altgermanische Dichtersprache wenigstens anfänglich großenteils auf den Tabusprachen der Jäger, Fischer, Kriegsleute usw. beruht habe.

Man weiß, daß der Euphemismus einer der hervorstechendsten Züge der Frauensprache ist. Auch hier spielt die Tabuvorstellung eine wichtige Rolle, wie sich aus vielen Frauensprachen bei Naturvölkern ergibt. Meist beschränkt sich dieses Tabu auf Eigennamen und gewisse Verwandtschaftsbezeichnungen; die Sprachdifferenzierung besteht

dann darin, daß hier besondere Ausdrücke an Stelle der ausgeschalteten gesetzt werden, wobei manchmal auch von gleichklingenden Wörtern eines verschwindet. Die Frauennamen selbst weisen am deutlichsten auf das Bestehen einer Frauensprache hin. Es ist sicher eigenartig, daß im System der römischen Eigennamen gerade die Frauennamen, wie Wilhelm Schulze in meisterlichen Untersuchungen zeigte, einen ganz besonderen Platz einnehmen. Cicero pflegt seinen und seines Bruders Sohn mit dem Familiencognomen zu nennen; aber seine Tochter heißt Tullia und hat keinen Anspruch auf den Beinamen, den alle männlichen Familienmitglieder tragen. Erst im Prinzipat erstreckt sich der Gebrauch des Cognomens auch auf Frauen. Wie man das nun auch erklären mag, die Tatsache bleibt bestehen, daß die Frauen eine besondere, geschlossene Klasse bildeten und daß sich dies auch in der Sprache ausdrückte. Die attischen Frauennamen hat Friedrich Bechtel vom sozialen Gesichtspunkt aus untersucht. Er kommt zum Ergebnis, daß sie ein abgerundetes Ganzes bilden, in dem die gesellschaftlichen Verhältnisse, namentlich der Gegensatz des Bürgerlichen und Nichtbürgerlichen, ganz deutlich ins Auge fallen. Die Frauensprache wird oft durch die Kindersprache beeinflußt. Bei dieser ist die Sprachvariierung nicht, wie manchmal bei Frauensprachen, die Folge irgend einer religiösen oder gesellschaftlichen Einrichtung, ist aber trotzdem sehr ausgedehnt. W. Heraeus, der die Sprache der lateinischen Kinderstube untersucht hat, unterscheidet zunächst Stammelworte; diese sind ursprünglich ohne Sinn, und erst die Erwachsenen der Umgebung legen ihnen eine Bedeutung bei; dann die Ammensprache, die die Erwachsenen in Nachahmung der kindlichen Stammelworte schaffen; und schließlich solche Bestandteile der Gemeinsprache, die sich ursprünglich nur auf Kinder bezogen. Van Ginneken unterscheidet eine Babysprache (1—6 Jahre), Kindersprache (6—12 Jahre) und Knaben- und Mädchensprache.

Vor allem aber schaffen Staat und Stand, Beruf und Fach Gesellschaftsgruppen, die sich durch Sondersprachen oder Sprachvarianten kennzeichnen. Solange Gesittung und Einrichtung der Familien, Sippen und Stämme, die eine

gemeinsame Sprache sprechen, ziemlich dieselben sind, sind auch die sprachlichen Verschiedenheiten gering. Anders aber bei höheren Kulturen und stärkerer Differenzierung des Gemeinschaftslebens. Da tritt die Sprache entschiedener in den Dienst der Gesellschaft und nimmt innerhalb des gleichen Dialekts gemäß den Standes- und Berufsverhältnissen besondere Formen an. Erwähnt wurden bereits die Priester- und Kultsprache, die Handels-, Kanzlei-, Dichter- und Rechtssprache, sowie die Soldatensprache, die J. G. Kempf fürs Lateinische mit Beschränkung auf die Garnisonsprache untersuchte. Durch den Weltkrieg erfuhr die Soldatensprache bei allen kriegführenden Völkern eine besondere Ausgestaltung in den verschiedenen Schützengrabensprachen. W. Kalbs Abhandlung über das Juristenlatein war für die Untersuchung lateinischer Berufssprachen bahnbrechend; er bewies, daß die römischen Juristen den Griechen keine oder nur wenige Wörter entlehnt, dagegen den Byzantinern und den modernen Kultursprachen viele Fachausdrücke geliefert haben; ihre Berufssprache war keine spätere Entwicklung des Schriftlateins, sondern wurzelte in der gesprochenen Sprache und stand dem archaischen und Volkslatein sehr nahe. Weiter seien erwähnt die Jägersprache, die bei den Germanen in Personennamen wie *Wolfhardt*, *Bernhard*, *Eberhard* ihre Spuren hinterließ; die Seemannssprache, die besonders im Holländischen so reich ist, daß beinahe alle europäischen Sprachen aus ihr entlehnten (doch vgl. S. 113, 114); die Studentensprache und die umfangreiche Gruppe der höheren und niederen Berufssprachen, die zu Geheimsprachen werden können.

f) Die soziale Sprachforschung unterscheidet endlich zwischen **Volkssprache** und **Kultursprache.** Die Gesellschaft besteht in all ihren Gliederungen und Sprachkreisen aus zwei Schichten, die der niederen und höheren Kultur der Nation oder der Kulturgemeinschaft entsprechen. Es ist dies also eine Verteilung der Sprachkreise im Durchschnitt, wenn schon natürlich die eine Sondersprache mehr in der Ober-, die andere mehr in der Unterschicht vertreten ist. Die Grenzlinie läuft mithin zwischen den Sprachformen der unteren Gesellschaftsklassen und denen der höher stehenden. Die Kultursprache wird sowohl ge-

sprochen als geschrieben. Innerhalb des gleichen Dialekts, z. B. des Attischen oder des Dialektes von Latium, bilden Kultur- und Volkssprache gleichsam Zwillingssprachen aus einer gemeinsamen Quelle; die eine in engen Ufern eingedämmt, die andere mit freiem Laufe. Aber in einem späteren Kulturstadium sehen wir, wie diese Zwillingssprachen sich einander wieder nähern und in einer einzigen volkstümlich gefärbten Kultursprache aufgehen (ebenso wie die Dialekte, wie wir sahen, zu einer einzigen Gemeinsprache verschmelzen): man denke an die ionisierte attische Koine und das dialektisch gefärbte Einheitslatein zu Beginn des Prinzipats, die beide dann später wiederholt differenziert wurden.

Leider sind die Denkmäler der Volkssprache sehr wenig zahlreich. Das Vulgärgriechisch spricht zu uns aus den Vaseninschriften. Daraus erfahren wir, daß der gewöhnliche Athener Ἑρεμῆς, Κάσμος und Ὀλυττεύς statt Ἑρμῆς, Κάδμος und Ὀδυσσεύς, ferner παῦς, δέχε und πίει statt παῖς, δέχου und πίε sagte; denn die Töpfer und Vasenmaler gehörten wenn nicht zu den niedrigsten, so doch zu den weniger gebildeten Gesellschaftsklassen. Die beste Quelle für das volkstümliche Latein sind die plautinischen Lustspiele. Niemand konnte sich, nach Skutsch, mit Plautus messen «in tadellosen Versen so unverfälscht die Alltagssprache zu schreiben». Trotzdem war Plautus rhetorischem Einfluß nicht ganz unzugänglich. Später wurde der Ton des Lustspiels infolge des zunehmenden Interesses höherer Kreise mehr gekünstelt.

Das Vulgärlatein ist für uns deshalb so wichtig, weil es uns in eine Reihe von Spracherscheinungen tiefere Einsicht gewährt, die Sprache einzelner Schriftsteller besser würdigen lehrt und den Ursprung der romanischen Sprachen erklärt. Ich erinnere nur an den Unterschied zwischen *Allegro-* und *Lento*-Formen, der in der Volksmetrik wurzelt und auf sozialer Grundlage beruht: *prendo*, *vēmens* sind die leichter, rasch gesprochenen Vulgärformen, *prehendo*, *vehemens* die peinlich genauen, vornehmeren Formen der Kultursprache. Weiter sehen wir daraus den Zusammenhang der beiden äußersten Kettenglieder in Sprache und Kultur: von Plautus bis Daudet. Überraschende allgemeine Perspektiven öffnen

sich uns. Allerdings klafft zwischen dem sechsten und dem neunten Jahrhundert eine große Lücke; aber liefern uns nicht einerseits die romanischen Sprachen, andrerseits das Vulgärlatein von Plautus bis Gregor von Tours die Möglichkeit zu vielen wertvollen Rekonstruktionen! So haben die romanischen Sprachen das Neutrum verloren und oft durch das Femininum auf *-a* ersetzt; z. B. fr. *la joie*, it. *la gioja*, Formen, die nicht auf *gaudium*, sondern *gaudia* (fem.) weisen. Den Anfang dieses Vorgangs sehen wir bei Plautus, der öfters die Mehrzahl gebraucht, wo die Einzahl nicht nur genügte, sondern sogar richtiger wäre. Es ergibt sich, daß der nom. pl. der Neutra als Kollektiv gebraucht und dann allmählich als fem. sing. betrachtet wurde. In den *Peregrinatio Aetheriae* finden wir *virgulta* und *stativa*, bei Gregor *arbusta*, *spolia*, *periuria* usw. Hier ist die Entwicklung schon weiter vorgeschritten, wir nähern uns der Zeit, wo das Neutrum verschwindet. So setzt auch fr. *force* vulglat. *fortia* (fem.) voraus. Den Zwischenraum zwischen den uns bekannten Formen überbrücken Sätze wie: *ne maiestas sua fortia perdat* (Prudentius, *Apoth.* 1061). Ein seltsamer Kreislauf: wissen wir doch durch die Untersuchungen von Joh. Schmidt, daß die idg. Neutra pl. aus der weiblichen Einzahl entstanden, und zwar ebenfalls mit dem kollektiven Femininum als Durchgangsstadium.

Die genannte *Peregrinatio Aetheriae* darf als eines der vornehmsten Denkmäler des Vulgärlateins betrachtet werden; es ist der Bericht einer Pilgerfahrt, den eine spanische Nonne provenzalischer Abkunft namens Aetheria im vierten Jahrhundert aufzeichnete. Weiter nenne ich die *Cena Trimalchionis*, eine Episode aus dem Sittenroman des Petronius (1. Jahrh. n. Chr.), von dem nur einige Bruchstücke auf uns kamen und die *Vita S. Martini* des Gregor von Tours (6. Jahrh. n. Chr.). Das Spätlatein, das mit dem Tode Ciceros beginnt und in seinen Ausmündungen, den romanischen Sprachen, bis heute fortdauert, war, wie gesagt, besonders anfangs ein Ausgleich zwischen Volkssprache und Kultursprache, in dem die archaischen Bestandteile von den gewöhnlichen und vornehmen Ausdrücken sowie den Neubildungen wohl zu scheiden sind. Das Kirchenlatein ist eigentlich getauftes Volkslatein; es ist die von

der Kirche entwickelte, für ihre Zwecke angepaßte und gebrauchte Sprache auf der Grundlage der *Itala*. Das Kirchenlatein förderte die Annäherung zwischen Volks- und Kultursprache in hohem Maße.

Die neuhochdeutsche Schriftsprache ist keine unmittelbare Fortsetzung jener ritterlichen Standessprache, in der die Meisterwerke der mittelhochdeutschen Literatur abgefaßt sind. Sie beruht vielmehr auf einem Ausgleich zwischen der oberdeutschen (bayrisch-österreichischen) und der ostmitteldeutschen Dialektsprache, wie er sich im Schreibgebrauch der kaiserlichen und der kursächsischen Kanzlei seit dem Ende des 15. Jahrhunderts ausbildete. Auch der Buchdruck führte zu einer Vereinheitlichung. Luther (1483—1546) schloß sich der sächsischen Kanzlei in formeller Hinsicht an, während er im übrigen dem «gemeinen Deutsch» folgte. Für die feste Begründung einer Gemeinsprache war von ausschlaggebender Bedeutung, daß der größte Teil des niederdeutschen Sprachgebietes sich dem Einfluß von Luthers Sprache erschloß. Den Bemühungen der Grammatiker der folgenden Jahrhunderte ist es zu danken, daß eine einheitliche Form der Schriftsprache geschaffen wurde. Von hoher Bedeutung war es auch, daß Schlesien und Obersachsen zum Mittelpunkt der durch Opitz (1597—1639) begründeten Renaissanceliteratur wurden. Später erst, im Verlaufe des 18. Jahrhunderts, drang die einheitliche Schriftsprache auch in Süddeutschland durch.[1]) Unter der Meisterhand unserer Klassiker wurde sie zu einem stets gehaltvolleren, schmiegsamen und vielseitigen Ausdrucksmittel, das durch den Einfluß der Schule und des Verkehrs auf dem ganzen deutschen Sprachgebiet auch als Sprechsprache beständig an Boden gewinnt und durch lebendige Berührung mit den Dialekten seine eigene Frische bewahrt.

Das Niederländische kannte mehr als eine Kultur-

---

[1]) Wie schwer es den Schweizern wurde, den Anschluß an die Schriftsprache zu finden, zeigt das Beispiel Albrecht von Hallers (1708—1777), der von Auflage zu Auflage eifrig bemüht war, die Sprache seiner Gedichte der Schriftsprache anzugleichen. Erst durch Gottsched (1700—1766) und Adelung (1732—1806) ist die Einigung der Schriftsprache zum Abschluß gebracht worden.

sprache, die auch als literarische Sprache gebraucht wurde. Wie das Griechische entwickelte es sich zu verschiedenen Kulturdialekten, ehe noch von einer Gemeinsprache die Rede sein konnte. Zunächst das Limburgische, in dem die Servatius-Legende geschrieben ist, oder eigentlich der mittelfränkisch gefärbte Dialekt von Maastricht. Dann Flämisch, Brabantisch und endlich Holländisch, das zur Gemeinsprache wurde und «Einheit in der Mannigfaltigkeit besitzt», wie de Vooys mit Recht sagt. Es bietet Mannigfaltigkeit als Sprech- und Schriftsprache sowie auch dadurch, daß es durch die noch nicht ausgestorbenen Dialekte stets örtlich beeinflußt wird und kulturelle Schattierungen andeutet, je nachdem es höheren oder niederen Gesellschaftskreisen als Umgangssprache dient.

Bibliographie. Meillet, *L'État actuel des études de linguistique générale*, Paris 1906; *Linguistique historique et linguistique générale*, Scientia 4, 360; Schuchardt, *Über die Klassifikation der romanischen Mundarten*, passim. — Über soziale Sprachforschung vgl. meine *Rede over de Sociale Klassieke Taalkunde* 1912, J. van Ginneken, *De nieuwe richting in de taalwetenschap* in Handelingen van het 7. Nederl. Filol.-Congres, Groningen 1913, S. 9 f., sowie *Handboek der Nederlandsche Taal* I 325, II 1 f. (Über Familien- und Gesellschaftssprachen), *De Regenboogkleuren van Nederlands Taal*, Nijmegen 1917, Teil III, Kap. 1. Doch wird hier wie im *Handboek* der Unterschied zwischen Dialekten und Sondersprachen nicht scharf genug umrissen. — Zur Kindersprache vgl. meine *Nederlandsche Volkskunde* I 217.

Zur Frage der Entlehnung vgl. Jespersen, *Energetik der Sprache*, Scientia 16, 225; Wackernagel, *Sprache und Sprachmischung* in Göttg. Gel. Nachr. 1904, S. 98; H. Paul, *Prinzipien*[5] S. 177, 392; Kluge, PBB. 35, 124; Hirt, IF. 22, 55; van Wijk, *Over leenwoorden*, Nieuwe Taalgids 4, 273; Dauzat, *La philos. du langage*, S. 102. — Über griechische Lehnwörter vgl. Kretschmer, *Gesch. d. griech. Sprache* S. 153 (sehr ausführlich); Fick, *Vorgriech. Ortsnamen*, 1905; Ders., *Hattiden und Danubier* 1905. Meillet, MSL. 15, 161; Schrijnen, Neophilologus 2, 241; G. Meyer, *Die lat. und roman. Lehnworte im Neugr.* (Neugr. Studien III—IV, 1895). — Über lateinische Lehnwörter: Fr. Weise, *Die griech. Wörter im Latein*, passim; Ernout, *Les éléments dialectaux du vocab. latin* (Hauptwerk); W. Schwering, IF. 30, 220 f.; 32, 364 f. (über oskische Vermittlung griechischer Lehnwörter). — Fürs Germanische: J. Verdam, *Geschiedenis der Nederlandsche Taal*, S. 177; F. Kluge, *Urgermanisch* (Pauls Grundriß[3], 2), S. 9 f.; R. v. Raumer, *Die Einwirkung des Christentums auf die ahd. Sprache*, Stuttgart 1845; Franz, *Die lat.-roman. Elemente im Ahd.*, Straßburg 1884; Pogatscher, *Zur Lautlehre der griech., lat. und rom. Lehnworte im Altengl.*, Straßburg 1888; K. Later, *De latijnsche woorden in het Oud- en Middelnederduitsch*, Utrecht 1903; W.

Schulze, *Griechische Lehnworte im Gotischen* in Sitzungsber. der Akad. d. Wissensch. Berlin, Phil.-Hist. Kl. 1915, S. 735; K. Gaebeler, *Die griech. Bestandteile der got. Bibel*, Z. f. deutsche Phil. 43, 1 f.; F. Seiler. *Die Entwicklung der deutschen Kultur im Spiegel des deutschen Lehnwortes*, Halle I³, 1913; II², 1910; III, 1910; IV, 1912; Meillet, *Caractères généraux*, S. 200, 207; Salverda de Grave, *Essai sur quelques groupes de mots empruntés par le néerlandais au latin écrit*, Amsterdam 1900 und *De Franse woorden in het Nederlands*, Amsterdam 1906 (Uitgaven van de Koninkl. Akad.); *L'influence de la langue franç. en Hollande d'après les mots empruntés*, Paris 1913; de Vooys, Nieuwe Taalgids I, 123; 8, 124, 161, 225. — Über Fremdwörter: L. Sütterlin, *Werden u. Wesen der Sprache*, S. 138; Carl Müller. *Zur Fremdwörterforschung* GRM. 7, 1 f. Hans Schulz, *Deutsches Fremdwörterbuch* I, Straßburg 1910 (verfolgt die Geschichte der Fremdwörter).

Über Neubildungen siehe de Vooys in Nieuwe Taalgids, 4, 161 und Lecoutere, Inleiding, S. 85. — Zu den Sondersprachen: M. R. Lasch, *Über Sondersprachen und ihre Entstehung* in Mitteil. d. Anthropol. Ges. in Wien 37; A. van Gennep, *Essai d'une théorie des langues spéciales* in Rev. des ét. éthnographiques et sociologiques I (1908), 327 f.; A. Schirmer, *Die Erforschung der deutschen Sondersprachen*, in GRM. 5, 1 f. Über die Studentensprache vgl. Kluge, *Deutsche Studentensprache*, Straßburg 1897; zur Juristensprache: L. Wenger, *Sprachforschung und Rechtswissenschaft* in Wörter und Sachen 1, 84; Kauffmann, *Aus dem Wortschatz der Rechtssprache* in ZfdPhil. 47, 153 f. Hirt, *Etymologie der nhd. Sprache* ², 1921, S. 285 f. Über die niederländischen Sondersprachen handelt ausführlich J. van Ginneken im *Handboek*. — R. H. Meyer, IF. 12, 42, zählt die Sondersprachen zu den «künstlichen Sprachen».

Volkssprache und Kultursprache: Prinzipielles in meiner *Nederlandsche Volkskunde* 1, 1. Zum Vulgärlatein: Kurze, klare Übersicht von Karl v. Ettmayer in *Geschichte der idg. Sprachwissenschaft* hg. von W. Streitberg II, 1, S. 231; F. Marx, *Die Beziehungen des Altlatein zum Spätlatein* in Neue Jb. f. d. klass. Altertum, NF. 12 (1909), 435; Grammatik: C. H. Grandgent, *An Introduction to Vulgar Latin*, Boston 1908. Ferner: Einar Löfstedt, *Beiträge zur Kenntnis der späteren Latinität*, Diss. Stockholm 1907; *Spätlateinische Studien* in Skrifter utg. af Kuningl. Humanistika Vetenskaps-Samfundet, Bd. 12; *Philol. Kommentar zur Peregrinatio Aetheriae*, Uppsala 1911. Sehr nützlich: Sammlung vulgärlat. Texte hg. von W. Heraeus und H. Morf (Winter, Heidelberg). — Zum Deutschen: Paul, *Prinzipien* 404; Hirt, *Gesch. der d. Spr.*; Kluge, *Deutsche Sprachgeschichte*, Leipzig 1920. Zum Niederländischen: de Vooys, *Het gezag van een «Algemeen Beschaafd»* in Nieuwe Taalgids 8, 1, 65.

Zur deutschen Soldatensprache im Weltkrieg vgl. bes. A. Hübner, NSpr. 28, 152, der vor Überschätzung dieses wortschöpferischen Einflusses warnt (mit Literaturangaben); zur französischen u. a. B. L. Sainéan, *L'argot des tranchées*, Paris 1915.

12. Psychologische Sprachforschung.

Die Sprache ist ein Stück soziologischer Psychologie. Die Sprachgemeinschaft mit ihrem Einheitsbewußtsein, das aus dem Zusammenwirken zahlreicher Kräfte entsteht, und mit ihrem gesellschaftlichen Aufbau schafft die rhythmische Sprachmelodie, welche die die Sprache beherrschenden psychologischen Gesetze regelt. Die Seele des Volkes ist es also, welche die Sprache bildet und umbildet, indem sie die Wirkung allgemeiner Tendenzen im einzelnen Falle regelt. Die psychologische Sprachforschung hat diesen Werde- und Umbildungsvorgang näher zu bestimmen und in der Sprache die Seele des Volkes zu erlauschen. Charakter und Sprachökonomie stehen nicht nur beim Einzelnen, sondern auch bei der Gesamtheit in enger Beziehung. Vgl. auch S. 85 und 104.

Folgende sind die Hauptrichtungen, in denen die psychologische Sprachforschung sich bewegt.

1. Das rhythmische Sprachleben wirkt innerhalb der allgemeinen sozialpsychischen Gesetze der Integrierung und Differenzierung kräftig auf die verschiedenen Arten des Akzentes ein, die zum großen Teil die unmittelbare Ursache jener Regelmäßigkeiten in den Sprachveränderungen sind, welche wir Lautgesetze nennen. Aus dem sehr allgemeinen Charakter dieser Gesetze ergibt sich aber auch, daß es unzulässig ist, mit unbedingter Sicherheit Erscheinungen abzuleiten und festzustellen, die in einer bestimmten Sprache zu einer bestimmten Zeit stattfinden *müssen* oder *mußten*.

2. Daß Temperament und Charakter eines jeden Volkes nicht bloß auf den Lautbestand und die Lautgesetze seiner Sprache, sondern auch auf Wortschatz, Formen- und Konstruktionslehre, Satzbau und Stilart einen bedeutenden Einfluß ausüben, haben von der Gabelentz u. a. in ihren sprachtypologischen Studien sich zu zeigen bemüht. Hierher gehört auch der Versuch eine bestimmte Sprache zu charakterisieren, wie Jespersen ihn für das Englische, O. Weise für das Lateinische unternahm.

3. Sprache ist Ausdruck und Mitteilung von Gemütsstimmungen; in ihr gelangt das menschliche Seelenleben in vollstem Umfang zur Äußerung; sie ist

das passende und notwendige Verständigungsmittel, ohne welches das geordnete Zusammenleben und -wirken von Wesen, die durch Verstand und Triebe geleitet werden, in der Gesellschaft unmöglich wäre.

Sprache und Sprachentwicklung sind teils bewußt und gewollt, teils spontan und unbewußt (oder wenigstens nicht reflex-bewußt oder überlegt). Die Sprachtätigkeit, das Hervorbringen und Verändern der verschiedenen Laute und Lautverbindungen geschieht meist ganz automatisch. Dagegen sind bestimmte Satzwendungen und Wortformen, Sandhierscheinungen (Wortkontakt im Satzzusammenhang), Begriffsverschiebungen und -assoziationen sicher bewußt und zu einem großen Teil gewollt. Meist haben wir es hier mit gewollt-bewußten Begriffs- und Gefühlsäußerungen zu tun, bei denen jedoch die *Art* der Äußerung nicht ausdrücklich gewollt oder sogar unbewußt ist.

Aber nicht nur der Verstand, auch das Gefühl ist die Ursache von Sprachbildung und Sprachwachstum. Wörter und Wortgruppen sind nicht nur Begriffszeichen, sondern sie können auch Stimmungen ausdrücken und erwecken; sie besitzen **Gefühlswert.** Ihr Begriffsinhalt kann von einer Sphäre von Stimmungen und Begleitgefühlen umgeben sein, die man mit Erdmann den mitschwingenden Obertönen vergleichen kann. So klingt bei *Wicht* Verachtung mit, bei *Schelm* Liebkosung.

a) Gefühl. Wenn ich sage: «Es ist heiteres Wetter», so haben wir es mindestens ebensosehr mit einer Gefühls- als einer Begriffsäußerung zu tun. Die Stärke des Gefühlswertes der Wörter steht in umgekehrtem Verhältnis zur Kulturstufe. Einige Wortkategorien darf man wohl gänzlich dem Gefühl zuschreiben, wie Konjunktionen, Präpositionen und Partikeln, deren eigentliche Bedeutung ein Verbindungs- oder Assoziationsgefühl ist, während man ihre logische Funktion als übertragen und zufällig betrachten kann. In zahlreichen Adverbien, z. B. in den Ausdrücken für «sogleich»: ital. *caldo, tosto* (eigentlich «geröstet»), afr. *vias*, lat. *continuo*, gr. γρήγορα, fr. *incontinent*, spricht der Versicherungsdrang mit, wie aus der Herkunft dieser Wörter hervorgeht. Anderswo macht sich ein befriedigtes Identitätsgefühl, ein

enttäuschtes Gefühl der Verschiedenheit, der Neigung und Abneigung geltend. Auch die Pronomina sind hauptsächlich wohl Gefühlswörter.

Ist die zugleich mit dem Wort erweckte Gefühlsverbindung so eng, daß man aus Rücksicht auf diesen Gefühlsinhalt den gleichen Begriff lieber durch ein anderes Wort ausdrückt, so entsteht der Euphemismus (vgl. oben S. 116). Wiederum wurzelt er in Tabumotiven, die aber hier nicht religiöser, sondern rein gesellschaftlicher Art sind. Die Schicklichkeit und die Scheu, andere zu verletzen, der Widerwille der gebildeten Kreise gegen gewisse Vorstellungen, kurz jene Regungen, auf Grund derer die Tabubestimmungen sich entwickelt haben, veranlassen den Sprecher, Wörter von bestimmtem Gefühlswerte auszuschalten. Ich erinnere nur an die Wörter, die «Sterben» bedeuten, und an den Ersatz der anstößig oder unfein klingenden Ausdrücke *schwitzen* oder *Hosen* durch *transpirieren* und *Beinkleider*, besonders in der Frauensprache. Wörter und Begriffe wie *sich erbrechen*, *Hure*, *Schwindsucht*, *Floh*, *lügen*, *Teufel* ersetzt man gerne durch andere, teils aus Furcht, teils aus Anstand oder Schamgefühl. Das Wesentliche darüber hat Nyrop dargelegt.

b) Eine besondere Art des Gefühls ist die Wertschätzung einer Person oder Sache, die sich an ein Wort heftet. *Schlau* ist im Verhältnis zu *pfiffig* und *verschmitzt* eine einfache Feststellung, während in den beiden anderen Wörtern eine Billigung, bzw. eine Mißbilligung liegt, also ein Werturteil, das auf Wohlgefallen, bzw. Abneigung beruht. Wichtiger als diese subjektive Bewertung ist jedoch diejenige, welche auf objektiver Grundlage beruht und somit für alle Sprecher gleich ist oder gleich war; denn während in einer Gesellschaft mit niederer Kulturstufe ein gleicher Maßstab angelegt wird, ist die Wertung bei unseren heutigen sozial so stark differenzierten Zuständen meist ganz verschieden. Auf ursprünglicher einheitlicher Wertung beruht die große Sprachkategorie der grammatischen Geschlechter und zwar, wie Josselin de Jong darlegte, auf einer ursprünglichen Wertunterscheidung von «lebend» und «leblos». Aber auch der Plural und die Kasus, sowie die Deminutiva und Augmentativa dürften wenigstens teilweise durch Wertunterschiede zu erklären sein.

Zum Schlusse sei bemerkt, daß der sehr verschiedene Gefühlswert eines Wortes durch die Person des Sprechers sowie die Kreise, für die er spricht, bestimmt wird. Was dem einen ein Scheltwort ist, kann dem anderen ein Ehrenname sein und umgekehrt. Die Wörter σχέτλιος, δαιμόνιος, νήπιος, *demens*, *crudelis* erhalten ihren Gefühlswert großenteils durch Umgebung und Zusammenhang. So gewinnt das Wort *inquilinus* bei Cicero, *Phil.* II. 41, eine ganz eigenartige Bedeutung, wenn er es *dominus* gegenüberstellt. Auch ist der Zeitraum zu beachten, in dem das Wort gebraucht wird. Um mich auf die griechischen Wörter zu beschränken, die 'Arbeit' bedeuten, μοχθηρός, μογερός, πανοῦργος, τλήμων usw., so wissen wir sicher, daß sie im Attischen eine allmählich immer ungünstigere Bedeutung annahmen, und zwar wohl deshalb, weil die körperliche Arbeit infolge der wirtschaftlichen Lebensauffassung der Griechen in der Wertschätzung sank. Das εὖ ζῆν 'behaglich zu leben', sich dem Staatswohl und der eigenen körperlichen und geistigen Bildung widmen zu können — das war das höchste Ideal. Das Gefühl äußert sich aber nicht nur im Wort, sondern auch in der Miene, der Gebärde, dem Tonfall. Auch aus den Ergebnissen dieser Sonderstudien kann die Sprachwissenschaft, vor allem die Bedeutungslehre, Vorteil ziehen.

4. Mit Bezug auf den Tonfall, d. h. den klanglichen Ausdruck und seinen Zusammenhang mit den Temperamenten, ist hier die Theorie von Rutz und Sievers zu erwähnen. Rhythmus und Sprachmelodie sind keine individuellen Gefühlsäußerungen, sondern bilden, wie wir sahen, den Hauptfaktor, durch den die ganze Volkssprache integrierend und differenzierend auf die Sprachveränderung einwirkt; und so schwierig es auch sein mag, der Sprachforscher muß die Untersuchung gerade dieses Faktors doch als seine vornehmste Aufgabe betrachten. Der Rhythmus der Lautstärke und Lautdauer wurde schon verschiedentlich untersucht (vgl. unten, zur experimentellen Sprachpsychologie); aber der **Sprachmelodie** hat man bis vor kurzem keine genügende Aufmerksamkeit geschenkt, sodaß die heutigen Forschungen auf diesem neuen Gebiete einen wichtigen Schritt auf gutem Wege bedeuten.

Die Sprachmelodie ist von der musikalischen sehr

verschieden. Sie wird nicht durch feste, sondern durch Gleittöne gebildet, die oft in derselben Silbe steigen und fallen. Sie kennt auch keine festen Tonhöhen oder Intervalle, keine Quantitätsbetonung, keine festen Verhältnisse. Sievers führt sie auf Hochton und Tiefton zurück; sie bewirkt eine eigenartige Lautbewegung, die schon in der gewöhnlichen Sprache bestimmter Gruppen ziemlich deutlich zu Tage tritt. Viel stärker aber kommt sie in der Dichtkunst zum Ausdruck. Denn während die alltägliche Rede keinen einheitlichen Charakter trägt, sorgt in der Dichtkunst der Rhythmus für eine bestimmte Regelung der melodischen Bewegung. Die Melodie, die der Dichter im Ohre hat, übt auf Wortwahl, klanglichen Ausdruck usw., einen bestimmenden Einfluß aus, und die Lektüre eines Gedichtes muß deshalb auch in uns den gleichen rhythmischen und melodischen Eindruck hervorbringen. Jedes literarische Erzeugnis besitzt also inhärente rhythmisch-melodische Eigenschaften, die von der Psyche des schaffenden Künstlers abhängig sind.

Diese Forschungen und Entdeckungen laufen nun parallel mit jenen von Joseph und Ottmar Rutz über die Stimmqualität, die nach ihnen *an eine bestimmte Rumpfstellung gebunden ist.* Sie fanden, daß Gesangs- und Dichtwerke auf drei Haupttypen zurückgeführt werden können, die ziemlich genau mit dem sanguinischen, cholerischen und phlegmatischen Temperament übereinstimmen. Man gebraucht hierfür die Bezeichnungen *dunkel-weich*, der italienische Typus, *hell-hart*, der deutsche Typus, und *hell-weich*, der französische Typus. Jeder Typus zerfällt weiter in die Unterarten *kalt* und *warm*; von anderen Varietäten sehe ich hier ab. Goethe scheint mit seiner Sprachmelodie zum italienischen Typ zu gehören, Schiller zum deutschen und Heine zum französischen. Die alten Römer (außer Ovid und Tacitus) gehören mit zum ersten Typ, die Griechen großenteils zum dritten. In der Folgezeit übernahm Sievers die Entdeckungen von Rutz (Vater und Sohn), bildete sie jedoch vielfach weiter und gestaltete sie in wesentlichen Punkten um.

Bemerkenswert ist vor allem die bestimmte Rumpfstellung, die mit den sprachmelodischen Typen zusammen-

hängt. Sie ist zur genauen Wiedergabe des Gesang- oder Dichtwerkes erforderlich, weil sie der Rumpfstellung entspricht, die der Komponist oder Dichter bei Schaffung seines Werkes hatte oder annahm. Dem dunkel-weichen Typ entspricht die Abdominal-, dem hell-harten die Thorakal-, dem hell-weichen die Deszendenzstellung.

Im allgemeinen läßt sich sagen, daß die Abdominalstellung eine stark ausgeprägte, ruhig bewegte Melodiekurve, die Thorakalstellung ein ruhigeres, flacheres Gleiten der Melodie zeigt, während der Deszendenzstellung eine flache Melodie mit mindestens einer scharfen Hebung und Senkung eigen ist.

Rutz hält die Rumpfstellung für ein primäres Rassenmerkmal; wir würden im Hinblick auf das erforderliche Einheitsgefühl jeder Sprach- und Kulturgemeinschaft lieber von einem primären Nationalitätsmerkmal sprechen. In der Tat scheint nicht nur jedes Dichtwerk oder Musikstück, sondern auch *jede Sprache einer bestimmten Rumpfstellung zu entsprechen*, die nur durch Einwirkung des psycho-physischen Kulturlebens auf die Körperbeschaffenheit und damit indirekt auf den Sprachcharakter erklärt werden kann. Bei dieser Theorie ist Differenzierung des normalen Typus durch Nationalitätenmischung durchaus begreiflich.

5. An den sprachmelodischen Studien nehmen die Erforscher der **experimentellen Sprachpsychologie** tätigen Anteil. Während Sievers sich auf Muskelempfindungen und Gehör verläßt, haben andere das Kymographion zu Hilfe genommen. K. Marbe hat einen Apparat konstruiert, der mit Hilfe von schwingenden rußenden Flammen eine automatische Aufzeichnung der Hauptmomente der Sprachmelodie ermöglicht. — Teils in Unterordnung unter die Sprachmelodie, teils selbständig untersucht man weiterhin die allgemeinen Gesetze des Rhythmus, vor allem mittelst eines besonderen Taktierapparates, der absolut gleiche Taktschläge in regulierbaren Zwischenräumen hervorbringen kann. Läßt man nun z. B. Taktschläge von völlig gleicher Stärke in gleichen Zwischenräumen aufeinander folgen, dann entsteht, solange diese Zwischenräume nicht eine bestimmte oberste oder unterste Grenze erreichen, stets die Vorstellung, daß die einzelnen

Taktschläge nicht gleich, sondern von verschiedener Stärke sind; auch pflegen sie sich durchaus regelmäßig nach einem bestimmten rhythmischen Schema anzuordnen. Daraus ergibt sich, wie sehr der Rhythmus von subjektiven psychischen Eigenschaften beherrscht wird. Es scheint auch eine Wechselwirkung zwischen Rhythmus und Gemütsbewegung zu bestehen, insofern nämlich eine bestimmte Gemütsbewegung jedesmal den Rhythmus hervorbringt, der sie selbst erzeugen würde.

Man unterscheidet Wort- und Satzrhythmus. Da sich nun der wichtigste Gedanke, die «Pointe», meist am Schlusse des Satzes findet, werden für uns auch die Kadenzen, womit der Satz endigt, von hohem psychologischen Werte sein. Daher der Eifer, mit dem Psychologen das Studium der Klauseln betreiben. Von den Römern weiß man, daß sie im allgemeinen — und Cicero und Seneca im besonderen — dem Klauselgesetz der asianischen Kunstprosa gefolgt sind. Th. Zielinski untersuchte nach eigener Theorie die Klauseln bei Cicero, während E. Norden den Zusammenhang des mittelalterlichen lateinischen Cursus mit der griechischen Kunstprosa aufzeigte. Für die griechische Prosa des vierten bis sechzehnten Jahrhunderts formulierte Wilh. Meyer ein berühmtes Gesetz, wobei er jedoch dem natürlichen Rhythmus des Griechischen zu wenig Rechnung trug. Dagegen wurde gerade der immanente Sprachrhythmus von K. Marbe an erste Stelle gesetzt, während L. Laurand vor allem dem Gefühlswerte der Klauseln seine Aufmerksamkeit schenkte.

Nach dieser Abschweifung kehren wir zur experimentellen Sprachpsychologie zurück. K. Marbe hat in seinem Aufsatz *Über den Rhythmus der Prosa* auch zuerst gezeigt, wie man durch die statistische Methode des Zählens und Messens zur Erkenntnis gleichmäßiger, wenn man will «gesetzmäßiger», Erscheinungen des Satzrhythmus gelangen kann. Besonders ist noch zu erwähnen das von Thumb und Marbe trefflich durchgeführte Assoziationsexperiment, dessen Zweck es ist, Analogie und Kontaminationsbildungen zu erklären. Man untersucht hierbei das assoziative Verhalten von Wörtern, die durch andere besonders leicht

analogisch beeinflußt werden. Eine gewisse Anzahl von Wörtern wird vor verschiedenen Versuchspersonen ausgesprochen, und man bittet diese, jeweils unverzüglich mit dem Wort zu antworten, das ihnen zuerst einfällt. Die zwischen Frage und Antwort verstreichende Zeit wird genau registriert. Es ergibt sich nun, daß jedes Wort ein bestimmtes anderes vorzugsweise hervorruft und zwar bei verschiedenen Personen das gleiche. Ein Substantiv ruft gewöhnlich ein anderes Substantiv, ein Adjektiv ein anderes Adjektiv hervor. Es gibt rasche und träge Assoziationen, gewöhnliche und minder gewöhnliche. So besteht für jede Person und für jeden besonderen Fall ein vorherrschender Assoziationstypus. Zu *schwer* und *geben* gehören nach diesen Versuchen *leicht* und *nehmen* als die gewöhnlichsten Assoziationswörter; daraus erklärt man, wie die vulgärlateinischen Kontaminationen von *gravis* × *levis* und *reddere* × *prendere* entstanden, die die Formen *grevis* und *rendere* zur Folge hatten.

Thumb kommt zum Schlusse, daß zu einem gegebenen Zeitpunkt und an einem Orte für eine bestimmte Gruppe von Formen nur eine bestimmte Assoziationstendenz wahrzunehmen ist. Wo Praeterita sich assoziierten, konnte das nhd. *trug* eine Form *frug* hervorrufen; wo die Formen der dritten Person sich assoziierten, konnte *sie gaben* ein *sie geben* entstehen lassen, statt *sie gebent*. Die historische Sprachwissenschaft muß also bei den sprachlichen Analogiebildungen untersuchen, welche Assoziationstendenzen ihnen zugrunde liegen, wobei die nach Ort und Zeit verschiedenen Strömungen scharf zu sondern sind. So gelangt man allmählich zur Assoziationsbasis der verschiedenen Sprachen und Sprachperioden. —

Noch auf einem anderen Gebiete der Sprachwissenschaft kann das Experiment uns fördern. Einige Forscher schreiben die Veränderungen in den Sprachen hauptsächlich der die Sprache erlernenden neuen Generation zu. Die experimentelle Psychologie gibt uns nun ein treffliches Mittel an die Hand um zu bestimmen, ob und inwieweit die mangelhaft nachahmende Kindersprache die Entwicklung der normalen Sprache bestimmt oder wenigstens beeinflußt. — Über die statistische Methode vgl. auch weiter unten, S. 191.

6. Assoziationstendenzen liegen also der sehr wichtigen Erscheinung der **Analogie** (ἀνα-λογία 'Übereinstimmung') zugrunde, welche schon das Altertum lebhaft beschäftigte, deren Bedeutung aber erst die moderne Sprachwissenschaft und besonders die psychologische Sprachforschung ins rechte Licht gesetzt hat (vgl. oben S. 21. 31). Nur ein Teil der Sprache beruht auf unserem durch das Gedächtnis gestützten Auffassungsvermögen, ein anderer auf den Assoziationen, denen alle Wörter in verschiedenem Grade ausgesetzt sind. Dieser Assoziations- und Analogiebildungen gibt es vielerlei. Stimmen sie mit dem Sprachgebrauch überein, so fallen sie nicht weiter auf; erst dann erregen sie unsere Aufmerksamkeit, wenn sie vom gewöhnlichen Sprachgebrauch abweichen. Dann spricht man von «falschen Analogien», was aber nur bedeuten kann, daß sie anfänglich von vielen als falsch oder fehlerhaft gefühlt und betrachtet werden. Man darf natürlich zwischen diesen beiden Gruppen von Assoziationserscheinungen keinerlei sachliche Unterscheidung machen.

Die Analogie ist der große sprachbildende Faktor; sie ist das Leben der Sprache selbst. Denn das Kind übernimmt den Sprachschatz von seinen Eltern nur zum Teil und erweitert ihn selbständig, indem es die neuen Bestandteile den Formen anpaßt, die es schon kennt. Ein gleiches tut der Mann, das Volk. Analogie im weiteren Sinne ist Sprachbildung rückschauender Art in Übereinstimmung mit den Regeln, die man allmählich erlernt hat. Die größten Analogisten sind die Kinder, die die Sprache erlernen.

Die «falsche Analogie» schafft die meisten scheinbaren Ausnahmen in den Gleichmäßigkeiten des Lautwandels, die wir Lautgesetze nennen. So finden wir z. B., daß in einer Reihe von Fällen das *s* zwischen Vokalen im Griechischen geschwunden ist, vgl. gen. γένους aus *γενεσος. In einigen Formen scheint aber dieses *s* erhalten geblieben zu sein, vgl. die Aoriste ἔστησα, ἐβούλευσα usw.

Früher nahm man hier einfach eine Ausnahme an und dachte, daß Laute mit funktioneller Bedeutung sich nicht an die Lautgesetze halten. Aber die funktionelle Bedeutung des *s* im sigmatischen Aorist hinderte nicht, daß es in Formen wie ἔφηνα aus *ἐφανσα oder ἔκηα und

ἔχεα aus ἐχευσα verloren ging. Jetzt steht man auf einem grundsätzlich anderen Standpunkt. Das *s* in ἔστησα usw. ist nicht lautgesetzlich erhalten, sondern beruht auf einer analogischen Neubildung nach dem Muster von Aoristen, wo *s* lautgesetzlich erhalten blieb, z. B. nach Explosivlauten wie in ἔδειξα, oder in Formen mit ursprünglichem Doppel-*s* wie ἐτέλεσα aus ἐτέλεσσα. — Fast jedes Lautgesetz wird so durch Analogiebildungen gestört. Das heißt aber nicht, daß die Analogie selbst nicht an Gesetz und Regel gebunden ist, wie aus den erwähnten Untersuchungen von Thumb und Marbe deutlich hervorging.

Wundt teilt die Analogie in grammatikalische und Begriffsanalogie ein.

a) Unter grammatikalischer Analogie versteht man die Erscheinung, daß *schon bestehende* Formen von anderen gleichlautenden angezogen und deren Einfluß ausgesetzt werden. Diese Analogie zerfällt wieder in eine innere und eine äußere. Durch innere Assoziation zusammenhängender Wortformen entstand z. B. der gr. Nominativ μήν; er ist nach dem gen. μηνός gebildet, während er lautgesetzlich *μείς lauten müßte. Ähnlich gen. χθονός statt *χθομος nach dem nom. χθών aus *χθωμ; πόλεσι nach πολέων; perf. πέφευγα statt *πεφουγα nach dem Präsens φεύγω. Fürs Lateinische sei angeführt *sum*, aus **esmi* analogisch gebildet nach *sumus*; das ältere lautgesetzliche *honōs* wurde analogisch zu *honor* infolge des Einflusses der casus obliqui *honōr-is*, *honōr-i*, *honōr-em*, wo *r* durch Rhotazismus regelrecht aus *s* zwischen zwei Vokalen entstand; analogisch wurde die ursprüngliche Reihe *iungo*, **iuxi*, **iuctum* zu *iungo*, *iunxi*, *iunctum*. Niederl. *hooi* ‘Heu’ ist eine aus dem cas. obl. in den Nom. eingedrungene Form; die Deklination war ursprünglich *houw*, *hooyes*, *hooye*; Kiliaen (zu Ausgang des 16. Jahrhunderts) hat noch *houw*. Ganz klar sind die vulgären nl. Formen *hij heb* ‘er hat’ statt *hij heeft* in Analogie von *ik heb* ‘ich habe’ und *we bennen* ‘wir sind’ statt *wij zijn* im Anschluß an *ik ben*.

Noch ist hinzuweisen auf den Unterschied in der Richtung, die die Analogie unter ähnlichen Verhältnissen in verschiedenen Sprachen einschlägt; hierbei gab wahrscheinlich die Häufigkeit des beeinflussenden Faktors den

Ausschlag. Als Beispiel diene das Perfekt. Das griechische Perfekt zeigte die starke Wurzelform mit *o*-Ablaut im Singular, die schwache im Dual und Plural. Ursprünglich hieß es also: γέγονα — γέγαμεν; ἔοικα — ἴκτον. Aber durch Analogie drang die starke Form auch in den Plural, also γεγόναμεν, ἐοίκαμεν usw. Auch das gotische Präteritum kannte den Wechsel starker und schwacher Formen, z. B. *wait* — *witum*; *band* — *bundum*; dem entspricht mittelniederl. *ic bant* — *wi bonden* usw. Aber hier trat die umgekehrte Entwicklung wie im Griechischen ein, da nachträglich der Vokal des Plurals in den Singular übertragen wurde: *ik bond* — *wij bonden*. Im Deutschen dagegen zeigt sich der gleiche Vorgang wie im Griechischen: mhd. *ich band* — *wir bunden*, aber nhd. *ich band* — *wir banden*.

Bei der äußeren Assoziation treten nicht wechselnde Formen desselben Wortes, sondern entsprechende grammatikalische Formen verschiedener Wörter in gegenseitige Beziehung. Die Wirkung des beeinflussenden Faktors ist hier an sich schwächer, kann aber dadurch verstärkt werden, daß sie von einer größeren Anzahl von Wörtern ausgeht. So übernahmen die Maskulina der griechischen ersten Deklination die Endung -ου von den o-Stämmen; und in den nordwestgriechischen Dialekten erhielten die konsonantischen Stämme im dat. pl. die Endung -οις. Das Attische neigte dazu, ursprüngliche Verba auf -μι nach dem Muster der Verba auf -ω zu flektieren: so entstanden Dubletten wie δείκνυμι : δεικνύω. Infolge der Analogie erscheinen auch Formen wie γέροντοι, ἄρχοντοι für γέροντες, ἄρχοντες. Das Volkslatein bildete *pandidi* von *pando* entsprechend dem klassischen Perfekt *credidi*, *vendidi* von *credo*, *vendo*. Im Deutschen hat das Genitiv *-s* des Mask. sein Gebiet beträchtlich erweitert (mhd. noch *des vater*); auch auf Feminina wurde es ausgedehnt, z. B. *Bertas, Mutters Geburtstag*.

Diese äußere Analogiewirkung erklärt auch die starke Ausbreitung der im Sprachgefühl mit besonderen Funktionen verbundenen Elemente wie σ des griechischen *s*-Aorists oder κ des Perfekts. Typisch ist ferner die Erscheinung, daß die Grenze von Wurzel (Stamm) und Suffix öfters verlegt und die so gebildeten Elemente aufs neue ver-

wendet werden. Man trennte z. B. δέκα-τος in δέκ-ατος und bildete demgemäß ὀγδόατος, τρίτατος usw. So wurde auch κύνεσσι analogisch nach dem Typus *ϝέπεσσι gebildet zu einer Zeit, wo das intersonantische σ bereits verschwunden war und man nicht mehr *ϝέπεσος, sondern ϝέπεος sagte; das Sprachgefühl trennte nun ϝέπ-εσσι, und die Endung -εσσι wurde auf allerlei Stämme, meist konsonantische, übertragen. Im Lateinischen bildete man *suprēmus*, *extrēmus*, *postrēmus* wahrscheinlich nach Analogie von *dēmum* und altlat. *dēmus*, einer Zusammensetzung der Präposition *dē* mit dem Superlativsuffix *-mo-*. Nhd. *Frischling* (mhd. *vrischinc*), *Engerling* (ahd. *engirinc*) u. a. verdanken ihr *l* der Angleichung an Wörter auf *-ling*, bei denen das *l* zum Stamme gehörte (vgl. etwa *Hämmling* zu *Hammel*); ebenso beruht *Klausner* auf Anlehnung an *Lügn-er* u. ä. Der Ursprung des Suffixes *-nis* ist ebenfalls analogisch: es entspricht der gotischen Endung *-nassus* in Wörtern wie *skalkinassus* 'Dienstbarkeit', wo das *n* zum Stamm gehörte.

b) Unter Begriffsanalogie versteht man die Angleichung einer Form an eine andere infolge von Begriffsverwandtschaft. Vor allem zur Benennung korrelativer Begriffe begegnen wir schon frühzeitig lautverwandten Formen, die wegen dieses Parallelismus von Laut und Begriff höchst wahrscheinlich auf Angleichung beruhen; ich verweise nur auf *pater* und *mater*, auf **sụesōr* und **bhratōr*. So wird das griechische *φαρυξ 'Schlund' ersetzt durch φάρυγξ, augenscheinlich nach λάρυγξ; ἀρύω 'ich schöpfe' erhält eine Nebenform ἀρύσσω nach ἀφύσσω; ἕταρος (so noch bei Homer) wird umgebildet zu ἑταῖρος nach ἑταίρα; und die Städtenamen Κόρινθος und Μίλητος richten sich im Geschlecht nach πόλις.

Aber die Angleichung entstand auch infolge eines Begriffsgegensatzes; so z. B. gr. ὄπισθε aus ὄπιθε nach πρόσθε; lat. *senecta* nach *iuventa*, und *meridionalis* an Stelle des regelmäßig gebildeten *meridialis* nach dem Muster von *septentrionalis*. Niederl. *nacht* wurde männlich unter Einfluß von *dag* in der alten Verbindung *dages endi nahtes*.

Anmerkung. Eine besondere Art der Analogie zeigen die Häufungsformen. Bei diesen ist bereits ein Plural-, Komparativ-, Reduplikationssuffix usw. vorhanden, aber nicht deutlich erkennbar; nach ähnlichem Muster

nehmen sie dann noch ein zweites, besser erkennbares Suffix an. Z. B. lat. *magister*; deutsch *ihr-er*, *ihn-en*, *den-en*, *Mädelchen*, *Sächelchen*; engl. *lesser*; niederl. *heerschappij* 'Herrschaft', *beterder* 'besser', *kinderen* 'Kinder', *druppeltje* 'Tröpfchen'.

c) Andere Assoziationen, mit oder ohne Änderung der Wortform, sind zwar Lautassoziationen, mit denen aber doch eine Bedeutungsänderung, oder wenigstens eine sekundäre Begriffsbildung oder ein Nebengedanke verbunden ist. Es scheint, als ob das Volk zwei Wörter in einen vermeintlichen etymologischen Zusammenhang bringen möchte; daher heißen diese Erscheinungen Volksetymologien. Sie gehören sicher der ursprünglichen, freifließenden Volkssprache an und dringen von dort in die Kultursprache ein. Auch in der Kindersprache spielen sie eine große Rolle. Derartige Erscheinungen sind z. B. deutsch *Sündflut* aus ahd. *sin-vluot* 'große Flut', was das Volk mit «Sünde» in Verbindung brachte, oder nl. *lepeltraan* (Kindersprache) für *levertraan*. Ins Bereich der Volksetymologien gehören somit nicht diejenigen Assoziationen, die so sehr von den Lauten beherrscht werden, daß man sich des neuen Begriffselementes nicht bewußt wird, da dieses mit dem Begriff des ursprünglichen Wortes nichts gemein hat. In diesem Falle kann auch natürlich vom Suchen nach einer volkstümlichen Erklärung keine Rede sein. Die Fälle sind nicht sehr zahlreich. Als sicheres Beispiel kann niederl. *oorlam* 'alter Matrose' gelten aus dem Malaischen *orang lama* 'Altgast'; wohl auch nhd. *Halunke*, verstümmelt aus böhm. *holomek* 'nackter Bettler'.

Die psychologische Grundlage der Volksetymologie ist die, daß das Volk das ihm Unverständliche oder unverständlich Gewordene durch Assoziation an Verständliches zu erklären trachtet, weil es in Unbekanntem keine Befriedigung findet. Der lateinische Pflanzenname *saxifraga* 'Steinbrech' wurde zu gr. σαρξίφαγος 'Fleischesser' umgebildet; den Vornamen *Lucius* gab man in Anlehnung an λευκός mit Λεύκιος wieder. Die Benennung des Eisvogels ἀλκυών, lat. *alcēdo*, verdankt ihren Spiritus asper jedenfalls dem Worte ἅλς; vielleicht ist das ganze Wort volksetymologisch nach ἅλς + κυέω gebildet. Die Plejaden hießen eigentlich Πλειάδες; die Nebenform Πελειάδες

verrät den Nebengedanken an πέλειαι 'Tauben', also 'das Taubengestirn'. Aus Καλχηδών machte man Χαλκηδών wegen χαλκός. Häufig war die Begriffsassoziation bei Götternamen. Aus dem Hirtengott Πάν machte man einen «Allgott» (πᾶν), aus Κρόνος ein mythologisches Symbol der Zeit (χρόνος); das ägyptische *Horpe chrat* (Horus, das Kind) wurde durch Einfluß von ἅρπη 'Sichel' zu Ἁρποκράτης 'Sichelherrscher'; Κένταυρος erweckte die Nebenvorstellung von ταῦρος. Auch das Lateinische hat treffende Beispiele. Das Zeitwort *quiritare* 'laut schreien' brachte man mit *Quirites* 'römische Staatsbürger' in Verbindung, und dies gab lateinischen und späteren Sprachgelehrten Gelegenheit zu seltsamen Etymologien. Bei *caperare* (sc. *frontem*) 'die Stirne runzeln' dachte man an *caper* 'Bock'; *deliberare* aus **delibrare* (zu *libra* 'Wage', also 'abwägen, überlegen') verband man wegen des eingedrungenen *e* mit *liberare*; bei *esurio* dachte man, wie vlglt. *exurio* beweist, an *uro*, und die Umbildung von *periuro* (aus **periouesō*) zu *peiero* beruht sicher auf einer vermeintlichen Begriffsverwandtschaft mit *homo peior*. In *iocundus* haben wir eine hübsche volksetymologische Angleichung von *iucundus* an *iocus*; *mendax* verdankt sein *d* höchst wahrscheinlich einem vermeintlichen etymologischen Zusammenhang mit *mendum* 'Fehler' und *mendicus* 'Bettler', und *humor* zeigt *h* wegen *humus*. Merkwürdig ist auch die Geschichte des Städtenamens *Beneventum*. Die älteste Form dieser uralten Stadt der Hirpiner war *Maluentum*; dieses brachte man mit *ventus* zusammen und änderte dann *ominis causa* in *Benuentum*. Noch später wurde es ohne Rücksicht auf die Quantität mit *eventus* assoziiert. In Rom wurde ehemals vor der Porta Capena ein *Lar Rediculus* verehrt, der Hannibal vor den Toren Roms zur Umkehr veranlaßt haben sollte. Das Volk machte hieraus *Ridiculus*. Dies erinnert an unsere wohl scherzhafte Bezeichnung «*Ridikül*» für *réticule*. Noch seien angeführt *accipiter* aus **acŭ-peter* mit *cc* durch Assoziation mit *accipere*; *suavium* aus *savium* mit dem Nebengedanken an *suavis*; bei *pellex* dachte man an *pellicere*; bei *propina* (vulgärlateinische Form des oskischen Lehnworts *popina*) an *propinare*; bei *crepida* an *crepare*; bei *transtrum* an *trans*; bei *vindicare* an *vim*, und *vindex* galt als *is qui vim dicit*.

Hierher gehören auch viele volksetymologische Bildungen auf dem Gebiete der Volksmedizin und der Botanik. Vergleiche etwa nhd. *Bertram* 'Geiferwurz' aus *birtron* (< gr. πύρεθρον), angelehnt an den Eigennamen *Bertram*; nl. *scheurbuik* 'Skorbut' in doppelter Anlehnung an *scheuren* 'reißen' und *buik* 'Bauch'; *suikerij* (= '*cichorei*', Zichorie), mit *suiker* verbunden; *rozijnen-olie* 'Oleum ricini' zu *rozijn* 'Rosine' gestellt. Interessant ist nhd. *Beifuß* (bot. 'Artemisia'). Mit *Fuß* hat dieser Name ursprünglich nichts zu tun. Aber das Volk brachte die ahd.-mhd. Form *bibôz* (zu *bôzen* 'stoßen') in Zusammenhang mit *Fuß*, da der Aberglaube bestand, daß dieses Kraut in den Schuhen, also am Fuße getragen, alle Müdigkeit beim Marschieren vertreibe. *Sonnentau* (bot. *Drosera*) hat sich volksetymologisch aus *sindau* und *sinnau* 'ewiger Tau' entwickelt. *Rosmarin*, aus lat. *ros marinus* 'Meerestau' (vielleicht selbst eine populäre Umformung eines griechischen Wortes), wurde an 'Rose' angeglichen. Überraschende volksetymologische Beispiele finden wir auch in der Kindersprache; vgl. *Güterei* für 'Konditorei', *guter Pott* für 'Kompott', *Schießtole* für 'Pistole' oder nl. *botram-marcheertrommel* für 'Botanisiertrommel', das genannte *lepeltraan* usw.

Die Klangassoziation muß also mit bewußter Begriffsassoziation gepaart sein. Das Wort *sin* z. B. wurde allmählich vom Volk nicht mehr verstanden; dafür stellte sich eine Assoziation mit dem bekannten Worte *Sünd(e)* ein, zumal man glaubte, daß das zusammengesetzte Wort in Hinblick auf die biblische Erzählung so lauten müßte. Das Nichtverstehen kann auch durch einen Hör- oder Erinnerungsfehler verursacht werden, oder dadurch, daß es sich um ein Lehnwort handelt. So entstand *Armbrust* aus lat. *arcubalista* und *Teerjake* aus engl. *Jack Tar* 'Hans Teer'; die Äpfel, die im Niederländischen *zijden-hempjes* 'Seidenhemdchen' heißen, stammen aus der englischen Stadt *Sydenham*.

Es ist auch zu beachten, daß Volksetymologie häufig in Zusammensetzungen auftritt. Der Grund hiervon ist, daß sonst verschwundene Wörter hier oft eine sichere Zuflucht finden. In den nhd. Wörtern *Wahnsinn*, *Wahnwitz*, *wahnschaffen*, die das heutige Sprachgefühl unwillkürlich mit *Wahn* (as. *wān*, got. *wēns* 'Erwartung, Hoffnung')

verbindet, haben ursprünglich damit gar nichts zu tun, sondern sind mit einem jetzt untergegangenen Adj. ahd. *wana-*, mhd. *wan* (got. *wans*) 'mangelhaft, fehlend' zusammengesetzt. Ähnlich nl. *geeuwhonger* 'Heißhunger' und *nachtmerrie* 'Alpdrücken' (vgl. engl. *nightmare*). Die veralteten Formen *gee* : *ga* (zu neunl. *gauw*, 'jäh, schnell') und *mare* (vgl. nhd. dial. '*Mahr*') wurden hier mit *geeuwen* 'gähnen' und *merrie* 'Stute' zusammengebracht, was dann die Lautveränderung verursachte.

Das Begriffselement kann so sehr in den Vordergrund treten, daß der frühere Hauptbegriff eine starke Veränderung erfährt oder sogar ganz verdrängt wird. Frühnhd. *abspannen* in der Bedeutung 'abspenstig machen' wurde im Sprachbewußtsein mit '*spannen*' (mhd. *spannen*) verbunden; tatsächlich aber ist es eine Fortsetzung von mhd. *spanen* 'verlocken' (vgl. *abspenstig*, *Gespenst*). Ndl. *pootig* 'handfest, stämmig' bedeutete ursprünglich «starrköpfig, störrig»; es gehörte zu *poot* 'Kopf' und wurde erst später mit *poot* 'Pfote' verbunden. Eine Formveränderung ist also streng genommen nicht nötig, nur muß in der Volksauffassung ein bestimmtes Element mit einem andern Begriff als dem ursprünglichen verbunden werden. So bedeutete in *Lindwurm* das erste Glied *lind* ebenfalls «Wurm», während man es jetzt mit *Linde* zusammenbringt.

d) Während bei der Volksetymologie eine Umbildung nicht beabsichtigt wird, liegt dem Wortspiel eine absichtliche Veränderung zugrunde. Es gehört in das Gebiet des Volkswitzes, der eine Kunstform der Volkssprache ist und sich in den absonderlichsten Gestalten zeigt. Ich erinnere hier daran nur deshalb, weil es in bestimmten Grenzfällen schwer festzustellen ist, ob man es mit Volksetymologie oder Volkslaune zu tun hat; vgl. das oben besprochene *Lar ridiculus* und *Ridikül*. Absichtliches Wortspiel steckt z. B. in einer Umbildung wie *rattekahl* für *radikal*. *Reiß-Mathias* für *Rheumatismus*, oder in ndl. *Sint Reinuit* (also «rein aus», «alles weg») statt *Sint Reinout*. Zahlreich sind auch die Wortspiele mit Ortsnamen; vergleiche etwa *von Greifswald sein* (= stehlen) oder in der süddeutschen Kindersprache «*nach Bethlehem gehen*» (= die Kinder ins *Bett* schicken). Ein treffliches Beispiel hiervon bietet schon Plautus in *Captivi* v. 160, wo Hegio die Streit-

kräfte des Parasiten Ergasilus aufzählt: *Pistorienses*, *Panicei* (klingt an *Poeni* an), *Placentini*, *Turdetani*, *Ficedulenses* (wahrscheinlich ist hier an Ficulnea oder Ficulea gedacht), Namen, die an die Wörter *pistor*, *panis*, *placenta*, *turdus*, *ficedula* erinnern. Man denke auch an den Namen des Vorschneiders *Carpus* in der *Cena Trimalchionis*, der das Wortspiel mit dem doppelsinnigen *carpe*, *carpe* bei der Mahlzeit gestattet.

7. Die **Psychologie der Kindersprache** wurde in den letzten Jahren eifrig erforscht. Als Sondersprache haben wir von ihr schon gesprochen; hier handelt es sich um den *Verlauf* der kindlichen Sprachentwicklung, besonders in bezug auf die Sprachbildung und Sprachveränderung im allgemeinen.

Bei der Entwicklung der kindlichen Sprachlaute kann man deutlich drei Stadien unterscheiden: die Schreilaute (bis zur sechsten Woche), die artikulierten sinnlosen Laute (bis Ende des ersten, manchmal des zweiten Lebensjahres) und die artikulierten Laute zum Zwecke der Benennung von Gegenständen. Damit beginnt das eigentliche Stadium der Sprachbildung. Die Entstehung artikulierter Laute und ihre Verwendung zur Benennung sind aber zwei ganz verschiedene Vorgänge. Die ursprünglichen artikulierten Laute sind reine Gefühlsäußerungen, mit denen das Kind auf Gefühlsreize reagiert. Bei diesen Lautartikulationen tritt das individuelle Moment bereits in den Vordergrund. Der Unterschied in Artikulation und Modulation ist besonders groß bei Kindern von verschiedener Nationalität; hier stellen wir also schon die Grundlagen der Sprachmelodie fest, die so eng mit der Nationalität zusammenhängt. Zu Anfang der eigentlichen Sprachbildungsperiode beginnt dann das Kind, die Laute, die es bisher nur als Gefühlsreaktion hervorbrachte, unter dem Einfluß des erwachenden Nachahmungstriebes nach den Lauten umzuformen, die ihm von den Personen seiner Umgebung vorgesprochen werden. Doch sind die ersten Lautnachahmungen ebenso wie die ersten spontanen Lautbildungen ein Ausfluß des früh erwachenden und rasch wirksamen, sich selbst entwickelnden und leitenden Spieltriebs mit seinen Lustgefühlen. So entsteht durch den Nachahmungstrieb (der später beim kindlichen Spiel so

wichtig wird) die sogenannte Echo-Sprache, die der eigentlichen Sprache vorhergeht und sie vorbereitet; außer zufälligen Lauten werden hier vor allem Wörter, die aus der Umgebung aufgefangen wurden, nachgeahmt und von Gebärden begleitet. Diese Gebärden, z. B. das Anblicken von Personen, die genannt werden, zeigen deutlich, daß Gesprochenes bereits verstanden wird. Aber erst wenn die beiden ursprünglich unabhängigen Faktoren, die Nachahmung und das Begreifen des Gehörten, genügend geübt sind, tritt die erste durch Sprachlaute geäußerte Benennung zum Zwecke der Mitteilung ein.

Dies ist höchst wahrscheinlich die Entwicklung der individuellen Sprachbildung. Die Tätigkeit des Kindes ist also in der Hauptsache nicht aktiv und produktiv, sondern passiv und rezeptiv. Die beliebte Vorstellung, daß das Kind seine Sprache selbst finde und forme, ist also ein Irrtum, in den nicht nur Mütter und Väter, sondern auch moderne Psychologen wie Preyer, Taine u. a. verfallen sind. Die Kindersprache ist im wesentlichen das Produkt der kindlichen Umgebung, die sich dem wirklichen oder vermeintlichen Gesichtskreise des Kindes anpaßt. Damit entfällt also, wie Wundt mit Recht bemerkt, von selbst die Anschauung, daß die Kindersprache «eine verkürzte Wiederholung der gesamten Spachentwicklung» sein soll

Dagegen haben die Lautverwechslungen und sogenannten Lautverstümmelungen der Kindersprache ihren Ursprung im sprechenden Kinde. Der Hauptgrund dieser Erscheinungen liegt wahrscheinlich weniger im geistigen Unvermögen des Kindes als vielmehr in der unvollkommenen akustischen und optischen Wahrnehmung der Laute und Artikulationen; denn nicht nur das Gehör, sondern auch das Auge ist bei der Nachahmung der Artikulationen wesentlich beteiligt. Deshalb beginnen blindgeborene Kinder viel später zu sprechen und sind die Lippenlaute in der Kindersprache zahlreicher als die Zahnlaute. Dies wird verständlich, wenn man beobachtet, wie das Kind die Laute von den Lippen der Sprechenden gleichsam abliest. Ein zweiter Grund ist wohl der, daß das Kind noch nicht genug Übung im Sprechen hat, um beim Zusammenfügen von einzelnen Lauten zu Wörtern und von Wörtern zu

Wortgruppen häufige Assimilationen und Dissimilationen zu vermeiden.

Diese Unbeholfenheiten sind jedoch durchaus sekundär und verschwinden bei genügender Übung von selbst. Es geht daher nicht an, mit Thurneysen zu behaupten, «daß der Lautwandel seinem Ursprung nach wesentlich auf unverbesserten Sprachfehlern des Kindes beruhe». Wir haben ja gesehen, daß das Wesen der Sprache, ihre Bildung und Umbildung aufs engste mit dem Wesen des Volkes zusammenhängt; die ungeschickte Nachahmung durch Kinder spielt hierbei keine Rolle. Etwas anderes ist die Tatsache, daß die meisten Sprachveränderungen nicht bei Lebzeiten einer Generation, sondern durch die jüngeren Generationen, die die Sprache übernehmen, stattfinden; man darf also behaupten, daß die Sprachveränderung die Summe der Abweichungen der jüngeren Sprachen gegenüber den älteren darstellt. Ob diese Abweichungen aber spontan, vielleicht die Folge unvollkommener Nachahmung sind, bleibt eine offene Frage.

Ist die Kindersprache auch keine verkürzte Wiederholung der Sprachentwicklung, so kann uns doch die eigenartige Laut- und Begriffsentwicklung der individuellen Kindersprache über allgemein sprachliche Vorgänge unterrichten. Kinder gruppieren z. B. die Wörter gerne paarweise. So berichten C. und W. Stern, daß ihr Söhnchen ***schief*** und ***schön*** gegenüberzustellen pflegte; man vergleiche damit, wie das Gotische *leitils* 'klein' und *mikils* 'groß' gegenübergestellt. Lehrreich sind auch die verschiedenen Entwicklungsstadien der kindlichen Sprache, in der nacheinander Hauptwörter, Zeitwörter, Attribute und die Partikeln, die logische Beziehungen ausdrücken, auftreten.

Dagegen wurde die Bedeutung der Psychologie des Sprachfehlers in der Kindersprache von Meringer und Mayer wohl zu hoch angeschlagen; für den Verlauf der allgemeinen Sprachentwicklung sind sie, wie wir gesehen haben, sicher nicht von Bedeutung.

Bibliographie. W. Wundt, *Völkerpsychologie* I. *Die Sprache*; vgl. auch *Sprachgeschichte und Sprachpsychologie*, Leipzig 1901, eine Antwort auf Delbrücks Kritik in den *Grundfragen der Sprachforschung*, Straßburg 1901; H. Paul, *Prinzipien*[5]; J. van Ginneken,

Principes de linguistique psychologique; V. Porzeziński, *Einleitung in die Sprachwissenschaft*; O. Dittrich, *Grundzüge der Sprachpsychologie* und *Die Probleme der Sprachpsychologie*; P. Passy, *Études sur les changements phonétiques*, S. 223; H. Oertel, *Lectures on the study of language*. New-York und London 1901. Über A. Sechehayes «principe d'emboîtement» vgl. Kluyvers Bespr. im Museum 1908, S. 40. — Gute Übersicht über Geschichte und Entwicklung der Sprachpsychologie von Dittrich in GRM 2, 616; einschlägige pädagogische Gesichtspunkte von E. Martinak, *Zur Psychologie des Sprachlebens* in Z. f. d. österr. Gymn. 49, 1.

Sprachtypologie. Der Vorläufer von v. d. Gabelentz (IF. IV: *Hypologie* [offenbar Druckfehler für *Typologie*] *der Sprachen*) war der irische Sprachphilosoph James Byrne; über seine *General Principles* siehe die Allg. Bibliographie. Vgl. auch van Ginneken, *Untersuchung über die Typologie der Sprachen* in Anthropos II, 690.

Sprache und Gefühl. J. van Ginneken, *Principes*, S. 60, 122ff.; *Het gevoel in taal en woordkunst*, Leuvensche Bijdragen IX, 3; X, 1 und 2 mit wertvoller Literatur; *De taal van het gevoel in geluat, gebaar en klankexpressie*, Studiën 42 (1910) S. 425; Erdmann, *Die Bedeutung des Wortes*[2], S. 103 (populär aber treffend); de Vooys, *De gevoelswaarde van het woord*, Nieuwe Taalgids I, 158 (sehr lehrreiche Beispiele). — Euphemismus: bes. Nyrop-Vogt. *Das Leben der Wörter*, Kap. 1; zum Gefühlswert des gramm. Geschlechts: J. de Jong, Tijdschrift 29, 81 und *De waardeerings-onderscheiding van levend en levenloos in het Idg.* Diss. Leiden 1913. Gefühlswert der Deminutiva: Morgenroth in GRM 6, 191.

Sprachmelodie. E. Sievers, *Rhythmisch-melodische Studien* (Germ. Bibl. 2. 5), Heidelberg 1912; *Neues zu den Rutzschen Reaktionen* in Arch. f. experim. und klin. Phonetik 1, 225, letzte Veröffentlichung: *Metrische Studien* IV (Abh. der sächs. Ges. der Wissensch. philol.-hist. Klasse, 35. Bd.). In der Einleitung (Teil I, Leipzig 1918) faßt Sievers seine ganzen Beobachtungen vorläufig zusammen und stellt seine Abweichungen von Rutz fest. Experimentell geprüft hat die bisherigen Ergebnisse W. E. Peters, *Stimmgebungsstudien: Der Einfluß der Sieversschen Signale und Bewegungen auf die Sprachmelodie*, in Wundts *Psychol. Studien* X (1917). O. Rutz, *Neue Entdeckungen von der menschl. Stimme*, München 1908; *Musik, Wort und Körper*, Leipzig 1911; IF 28, 301; *Der Gemütsausdruck als Rassenmerkmal*, Anthropos 6, 147 und 302, mit einer Fülle von Belegen; van Wijk, *De rompstand en zijn beteekenis voor taal en muziek* in De Gids, Sept. 1915, S. 458; L. Polák, *Zinsmelodie en lichaamsreaktie*, Neophilologus I 3, 161; van Ginneken, *Rompstanden* in *Nieuwe Taalgids* 7. 1. R. Blümel, *Die Rutzsche Lehre* usw. in GRM 4, 389; Luick, *Über Sprachmelodisches in deutscher und englischer Dichtung* ebd. 2, 14.

Rhythmus. W. Meyer, *Der akzentuierende Satzschluß* usw. Göttingen 1891; Gött. Gel. Anzeigen 893, 161.; E. Norden, *Über die Geschichte des rhythmischen Satzschlusses*. Anhang II seiner *Antiken Kunstprosa* II 909; Th. Zielinski, *Das Clauselgesetz in Ciceros Reden*, Philologus, Suppl. 9 (1904), bespr. in Museum 13, S. 204;

ders. *Der konstruktive Rhythmus in Ciceros Reden*, ebd. 13 (1914). L. Laurand, *Les fins d'hexamètre dans les discours de Cicéron* in Revue de Philol. 35,75 und *Études sur le style dans les discours de Cicéron*, Paris 1907. Ferner H. Bornecque, *Les clausules métriques latines*, Lille 1907 und A. W. de Groot, *A handbook of antique prose-rhythm* I, Groningen 1918.

Zur statistischen Methode der Marbeschen Schule siehe K. Marbe, *Über den Rhythmus der Prosa*, Gießen 1904; A. Thumb, GRM 3, 4. — Allgemeines über rhythmische Sprachmelodie: Wundt, *Sprache* II, 385—427; S. Behn, *Der deutsche Rhythmus und sein eigenes Gesetz. Eine experimentelle Untersuchung*, 1912. Ferner E. W. Selmer, *Satzphonet. Untersuchungen*, Christiania 1917 (Videnskapsselskapets Skrifter. II. Hist.-fil. Kl. 1917, Nr. 4). Fürs Griechische: A. Thumb, *Satzrhythmus und Satzmelodie in der altgriech. Prosa*, in Fortschritte der Psychol. 1 (1913), 139; F. Gropp, ebd. 4, 43

Experimentelle Sprachpsychologie: Wundt, *Die Sprache* I, 34, II 392; gut orientierend A. Thumb in GRM 3, 165, und IF 22, 1. Vgl. auch den vorhergehenden Absatz. Sehr wichtig ist Thumb und Marbe, *Exper. Untersuchungen über die psychol. Grundlagen der sprachl. Analogiebildung*, Leipzig 1901.

Analogie. Aus der Fülle der Schriften seien genannt V. Henry, *Études sur l'analogie* (vgl. oben S. 31); de Saussure, *Linguistique générale* S. 227. Eine bessere Einteilung der grammat. Assoziation gab H. Paul, PBB 6, 7, worin ihm H. Osthoff (*Das physiol. und psychol. Moment in der sprachl. Formenbildung*, Berlin 1879) und Wheeler (*Analogy* usw. Ithaca 1887) folgten. Wundt, *Sprache* I 448 betont die Wichtigkeit der Begriffsanalogie, vgl. Bloomfield, Amer. Journal of Philol. 12, 14; 16, 420 (spricht von Assimilation und Adaption). Weiter Meillet, *Quelques recherches de linguistique* in Année psychologique 11, 457; A. Kluyver in Nieuwe Taalgids 1, 431.

Volksetymologie. Für Lateinisch nur O. Keller, *Lat. Volksetymologie* (mit Anhang: *Griech. Volksetym.*), psychologisch und linguistisch mit Vorsicht zu gebrauchen. Fürs Idg., bes. auch Griechisch, Brugmanns *Grundriß* unter «Volksetymologie»; weiter Wundt, *Sprache* I 474, Paul, *Prinzipien*[5], S. 218. Für Deutsch vor allem K. G. Andresen, *Deutsche Volksetymologie*[7], 1920; Schrijnen, *Nederlandsche Volkskunde* II 296; Kjederquist in PBB 27 und de Vooys, Nieuwe Taalgids 2, 273. — Der Begriff Volksetymologie» ist von E. Förstemann (KZ 1, 1 ff.) geschaffen worden.

Wortspiel. Besonders G. Gerber, *Die Sprache als Kunst*[2], Berlin 1885 und L. Wurth, *Das Wortspiel bei Shakespeare*, Wien und Leipzig 1895. Ferner E. Eckhardt, GRM 1, 674, Paulhan, *Psychologie du calembour* in Rev. des Deux Mondes 142, S. 862; Schrijnen, *Nederl. Volkskunde* II 126 und 297.

Kindersprache. Meringers und Mayers *Versprechen und Verlesen* und Meringers *Aus dem Leben der Sprache* sind nach dem oben Gesagten zu beurteilen. Über Versprechen siehe auch Freud, *Zur Psychopathologie des Alltagslebens*[7], Leipzig 1921, wo nicht nur Kontaktwirkungen von Lauten, sondern vor allem auch der Gedanke außerhalb des Sprachverbands als Ursache des Versprechens angeführt

wird. — Wundt, *Sprache*, I 284 (meisterliche Darstellung); W. Preyer, *Die Seele des Kindes*[5] 1900 (veraltet, aber viel nützliches Material); W. Stern, Z. f. angewandte Psychol. 10, 300; Clara und W. Stern, *Die Kindersprache*, 2. Aufl., Leipzig 1920 (1. Aufl. 1907 bespr. von Thumb, IF. Anz. 27, 1; die Verfasser dieses sehr wichtigen Buches sind sprachlich weniger gut geschult); bes. auch Meumann, *Die Sprache des Kindes*, Zürich 1903 und Hesseling in *De Gids* 1909, 1, 524; K. Bühler, *Die geistige Entwicklung des Kindes*, Jena 1918, S. 107 f.

13. Bedeutungslehre oder Semantik.

Die Sprache ist das Werkzeug der Geschichte, denn durch die Sprache werden die Geschicke der Vergangenheit von Geschlecht zu Geschlecht überliefert. Aber sie hat auch selbst eine Geschichte; ja, jedes Wort hat eine doppelte Geschichte: die seines Lautwandels und die seines Bedeutungswandels. Ersterer wurde in den vorausgehenden Kapiteln ausführlich behandelt; wir wenden uns jetzt dem letzteren zu.

Unter **Semantik** — aus σημαίνω 'ich deute an, bedeute' von Michel Bréal gebildet —, Semasiologie oder Bedeutungslehre, versteht man die Erforschung der Gesetze, nach denen die Bedeutung der Wörter sich entwickelt, umbildet und verschwindet.

Ebensowenig wie die Wortformen sind die Bedeutungen unveränderlich; wiederholt begegnen wir beiläufig oder als Titel von Abhandlungen dem Ausdrucke «das Leben der Wörter», worunter hauptsächlich das Leben ihrer Bedeutungen verstanden wird. Ist dieser Ausdruck auch offenbar stark figürlich, die Entwicklung und das Zusammenschrumpfen, die Ausbreitung und Verdrängung, das Verschwinden und spätere Wiederauftreten der Wortbedeutungen rechtfertigt diese Redefigur vollkommen.

Nun herrscht in dem bunten Leben der Wörter zwar nicht überall Maß und Regel, aber auch ebensowenig Anarchie oder Gesetzlosigkeit. Auch hier sind Gleichmäßigkeiten in ziemlich großer Anzahl wahrzunehmen. Obwohl der Spielraum hier größer ist als bei dem von uns als gesetzmäßig bezeichneten Lautwandel, darf man doch auch hier jedenfalls von «Gesetzen» sprechen; und gerne unterschreiben wir die Anschauung Wundts und anderer, daß

die größere Schmiegsamkeit der semasiologischen Gesetze zum großen Teil auf den Umstand zurückzuführen ist, daß uns ihre Erkenntnis in sehr vielen Fällen durch das Zusammentreffen der verschiedensten Umstände erschwert wird.

Zunächst kann man die sehr allgemeine Frage stellen: Wie kommt es, daß ein Wort seine Bedeutung wandelt? Die ebenso allgemeine Antwort lautet, daß dies großenteils die Folge eines Wandels der Kultur ist, der Dinge sowohl wie der sozialen Gliederung. Wenn eine Sache (im weitesten Sinne des Wortes, also materieller Gegenstand, Einrichtung, Vorstellung, Begriff) sich zu etwas Neuem entwickelt oder wenigstens einem wichtigen Wandel unterworfen wird, so muß das Wort, d. h. die Wortbedeutung, diese Entwicklung mitmachen. Als in der römischen Kulturgemeinschaft Metall an Stelle des Viehs als Tauschmittel trat, mußte auch das Wort *pecunia* seine Bedeutung ändern: war es erst «Reichtum an Vieh», so bedeutete es jetzt allerlei Tauschmittel. Das lat. *cohors*, verwandt mit unserem *Garten*, bedeutete ursprünglich eine Umfriedung für Vieh. Aber in der Republik diente es zur Bezeichnung einer Abteilung Soldaten, und in der Kaiserzeit nannte man so das militärische Geleite des Imperators, woraus dann der Begriff «Hof, Hofhaltung» des franz. *cour* erwuchs. So kann man die allmähliche Entwicklung der ursprünglichen römischen Gemeinde von Hirten und Bauern zu einem wirtschaftlich geordneten militärischen Rechtsstaat verfolgen. — Sehr interessant ist auch die Geschichte der französischen Tracht. Die lange zu den Knöcheln reichende Hose der Gallier hieß *braca*[1]), und von den Galliern übernahmen die Römer Sache und Wort. Als dann die Römer das Kleidungsstück zu einer Kniehose verkürzt hatten, wurde diese Tracht auch bei den Galliern eingeführt. Das Wort *braca* blieb jedoch und hat sich in einem ziemlich großen Gebiete Südfrankreichs und in einzelnen nordwestlichen Gebieten bis auf den heutigen Tag als *braie(s)* behauptet. Als dann

[1]) Das gall. Wort ist seinerseits aus dem Germanischen entlehnt, vgl. Much HZ 42, 170; Korrespondenzbl. d. deutschen Gesellschaft f. Anthropologie. 1904, S. 135 f.

weiter zu Ende des 14. Jahrhunderts sich die Strümpfe zu einem besonderen Kleidungsstück entwickelten, nämlich zu einer enganschließenden Hose, wurden die *bracae* zu einer Art Unterhose. — Oft kommen auch völlig neue Dinge auf, wie Automobil, Eisenbahn, Flugzeug, Telephon u. dgl. Um diese zu benennen werden oft alte Wörter gebraucht, wenn man nicht zu Entlehnungen oder künstlicher Wortbildung seine Zuflucht nimmt. Auch die Begriffe ändern sich: das Konkrete weicht dem Abstrakten, das Stoffliche dem Unstofflichen. Vor allem gebührt Schuchardt und Meringer die Ehre, gerade im Hinblick auf diese Kulturveränderung, die dem Bedeutungswandel vorhergeht, auf die Wichtigkeit hingewiesen zu haben, als Substrat der Wörter die *Sachen* (in dem oben umschriebenen weiten Sinne) zu erforschen. Ausschließlich diese Aufgabe stellt sich die *Kulturhistorische Zeitschrift für Sprach- und Sachforschung*: «*Wörter und Sachen*».

Andrerseits wird der Bedeutungswandel zum großen, wenn nicht zum größten Teil durch die Differenzierung der konstitutiven Bestandteile der Gesellschaft verursacht. Alle gesellschaftlichen Gruppen, die Berufe, die Familie, die Lebensalter, benützen die allgemeine Sprache für ihre besonderen Bedürfnisse. Geht ein Wort aus der allgemeinen Sprache in eine Sondersprache über, so tritt meist eine Verengung der Bedeutung ein, geschieht der Übergang in umgekehrter Richtung, ist eine Erweiterung die Folge.

Damit ist allerdings das letzte Wort über den Bedeutungswandel noch nicht gesprochen. Die Kulturgeschichte liefert die Erklärung der weiteren Ursache; der nächste Grund ist aber auch hier wieder ein psychischer. Aber schon aus rein methodischen Erwägungen müssen wir doch den sozialen Charakter des Bedeutungswandels in allererster Linie betonen.

1. **Kulturgeschichtliche Erklärung.** Im Bedeutungswandel spiegelt sich, wie oben erwähnt, die Begriffsveränderung wider, die eine Folge der sozial-psychischen Entwicklung des Kulturlebens mit seinen verschiedenen Faktoren ist. Diese Entwicklung bezieht sich nicht nur auf Dinge und

Zustände, sondern auch auf Vorstellungen und Begriffe. Innerhalb der sozialen Grenzen der Differenzierung und Integrierung wird die Begriffsveränderung in den einzelnen indogermanischen Sprachen naturgemäß ein verschiedenes Bild zeigen und zwar im Verhältnis zur Eigenart eines jeden Volkes und seiner kulturgeschichtlichen Entwicklung. Daraus ergibt sich auch, wie schwierig es ist, die Begriffsveränderung im indogermanischen Zeitraum darzustellen, da ja die Rekonstruktion der Kulturgeschichte des Stammvolkes noch sehr mangelhaft ist. Es gehört daher noch immer zu den allerschwierigsten Aufgaben, in zwei oder mehr indogermanischen Sprachen bei lautlicher Übereinstimmung von Formen mit verschiedener Bedeutung die ursprüngliche Verwandtschaft dieser Bedeutungen und damit ihren tatsächlichen genetischen Zusammenhang festzustellen. Andrerseits kann Bedeutungsgleichheit auf Entlehnung beruhen.

Man darf jedoch bei gleicher Begriffsentwicklung in den abgeleiteten Sprachen einen analogen Entwicklungsgang auch für die indogermanische Periode voraussetzen. Selbst die Begriffsentwicklung in nicht-indogermanischen Sprachen kann uns bei der Feststellung allgemein menschlicher semantischer Gleichmäßigkeiten nützlich sein. All dies gehört ins Gebiet der vergleichenden Semantik.

a) Es gibt in der Tat eine große Anzahl von Begriffsveränderungen, die im Lichte der materiellen, ethischen und religiösen Kulturbetrachtung sofort begreiflich werden. Über *pecunia*, *cohors* und *braca* wurde schon gesprochen. *Pecunia* bedeutete «Herde, Viehreichtum», dann «Vieh» als Tauschmittel; aber die Veränderungen im Kulturleben, indem das Tauschwesen durch das Geldwesen ersetzt wurde und Kupfer, Silber, Gold an Stelle von Vieh traten, brachten es mit sich, daß die Benennung des allgemein gebrauchten Tauschmittels auf die Münze überging. Für kleinere Werte diente Salz als Tauschmittel, daher *salarium* «Salzmenge», und als man statt dessen Geld bekam, «Salär, Sold, Zulage». Ich erinnere auch an *Gulden*, ursprünglich die Bezeichnung für eine Goldmünze.

Ein paar weitere Beispiele. Die wichtigste münd-

liche Vereinbarung hieß bei den Römern *stipulatio*, wahrscheinlich wegen des früher damit verbundenen Gebrauchs des Halmwurfes (*stipula*, Strohhalm). *Testis* aus **tristó-s* «Drittsteher» beruht nach der annehmbarsten Erklärung auf dem ursprünglichen Schließen eines Abkommens durch Handschlag, Gegenschlag und Durchschlag. — *Palatium*, ursprünglich nur vom Goldenen Hause des Nero auf dem palatinischen Hügel gebraucht, wurde in den modernen Sprachen erweitert und verallgemeinert zur «fürstlichen Wohnung»: *palazzo*, *palais*, *Palast*; ähnliches gilt für *moneta*, ursprünglich der römische Münzplatz, der vom nahen Tempel der *Juno Moneta* seinen Namen führte. Vor allem durch das Christentum, die einschneidendste Kulturerscheinung der Geschichte, wurde infolge der ethischen und religiösen Umbildung von Dingen, Zuständen und Begriffen auch die Bedeutung der Wörter verändert. Ich sprach bereits von *memoria*, *humilitas*, *confessio*, *fidelis* (oben S. 116); andere Beispiele sind *satisfacere* 'Buße tun', *redemptio* 'Erlösung', *creator* 'Schöpfer', *peregrinus* 'Pilger', *reliquiae* 'Reliquien', *conversio* 'Bekehrung'. *Saeculum* wurde 'die Gott entfremdete Welt', *pagani* 'die Heiden'. Der konstantinische Kirchenbau gab dem Worte *basilica* seine besondere Bedeutung. Der Ausdruck *silicernium* (Grabmal) wurde später synonym mit *agape* 'Liebeszeichen' und nahm im Dienste der altchristlichen Armenfürsorge wirtschaftliche Bedeutung an.

Eine gut belegte, sichere Etymologie kann uns mit ihren Begriffsveränderungen somit ein gutes Stück Kulturgeschichte lehren. Oben (S. 127) wurde schon vom Bedeutungswandel der griechischen Wörter für «Arbeit» gesprochen. Ich verweise jetzt auf *hospes* 'Gastgeber' (aus *hosti-potis*). Lat. *hostis*, got. *gasts*, nhd. *Gast* bedeuteten eigentlich 'Fremdling'. Stellte sich in den Zeiten ohne Rechtsschutz ein Fremdling unter jemandes Schutz, so wurde er «Gast» in unserem Sinne; anders galt er als «Feind». Hier haben wir ein erstes Beispiel von Begriffsteilung. Als *hosti-potis* erst als 'Gastgeber', dann auch als 'Gastfreund' aufkam, nahm es die günstige Bedeutung von *hostis* an, während *hostis* ausschließlich die ungünstige von «Feind» behielt.

Wichtig für die kulturgeschichtliche Entwicklung der Stände ist auch das gr. ἥρως. Wahrscheinlich bedeutete

es ursprünglich «Beschirmer» und hängt mit lat. *servare* zusammen. Jedenfalls bezeichnete es anfänglich den Helden und war ein Ehrenname der Fürsten. Später wurde es jedoch auch auf die große Masse der Kämpfer und das Volk selbst bezogen als «jeder Mann von Ehre», jeder freie Mann. Das Wort hat also ungefähr die gleiche Geschichte wie unser *Herr*, ein Ausdruck, mit dem der Geringere den Höheren ansprach, oder das frz. *monsieur*. In nachhomerischer Zeit bedeutete es einen Halbgott, sogar einen Gott.

Religionsgeschichtlich bedeutsam ist gr. οἰωνός (aus *ὀϝιωνος, verwandt mit αἰετός und lat. *avis*) «Vogel, großer Raubvogel». Daraus entwickelte sich der Begriff «Weissagevogel» und dann «Vorzeichen». Dagegen ist lat. *omen* (altlat. *osmen*) verwandt mit gr. οἴω, οἴομαι 'vermuten, glauben'. — Man vergleiche ahd. *fogalōn* 'auspicari' und nhd. *es schwant mir*.

Lat. *paries* 'Wand' aus **tu̯aries*, und gr. σορός 'Urne' aus **tu̯oros* beruhen beide auf der Wurzel *tu̯er* 'umhegen' (vgl. lit. *tvérti* 'zähmen') und setzen eine ursprüngliche Umfriedung oder Umschließung aus Flechtwerk voraus. Lat. *pons* ist lautlich verwandt mit unserem *finden;* beide enthalten die Wurzel *pent(h)* 'gehen'. Um zu beweisen, daß beide Wörter auch semantisch verwandt sind und in der Tat auf derselben Wurzel beruhen, haben wir die ursprüngliche Bedeutung beider Worte aufzusuchen. Die von *pons* begegnet bei Tacitus, *An.* I 61 und 63, und bei Caesar *B. G.* VIII 14: «pontibus palude constrata legiones traducit». Hier ist die Rede nicht von einer Brücke, sondern von einem Weg aus parallel gelegten Blöcken oder Stämmen im Sumpfgebiet, einem Moor- oder Knüppelweg; von da gelangt man zur Bedeutung «Brücke». Als man nun in Rom dazu überging eine Brücke in unserem Sinne zu bauen, mußte man sie von dem Moorweg unterscheiden und nannte sie *pons sublicius* 'Pfahlbrücke'. *Pons* bedeutete also anfänglich, wie auch aus anderem hervorgeht, «Weg worüber man geht» und dann erst infolge des Brückenbaus «Brücke». Andrerseits lehrt uns das ahd. *funden* 'eilen' und *fendo* 'Fußgänger', daß sich im Germanischen der Begriff «finden» ebenfalls aus dem von «gehen» entwickelt hat. Zu dieser Begriffsverbindung vergleiche man

lat. *invenire* ‘auf etwas kommen’. Am merkwürdigsten aber ist, daß die gleiche Begriffsentwicklung wie bei lat. *pons* wahrscheinlich auch in dem nl. *vonder* ‘Steg’ (von der gleichen Wurzel) vorliegt. Das Griechische kennt πάτος ‘betretener Weg’ und πόντος, das seltsamer Weise die Bedeutung «Binnensee, Meer» erhalten hat. Die allgemeine indogermanische Bezeichnung für «Meer» aus der Wurzel *mer* (lat. *mare*, got. *marei*, altslav. *morje* usw.) hatten die Urgriechen, die vor ihrem Einzug in die Balkanhalbinsel dem Meere ferne wohnten, verloren. Aber aus der Bezeichnung für den Moorweg hat sich die für «Moor, Sumpf» und daraus wieder die für «Meer, See» entwickelt. Die hohe See lernten die Griechen erst in ihren späteren historischen Wohnsitzen kennen und übernahmen für diese ihnen fremde Sache die Benennung von der Urbevölkerung: θάλασσα (vgl. S. 110).

Die kulturhistorische Entwicklung nannte ich die entferntere «Ursache» des Bedeutungswandels, und ich ziehe diesen Ausdruck vor, während Wundt hier von einer «Bedingung» der psychischen Assoziation spricht. Natürlich muß, um beim Beispiel *pecunia* zu bleiben, der Geldaustausch begonnen haben, um den Bedeutungswandel zu ermöglichen, oder besser, ihm den Weg zu bahnen. Aber durch das Bestehen des Geldaustausches allein kommt keine Assoziation zustande; die Tatsache muß erst als solche sich aufdrängen, Geld muß in unserem Falle erst bewußt als Tauschmittel erkannt sein, bevor die psychologische Grundlage der Assoziation gegeben ist. So ist also das kulturgeschichtliche Geschehen als erkannte Tatsache viel eher Ursache denn Bedingung des Bedeutungswandels. Die wirtschaftliche Entwicklungslinie ging vom Tauschhandel mit Vieh zum Tauschhandel mit Geld, erst als *aes rude*, dann als *aes signatum* oder *aes flatum*, also eigentlich wohl vom Tauschhandel zum Geldhandel. Das Wort *pecunia* gehörte nun anfänglich zu den Ausdrücken, die mit dem Tauschhandel in Beziehung standen, und später zu dem Begriffssystem des Geldhandels. Für diesen Übergang von einem Begriffssystem zum anderen darf man sicher die Umformung der sozialen Einrichtung verantwortlich machen.

Auch auf dem Gebiete der spezifisch geistigen

Kultur, der Kunst und Wissenschaft, findet der Bedeutungswandel statt, wobei eine allmähliche Vergeistigung des Begriffslebens wahrzunehmen ist. So legen Wörter wie ἐπίσταμαι und *intelligo* schließlich ihre alte materielle Bedeutung ab.

b) Aus obigem ergibt sich zugleich, wie wichtig für das Studium der Semantik eine nähere Untersuchung der Bedeutungssysteme ist, deren Veränderungen die soziale Umbildung getreulich widerspiegeln. Hierauf verwiesen besonders Brugmann und Osthoff in ihren späteren Veröffentlichungen. Aus der Anordnung solcher psychologisch verwandten Wortgruppen, deren Bedeutungsentwicklungen sich gegenseitig erklären, wird oft die semantische Beziehung der einzelnen Wörter verständlich. Dem Bedeutungssystem des Lehnswesens einverleibt, durchlief z. B. das frz. *vassal* (wahrscheinlich keltischen Ursprungs) den ganzen Entwicklungsgang dieser Einrichtung. Zuerst bedeutet es «Besitzer einer Wohnstätte», dann «streitbarer Mann», dann «streitbarer Dienstknecht», «Lehnsmann», und endlich, in der jüngeren Verkleinerungsform *valet*, it. *valetto*, wird es zu «Diener». Oder ein Beispiel aus germanischem Sprachgebiet. Zur Wurzel *reidh* (ursprünglich «sich bewegen vermittelst einer Person oder Sache», dann mit Begriffsverengung «ein Pferd lenken») gehört ein *nomen agentis* mit der Bedeutung «derjenige, welcher gewohnt ist, ein Pferd zu lenken». Später ging dies Wort auf zwei verschiedene Bedeutungssysteme über, einerseits das der Bewegungsarten (nhd. *Reiter*), andrerseits das der gesellschaftlichen Stände, wie das Lehnswesen sie geschaffen (nhd. *Ritter*).

Aus der Gruppe der Benennungen von Bäumen und Holzarten gelangten gr. πρίνινος, lat. *robustus*, gr. δρύινος, lat. *dūrus* aus **drūro-s* in die Begriffssysteme der ethischen Eigenschaften als Ausdrücke für «stark, beharrlich, hartherzig», und im Germanischen erscheint die Basis *derewe* mit der Bedeutung «treu». Auch hier liegt deutlich ein Stück Kulturgeschichte zugrunde, desgleichen bei der merkwürdigen Erscheinung, daß die innerlichen Gemüts- oder Verstandestätigkeiten meist von Ausdrücken der Bewegung übertragen wurden. Z. B. vulglat. *circare* > frz. *chercher*. Die Begriffsentwicklung ist «rundlaufen → suchen

→ streben». Ebenso gr. πέτομαι: fliegen, eilen → *verlangen;* φέβομαι: fliehen → *fürchten* (φοβέομαι); lat. *comprehendo:* zusammenfassen → *begreifen;* gr. σφάλλω: zu Fall bringen → sich irren (σφάλλομαι). Es handelt sich hier um gewisse Tendenzen nicht im materiellen, sondern im geistigen Kulturleben der Völker: zwischen den einzelnen Bedeutungssystemen entsteht ein bestimmtes Verhältnis, und die Wörter treten nach bestimmten Regeln aus dem einen System in das andre über. Da aber meist das System als solches zu diesem Übergangsprozeß führt, ist es für das Verständnis des kausalen Zusammenhanges von Wichtigkeit, nicht nur die einzelnen Systeme aufzubauen, sondern auch festzustellen, welches der systembildende differenzierende Faktor eines jeden Systems ist. Die Bewegungswörter z. B. haben sehr unterschiedliche Bedeutung, je nachdem sie zum Bedeutungssystem der perfektiven, imperfektiven, iterativen oder kursiven Handlung gehören, oder der leichten, gleichmäßigen oder schnellen Arbeitsgattung, der horizontalen oder vertikalen Richtung usw.

c) Die Bedeutung der sozialen Gruppierung für den Bedeutungswandel, die Meillet mit Recht so hoch anschlägt, wurde in der Hauptsache schon von Bréal richtig formuliert: «Je mehr eine Kultur an Buntheit und Reichtum gewinnt, desto mehr verteilen sich die Tätigkeiten, Handlungen und Interessen, die das Gesellschaftsleben ausmachen, auf einzelne Gruppen. Weder die geistige Verfassung noch die Richtung ihrer Tätigkeit sind beim Priester, Soldaten, Staatsmann, Bauern dieselben. Obwohl sie alle die gleiche Sprache geerbt, erhalten die Wörter durch sie eine besondere Färbung, die sich allmählich festsetzt und schließlich haften bleibt». Als Beispiel führt Bréal die verschiedenen Bedeutungen eines Wortes wie «Operation» in der Chirurgie, der Kriegskunde, im Geldwesen und in der Arithmetik an. Man denke auch an den verschiedenen Sinn des Wortes «Wasser» in der gewöhnlichen Sprache und als Fachausdruck der Juweliere.

Wie wir S. 115 darlegten, verändert sich die Sprache durch die Differenzierung nach Stand, Lebensalter, Geschlecht, Beruf usw. Diese Differenzierung besteht hauptsächlich in dem Bedeutungsunterschied ein und desselben

Wortes. Dies kommt daher, weil die Sondersprache eine Menge von Dingen und Einrichtungen benennen muß, die die allgemeine Sprache nicht kennt; die soziale Notwendigkeit zwingt also zur Spezialisierung von Wörtern der Gemeinsprache. Wird aber in umgekehrter Richtung von der Gemeinsprache ein Wort aus der Sondersprache entlehnt, so findet meist eine Verallgemeinerung der Bedeutung statt; lat. *causa* 'Rechtssache' erhält durch Übernahme in die Gemeinsprache die Bedeutung «Angelegenheit». Auch zwischen den verschiedenen Gruppen untereinander findet Entlehnung statt.

Der differenzierenden Neigung der Sondersprachen, die ihre Unabhängigkeit behaupten wollen, steht somit wiederum der Integrierungsdrang der Gemeinsprache gegenüber.

d) Die kulturgeschichtliche Entwicklung der Bedeutungen erklärt uns auch die wichtige Erscheinung des **Aussterbens** der Wörter. Ein Hauptgrund ist das Verschwinden des Kulturobjekts; gr. χιτών, ἱμάτιον, χλαμύς sind im Neugriechischen nicht erhalten, *toga* und *tunica* in den romanischen Sprachen ausgestorben. Aber öfter noch kommt es vor, daß ein anderes Wort die Bedeutung übernommen hat. *Vespera* verschwindet und lebt nur noch im kirchlichen frz. *vêpres*, nhd. *Vesper* fort; es wird ersetzt durch *sera*, wahrscheinlich durch die Ellipse von *dies* entstanden, das ja im Volkslatein immer weiblich ist. *Novus* wird durch *novellus* (> frz. *nouveau*) verdrängt; *fortis* breitet sich ungemein aus; *parvus* räumt das Feld vor *modicus* und *pisinnus*, *magnus* vor *ingens* und *grandis* (es bleibt in *Charlemagne*). *Rupes* unterliegt gegen *petra*, *urbs* und *oppidum* gegen *civitas*, *ferre* gegen *portare*, *equus* gegen *caballus*. *Saepe* wird durch *subinde* (frz. *souvent*) und *frequenter* ersetzt, *repente* durch *subito*, *cupere (opiare)* durch *desiderare* (frz. *désirer*). Die Gründe, warum ein Wort das Übergewicht über ein anderes erlangt, sind durchaus sozial-psychischer Art. Volkswörter geben hier den Ausschlag: Wörter aus vulgären Sondersprachen wie *petra* und *civitas*, vulgär-emphatische Wörter wie *ingens* und *grandis*, vulgäre Verkleinerungen wie *soliculus*, schließlich auch Formen, die die Volkspsyche als besonders ausdrucksvoll betrachtete; meist sind sie von angemessener

Länge (vgl. *plorare*, *portare*, *vadere* gegen *flere*, *ferre*, *ire*), aber doch auch wieder nicht zu lang (*lacrimare* sagte dem Volke nicht zu). Manchmal siegt das Kulturwort, und das Volkswort verschwindet infolge euphemistischen Tabus. So gebraucht man im Niederländischen statt *koorts* ('Fieber') immer mehr den wissenschaftlichen Ausdruck *verhooging* ('Temperaturerhöhung'); ähnlich im Nhd.

Weiterhin muß, wie gesagt, mit dem allgemein sozialen Streben nach Verständlichkeit und Einfachheit gerechnet werden. Man vermeidet Verwirrung und Übermaß. Lat. *pullus* 'rein' verschwand, denn ein anderes *pullus* bedeutete 'schmutzig'; von den drei germanischen Wörtern für «Mann» leben zwei nur noch in Zusammensetzungen wie Bräuti*gam* und *Wer*wolf fort.

2. **Psychologische Erklärung.** Mit dem bewußten Erkennen des Geldes als Tauschmittel war, wie wir bei *pecunia* sahen, die psychologische Grundlage der Assoziation gegeben. Nun konnte die Assoziation von Vieh als Tauschmittel mit Metall als Tauschmittel erfolgen und damit die Wortübertragung oder Bedeutungsänderung. Die unmittelbare Ursache jedes Begriffswandels liegt in der Tat in den einzelnen Arten elementarer Assoziation. Man unterscheidet hauptsächlich assimilative und komplikative Begriffsassoziation, Gefühls- und syntaktische Assoziation.

a) Assimilative Assoziationen ergeben sich zwischen Eindrucks- und Erinnerungselementen, die zum gleichen Sinneswerkzeug gehören. So z. B., wenn wir vom *Fuß* eines Berges oder vom *Arm* eines Flusses sprechen. Manchmal wechseln hierbei die den Begriff beherrschenden Hauptmerkmale. Je nachdem z. B. das Wort *Land* in den Ausdrücken: Land und Vieh, Land und Volk, Land und Meer gebraucht wird, findet durch den gegebenen Zusammenhang eine augenblickliche Assoziation statt, und es drängt sich jeweils ein anderer Teil der Vorstellung vor. Außer dem Hauptmerkmal kann sich jedoch auch der gesamte übrige Inhalt dermaßen verändern, daß der Begriffsinhalt am Ausgangs- und Endpunkt der Entwicklung ganz verschieden ist. So die Bedeutung von lat. *penna*: Flügel → Feder → Pfeil; niederl.

und engl. *pen* wurde vom Flug- zum Schreibwerkzeug, nhd. *Feder* bedeutet zunächst Vogelfeder, dann Schreibfeder, endlich, vermöge der Vorstellung der Bewegung, Spiralfeder.

b) Komplikativer Bedeutungswandel findet statt bei Assoziationen von Vorstellungen, die verschiedenen Gebieten der sinnlichen Wahrnehmung angehören. Da diese Begriffsverschiebungen als Übertragungen anzusprechen sind, rechnet man sie meist zu den Metaphern. Diese Erscheinungen hatte Jean Paul im Auge, als er die Sprache «ein Wörterbuch verblaßter Metaphern» nannte. Einige Beispiele mögen folgen.

Gr. ὀξύς, lat. *acutus* ‘scharf’ ist eine Empfindung des Tastsinnes, wird aber auch auf andere Sinnesorgane übertragen. So wird gr. ὀξύς bezogen auf

den Schall: Ilias XV, 312 f. ὦρτο δ᾽ἀϋτὴ | ᾽Οξεῖ᾽ ἀμφοτέρωθεν. — Hesiod. Aspis 232 f. ἰάχεσκε σάκος μεγάλῳ ὀρυμαγδῷ | ᾽Οξέα καὶ λιγέως;

das Licht: Ilias XVII, 371 f. πέπτατο δ᾽αὐγὴ | ᾽Ηελίου ὀξεῖα. — Aristoph. Pax 1173 τρεῖς λόφους ἔχοντα καὶ φοινικίδ᾽ ὀξεῖαν πάνυ.

Ebenso wird lat. *acer* auf den Schall bezogen: Lucret. IV, 330 f. praeterea splendor, quiquomque est acer, adurit | Saepe oculos. — Verg. Georg. I 92 f. rapidive potentia solis | Acrior. — Lat. *catus* ‘scharf, geschliffen’ wird bei Ennius (Varro. L. L. VII, 46 M) vom Tone gebraucht: iam cata signa fera sonitum dare voce parabant.

Auch eine Übertragung des Tastsinns auf Geschmacksempfindungen findet statt, z. B. gr. ὀξύς ‘scharf: herb, bitter’, wie ja auch wir von einem «scharfen Geschmack» sprechen; lat. *acer*, *acerbus*, lit. *asztrùs* ‘herb’; lit. *kartùs* ‘bitter, ranzig’ von der Wurzel *(s)quer* ‘schneiden’; gr. πικρός ‘bitter’ von der Wurzel *peik̑* ‘schneiden’; lat. *durus sapor* usw. Übertragung auf Geruchsempfindungen, z. B. gr. ὀξύτατον ὄζειν τινός.

Gehörseindrücke werden auf Farben übertragen, wenn wir von «hellrot», von «hellen, grellen, schreienden Farben» sprechen (nhd. *hell*, mhd. *hël* hängt zusammen mit ahd. *hëllen* ‘ertönen’; vgl. *hallen*); auf den Geruch:

«ein leiser Geruch»; auf Tasteindrücke: «taube Ähren», «Taubnessel». Gesichtseindrücke werden auf Klänge übertragen: «düstere Töne»; auf den Geschmack: «das schmeckt schön» *(dial.)*; Geschmackseindrücke auf Gerüche: «ein süßer Geruch», u. a. m. Täglich und stündlich gebrauchen wir Ausdrücke, die von einem Gebiet der sinnlichen Wahrnehmung auf das andere übertragen werden, und sprechen von «weichen Tönen, zartem Rot, beißender Kälte, sanften Hügeln, scharfen Ecken» usw. — lauter Assoziationen, die ihre Entstehung den übereinstimmenden Gefühlstönen verdanken, die sie wachrufen. Neuerdings bezeichnet man diese Erscheinungen als Synästhesien.

Eine Folge dieser Gefühlstöne ist auch die Tatsache, daß Wörter für sinnliche Eigenschaften fortwährend auf allerlei Gemütszustände übertragen werden. So bedeutet *weiß* 1. froh, glücklich: λευκὸν ἔαρ 'seliger Frühling', λευκὸν ἦμαρ 'Glückstag'; *genius albus* 'Glücksgott', *stella alba* 'Glücksstern'; 2. einfach: *candidum genus dicendi* 'einfacher Stil'; 3. rein: *weiße Unschuld*; 4. eintönig: *une voix blanche* 'eine monotone Stimme'. *Schwarz* und *braun* geben den Eindruck 1. des Traurigen, Düsteren: μέλας θάνατος; *avis nigra* 'Unglücksvogel', *dies ater* 'Unglückstag'; 2. gemein, heuchlerisch, moralisch schlecht: μέλαν ἦθος 'ein schlechter Charakter'; *hic niger est* 'das ist ein schlechter Mann'; *schwarze Kunst, schwarzer Undank.* Und das gleiche gilt für die übrigen Sinnesorgane, wie van Ginneken ausführlich darlegt.

Es besteht jedoch die Möglichkeit, den Grund der Übertragung in der Tatsache zu suchen, daß mehrere Sinneseindrücke äußerlich zusammenkommen. Was wir z. B. schmecken, ist gewöhnlich auch Objekt des Gesicht- und Tastsinnes, so daß verschiedene Empfindungen oft nur ein einziges Bewußtseinselement darstellen. Die Folge ist, daß die Bezeichnung für die Gesamtwahrnehmung auf den Einzeleindruck übertragen wird. Darum benennen wir Geruchs- und Geschmackseindrücke nach dem riechenden oder schmeckenden Stoff, und Farbeindrücke nach farbigen Gegenständen, z. B. *ocker, indigo, orange;* vermutlich haben auch die Farbnamen *rot, grün, gelb* usw. den gleichen Ursprung. Daher kommt es auch, daß in den meisten

Sprachen die Wörter für den objektiven Reiz und für die sinnliche Wahrnehmung auf derselben Wurzel beruhen, wobei ursprünglich jedoch das mehr Konkrete stärker in den Vordergrund trat; so etwa lautet das semasiologische Gesetz von Bechtel. Unser *fühlen* hängt zusammen mit ahd. *folma*, gr. παλάμη, lat. *palma* 'flache Hand'; lat. *sapio* mit *sapa* 'Mostsaft', *sapo* 'Seife', *sebum* 'Talg', lauter weichen, leichtflüssigen Gegenständen; Geschmack setzt einen etwas feuchten, jedenfalls einen sich flüssig anfühlenden Stoff voraus. Darum gehört χυμός 'schmackhafter Saft, Geschmack' auch zu χέω 'ich gieße'. Beim Hören tritt vor allem das Sinnesorgan in den Vordergrund: gr. ἀκούω hängt zusammen mit οὖς (Stamm ἀκ-ους-), lat. *audio* mit *auris*; so auch ὄψ-ομαι mit ὄσσε, lat. *oc-ulus* 'Auge'. Zu den Farbnamen sei noch nachgetragen, daß die Wörter, die «dunkel» bedeuten, meist auf die Begriffe «umhüllen, bedecken, beschmieren» zurückgehen. So gr. μέλας 'schwarz' von der Wurzel *mel* 'besudeln', vgl. skr. *málas* 'schmutzig'. Dasselbe gilt von gr. κελαινός 'schwarz', πελλός 'dunkel', πολιός 'grau', περκνός 'blauschwarz'; lat. *pullus* 'dunkel, fahl', *obscurus* 'düster'; ahd. *falo* 'fahl' usw.

Besteht der organische Reiz in Bewegungsgefühlen, so ist die Möglichkeit, daß verschiedene Sinneseindrücke zusammenkommen, noch größer, da die Eindrücke von «bedecken, umhüllen, schwingen, spannen» u. dgl. auf einem Grenzgebiet liegen und in vielerlei Richtung zur Begriffsbildung Anlaß geben können. Man spricht hier von Mittelwörtern oder *voces mediae* (vgl. S. 169). Bei dieser Art von Wörtern führt das Mittelwort meist zu entgegengesetzten Begriffen. Jedoch geht die Differenzierung bei «schwingen, spannen» häufig in der Richtung des Gesicht- und Gehörsinnes. So verstehen wir einerseits: gr. ἀργός aus *ἄργρος 'glänzend', vgl. skr. *ŗjrás* 'schnell'; gr. αἰόλος 'beweglich, schimmernd'; lat. *coruscare*, *micare* 'zittern, blitzen'; und andrerseits: lat. *vibrare* 'zittern, blitzen', aber auch 'schwirren', ags. *bregdan* 'vibrare, modulari'; gr. τόνος, τείνειν (z. B. Äschyl. Pers. 574 f. τεῖνε δὲ δυσβάϋκτον | βοᾶτιν τάλαιναν αὐδάν). —

In diesen Beispielen kann man ohne große Mühe Elemente der ursprünglichen Bedeutung erkennen. Bei

der Bezeichnung von geistigen Vorgängen, Geisteserzeugnissen und Geisteszuständen liegt die Sache jedoch anders. Doch ist auch hier ein mittlerer Zustand vorauszusetzen, in dem der Begriff sowohl geistig als sinnlich war. Man vergleiche ἐπίσταμαι, *percipio*, *comprehendo*, *verstehen*, *begreifen*; *recordari*, *sich erinnern* usw. Die nhd. Präfixe *be-*, *ver-*, *ent-* in *begreifen*, *verstehen*, *empfinden* (ahd. *intfindan*) haben die Aufgabe, die intellektuellen und die sinnlichen Bestandteile zu unterscheiden, desgleichen gr. ἐπι-, lat. *re-*, *con-*, *per-* usw.

c) Gefühlsassoziation. Hierbei ändert ein Wort seine Bedeutung, indem es auf Vorstellungen mit verwandtem Gefühlston übergeht und zwar so, daß die Gefühlsanalogie der besondere determinierende Bestandteil ist, ohne daß durch die Begriffe selbst Veranlassung zu solcher Assoziation gegeben wäre. So bedeutet das mhd. Subst. *ellende* ursprünglich «fremdes Land, Aufenthalt darin, Verbannung»: germ. **alja-* **landa-*; erst dann erhält es die Bedeutung «bedauernswerter Zustand», während vor allem das Adj. (nhd. *elend*) weiterhin auch den Begriff sittlicher Verworfenheit in sich aufnimmt. In analoger Begriffsentwicklung entstand die Bedeutung von ital. *cattivo* und frz. *chétif* aus *captivus* (ahd. *elilenti* war ebenfalls ‘Gefangenschaft’), während *imbecillus*, erst «körperlich schwach», dann «geistig schwach», im frz. *imbécile* mündete, das nur mehr letztere Bedeutung hat. Eine besondere Gruppe dieser reinen Gefühlsassoziationen bilden die Erscheinungen, bei denen der Bedeutungswandel durch bloße Veränderung der Stärke oder Beschaffenheit des Gefühlstons zustande zu kommen scheint; z. B. gr. μόλις ‘kaum’, das zu μῶλυς ‘matt, träge’, μωλύνω ‘entkräften’ gehört; lat. *aegre* ‘kaum’ kommt von *aeger* ‘krank’; nhd. *kaum* von ahd. *kūmo*, ursprünglich ‘schwach, gebrechlich’. Ich brauche hier nur auf unsere Wörter *furchtbar*, *entsetzlich*, *riesig*, *kolossal* in Verbindungen wie *furchtbar nett*, *kolossal klein* usw. hinzuweisen, um anzudeuten, wie eine Änderung der Gefühlsstärke zu einer gewissen Änderung der Gefühlsbeschaffenheit führt. Schwächere Gefühle sind mehr indifferent und daher einer Richtungsänderung leichter ausgesetzt. In dieses Gebiet gehört auch der Übergang von Schelt- zu Koseworten, vgl. *Schelm*, *Schalk*; Ilias VI, 486:

δαιμονίη, μή μοί τι λίην ἀκαχίζεο θυμῷ; XXIV, 194f. δαιμονίη, Διόθεν μοι Ὄλύμπιος ἄγγελος ἦλθεν | Λύσασθαι φίλον υἱόν κ. τ. λ.; vgl. νήπιος XXII, 445; und *crudelis* Verg. Aen. IX, 482 f. *potuisti linquere solam,* | *Crudelis?* (siehe oben S. 127).

d) Syntaktische Assoziation, von Wundt «Bedeutungsverdichtung» genannt. Ein Wort, das mit einem anderen oder auch mit ganzen Ausdrücken, die seinen Begriff näher bestimmen und einschränken, in häufige syntaktische Verbindung tritt, wird oft ohne das determinierende Wort in der eingeschränkten Bedeutung «prägnant» gebraucht. So kann das Wort *Karte* vermöge der häufigen syntaktischen Assoziation mit *Brief* die Bedeutung «Briefkarte» erlangen. Es ist hier kein Wort «ausgefallen», sondern beide Begriffe haben sich allmählich so enge assoziiert, daß sie nur mehr einen einzigen Begriff bilden, der sich dann auf ein Wort zurückzieht oder durch dieses Wort absorbiert wird. Im homerischen κεῖται Πάτροκλος ist somit nichts «weggelassen», sondern in «liegt» ist der Begriff «erschlagen» gleichsam aufgesogen; ebensowenig ist Ilias V, 485 bei ἕστηκας das Wort μέλεον ausgelassen, das X, 480 mit ἑστάμεναι verbunden wird. Hieraus ergibt sich auch, daß das determinierende Wort ebensogut dazu *gedacht* werden kann, wie es namentlich beim Gebrauche einzelner Wörter in bestimmten Sprachkreisen, wo jedes Mißverständnis von vornherein ausgeschlossen erscheint, der Fall ist. Wenn römische Jünglinge oder Mitglieder der Centuriat-Komitien sagten, sie gingen auf den *campus*, wußte jedermann, welcher *campus* gemeint sei, und jedes Mißverständnis war unmöglich, wenn die römischen Bauern von der *urbs* sprachen; noch heutzutage sagt jeder Dorfbewohner, er gehe in «die Stadt», oder noch kürzer, er gehe oder fahre «hinein». Die griechischen Bauern nannten ihr Vieh einfach τὰ κτήματα.

Noch einige weitere Beispiele. Lat. *dico* aus **deico*, gr. δείκνυμι, ahd. *zeigōn*. kam (wie got. *gateihan* 'anzeigen') in der Rechtssprache meist in Sätzen vor, worin es sich um das Zeigen durch Worte handelte; daher kam die Bedeutung «sagen»; ähnlich entwickelte sich gr. φράζειν 'zeigen' zu 'sagen'. Ähnliche Übergänge sind *universum* (sc. *scholarium*) zu «*Universität*» und (*ville*) *capitale* zu *ca-*

pitale. Ja, ganze Satzteile können in einem Worte aufgehen, eine Erscheinung, die Bréal «*contagion*» (Ansteckung) nennt. So entstand die Bedeutug von fr. *point, personne, rien* durch oft wiederkehrende syntaktische Verbindungen wie *je ne vois point* «ich sehe kein Pünktchen»; *il n'y a personne*; *je ne sais rien* «ich weiß kein Ding» (*rem*).

Durch diese doppelte Erklärung, die kulturhistorische und psychologische, versuchten wir das *Wesen* des Bedeutungswandels näher zu erläutern; jetzt mögen einige Betrachtungen über die *formelle* und die *logische* Seite dieser Erscheinung folgen.

1. **Formelle Einteilung.** In formeller Hinsicht kann man sprechen

a) von korrelativem und selbständigem Bedeutungswandel. — Bei dem korrelativen laufen Laut- und Bedeutungswandel parallel: die Ursache liegt in der Wechselwirkung von Laut- und Begriffsveränderung. Soweit wir es verfolgen können, ist hier gewöhnlich der Lautwandel das Primäre, so daß die Lautform die Veränderung verursacht: die sprachlichen Doppelformen geben Anlaß zur Begriffsaufteilung. So blieb, als fr. *ployer* (aus lat. *plicare*) zu *plier* wurde, die alte Form mit einer besonderen Begriffsmodifikation in der Bedeutung «beugen, krümmen» fortbestehen. Und auch als nhd. *Reiter* und *Ritter*, *Bett* und *Beet*, *Knabe* und *Knappe* auseinander gingen, hat eine Bedeutungsdifferenzierung stattgefunden. Solche Dubletten entstehen oft durch Vermengung von verschiedenen Flexionstypen; vgl. die Begriffsdifferenzierung von lat. *loci* und *loca*, nhd. *Bande* und *Bänder*, nl. *hemels* (Betthimmel) und *hemelen* (Firmament), frz. *travails* und *travaux*. Auch Doppelformen dialektischen Ursprungs kommen hier in Betracht, die in der Gemeinsprache zur Begriffsaufteilung verwendet werden können, wie *sanft* und *sacht*, nl. *frisch* und *versch*, *schitteren* (schimmern) und *schetteren* (schmettern). Im Französischen spaltete sich öfters die Bedeutung, wenn ein Wort durch gelehrte Bildung (als *mot savant*) aufs neue entlehnt wurde, wie *chose* und *cause*, *frêle* und *fragile*, *roide* und *rigide*, *sûreté* und *sécurité*. Doch liegt die Sache hier insofern etwas anders, als wir es eigentlich mit einem neuen Wort und

einer neuen Bedeutung zu tun haben. Dagegen sind Beispiele wirklicher Begriffsverteilung *hospes* (vgl. oben S. 149) und *castus*. Letzteres ist neben *cassus* zu stellen, und beide sind höchstwahrscheinlich Partizipien von *carere* 'entbehren, entblößt sein'. Aber die Begriffsverteilung hat in der Weise stattgefunden, daß *castus* den Sinn «enthaltsam aus religiösen Gründen» und *cassus* die Bedeutung «leer, eitel» erhielt. *Coquina* ist «Küche», *popina*, oskischen Ursprungs, ist «gewöhnliche Garküche». Die dialektische Form verliert hierbei meist an Ansehen: in Savoyen werden die Ausdrücke *pâré* und *mâré* (neben *père* und *mère*) nur noch vom Vieh gebraucht. Im Englischen haben die neuen französischen Wörter vor allem die abstrakten Bedeutungen übernommen.

Der selbständige Bedeutungswandel ist vom Laut ziemlich unabhängig und nur den ursprünglichen Eigenschaften des Begriffes selbst zuzuschreiben. Auch hier fand meist wieder eine Bedeutungsspaltung statt. Dabei lebt öfters die alte Bedeutung neben der neuen weiter — die bekannte Erscheinung der Polysemie oder Bedeutungsvielheit. Gr. ἐπιδημία 'Aufenthalt unterm Volk' kann als medizinischer Ausdruck «ansteckende Krankheit» bedeuten; zur Zeit des römischen Prinzipats bedeutete es auch die Reise des Kaisers durch seine Staaten: ἐπιδημία θεοῦ Ἀδριάνου. Lat. *princeps* erlangte und behielt die Bedeutung *princeps senatus* aus der politischen Sondersprache. Unser *Schloß* bedeutet 'Verschluß, Riegel', aber auch ein Gebäude.[1])

Manchmal scheint die neue Bedeutung nicht aus der alten hervorgegangen zu sein, sondern sie ist einfach das Ergebnis einer Begriffsübertragung, die auf äußeren, vom Begriffe selbst unabhängigen Umständen beruht. So z. B. die besprochene Benennung des ersten römischen Münzgebäudes nach dem benachbarten Tempel der *Juno Moneta*; gleichwohl hat das Wort, im Gegensatz zu *pecunia*, be-

[1]) Polysemie kann auch durch das Zusammenfallen von Worten ganz verschiedenen Ursprungs entstehen, wie lat. *laudare* und *locare*, die beide zu fr. *louer* werden; vgl. besonders Erdmann, *Die Bedeutung des Wortes*, S. 12 f. Aber oft verschwindet dann eines der beiden Wörter (siehe oben S. 155).

sonders in den romanischen Sprachen, eine gewaltige Ausbreitung gefunden.

Diese Beispiele weisen auf eine andere, höchst wichtige Einteilung hin, nämlich

b) den allgemeinen und besonderen Bedeutungswandel.[1]) Der allgemeine kann gleichzeitig bei verschiedenen Personen auftreten und auf einem mehreremal unabhängig wirkenden Grunde beruhen. Gr. πόρος 'Durchzug, durchwatbarer Ort' erhielt bald die Bedeutung «Hilfsmittel», vgl. ἄπορος 'unmöglich'. Auch bei jemand, dem die neue Bedeutung noch unbekannt war, konnte sie sich jeden Augenblick wieder bilden; man kann vielleicht vermuten, daß in diesem Falle der Bedeutungswandel von der Seemannssprache ausging. Ein anderes Beispiel ist unser «*Post*», das «Postamt» oder «Transportmittel» bedeuten kann. Dagegen hat der besondere Bedeutungswandel einen individuellen Ursprung. Die vornehmsten Gattungen hiervon sind die Namengebung und die Metapher.

Die **Namenforschung** oder Onomatologie, besonders der klassischen Sprachen, wurde in den letzten Jahren von Fick, Solmsen, Bechtel, Schulze u. a. eifrig gepflegt. Sie unterscheiden in der indogermanischen Namengebung, wie sie von den Griechen und Römern geübt wurde, vor allem zwei Hauptströmungen. Zunächst diejenige, welche auf gedanklicher Assoziation wichtiger Kennzeichen beruht, wie Abstammung, Geburtsort, körperliche oder geistige Eigenschaften. So finden wir einerseits: Ἀτρείδης 'Sohn des Atreus', *Anchisiades* 'Sohn des Anchises', Χρυσηίς 'das Mädchen aus Chryse', Βρισηίς 'das Mädchen aus Brisa', andrerseits: Ἱππό-μαχος, Θεό-δοτος, skr. *dívō-dāsas*, gall. *Dēvo-gnāta*, ahd. *Un-forht*, altbulg. *Bogu-milŭ* und die altchristlichen Namen *Adeodatus*, *Renatus* usw. In den Namen des Kindes nahm man gerne eines der Kompositionsglieder der elterlichen Namen über, z. B. Δεινο-κράτης, Sohn des Δεινο-κλῆς. Von dieser

[1]) Wundt sagt *regulär* und *singulär*. Doch läßt sich diese Scheidung ebensowenig streng durchführen wie die zwischen allgemeinem und besonderem Lautwandel; vgl. unten.

uralten indogermanischen Namengebung hat das Italische nur einige Spuren bewahrt.

Aus diesen Vollnamen entstanden oft Hypokoristika (ὑποκορίζομαι), Kose-, Schelt- und Kurznamen, z. B. Πάρμις für Παρμένων. Γώνιππος für *Αγώνιππος, wie unser *Sepp* für *Joseph*; Σμινθεύς scheint ein Scheltname des Apollo gewesen zu sein: «Mäuse-Apollo». Στράττις für Στράτιππος zeigt, daß volkstümliche Konsonantengemination bei dieser Art der Namengebung eine große Rolle spielte; dadurch erhalten wir auch eine bessere Einsicht in Worte wie *lippus* 'triefäugig', *gibber* 'buckelig', *maccus* 'Narr, Hanswurst' usw.

Stark verbreitet auf indogermanischem Gebiet sind auch einstämmige Namen, die eine körperliche Eigenschaft bezeichnen, wie gr. Κεφάλων: lat. *Capito*, und gr. Στράβων. Man denke auch an die «sprechenden Namen» bei Homer, wie Τέκτων (Il. V. 59) 'Baumeister', Sohn des Ἄρμων 'Füger'; Τέρπιος (Od. XXII, 330) 'Ergötzer'; Δόλων (Il. X. 314) 'Schlaukopf', Sohn des Εὐμήδης 'Pfiffikus'; nachgeahmt von Vergil, Aen. VIII 425: *Brontes* 'Donnerschmied' und *Steropes* 'Blitzschmied'.

Das Gleiche gilt von den Appellativen. Wie das Kind nach dem Vater, wird das Gesetz nach dem legislator benannt: *lex Cornelia*; der Gaubewohner nach der Herkunft aus einem *pagus* : *paganus*; der Magnet nach seiner Herkunft aus der thessalischen Landschaft Magnesia: μαγνῆτις (ἡ Μαγνῆτις λίθος); das Kupfer nach der Insel Cypern: *cuprum (aes Cyprium)*; nach ihrer Herkunft sind auch der *Edamer* und *Limburger* benannt. Auf diesem Gebiete begegnet auch die Namensübertragung des Gegenstandes, dem die Benennung ursprünglich zukam, auf einen andern, wie *candidatus* und *moneta*, oder wenn die Amsterdamer Studenten ihre Universität *poort* 'Pforte' nennen, nach der Pforte des benachbarten Spittels. Eine derartige Namensübertragung findet jedoch oft auf dem Wege eines gewöhnlichen, auf allgemein gültigen Assoziationsmotiven beruhenden Bedeutungswandels statt, so daß der besondere Fall wieder auf das allgemeine Prinzip hinausläuft.

Oft gibt das Entstehen eines neuen Kulturobjektes

Veranlassung zu solcher Namengebung. Wir haben es dann zugleich mit Wortschöpfung und Begriffsveränderung zu tun, indem nämlich das neue Wort sich mit schon bekannten Wörtern assoziiert; denn wenn neue Wörter auch zum Teile auf Gefühl beruhen, so passen sie sich doch stets an schon vorhandene Elemente an; z. B. *Elektrizität* (ἤλεκτρον), *Brille* (*beryllus*) und Abstrakta wie *Idealismus*, *Realismus*, *Nihilismus* usw. Vielleicht muß man jedoch eine Ausnahme machen für einige Interjektionen und Neubildungen wie Helmonts *Gas*, das nl. *fiets* (Fahrrad) u. dgl.

Metapher wurde früher manches genannt, was diese Bezeichnung nicht verdient. Wenn man vom *Halse einer Flasche* oder vom *Bein eines Tisches* spricht, so ist dies für denjenigen, der nachträglich die neue Bedeutung mit der alten vergleicht, nur «eine Bedeutungsübertragung auf etwas anderes infolge einer gewissen Gleichheit oder Ähnlichkeit». Aber kann man hier wirklich von einer «Übertragung» sprechen? Wundt verneint es, denn bei diesem Bedeutungswandel bleibt das dominierende Merkmal (schlanke Form, Tragen usw.) das gleiche. Sowohl die ursprüngliche wie die übertragene Bedeutung sind beide unmittelbar bezeichnend, so daß die Übertragung an und für sich gerade so gut in umgekehrter Richtung hätte stattfinden können. Die Beine eines Tisches tragen diesen genau so gut wie den Menschen die seinigen. Ein Vergleich liegt hier also eigentlich nicht vor, da in beiden Fällen die Benennung die Folge der Wahrnehmung des dominierenden Merkmals ist. Der Sprecher denkt an keine Übertragung: von einer Metapher könnte nur dann die Rede sein, wenn die nachträgliche Betrachtung wirklich die Ursache des Bedeutungswandels gewesen wäre. Und ebensowenig haben wir es mit einer Metapher zu tun bei Ausdrücken wie: der Fluß *läuft*, der Wagen *geht*, die Stadt *liegt*; oder lat. *extinguere* 'auslöschen', ursprünglich 'die Spitze abbrechen' (vgl. *stimulus* aus **stigmulus* 'Stachel' und gr. στίζω 'stechen'); homer. βυσσοδομεύειν 'in der Stille erwägen' ← 'in die Tiefe bauen'; zu ndl. *beseffen* (begreifen) ← 'mit dem Geschmack prüfen' vgl. lat. *sapere*, zu nhd. *erfassen* vgl. lat. *capax* 'faßlich', zu nhd. *einsehen* vgl. lat. *intellegere* aus *inter* + *legere*.

Auch die poetische Vergleichung ist keine Metapher, weil sie keine einfache Übertragung ist, sondern überdies noch die zu übertragende ursprüngliche Vorstellung mit einschließt; z. B. «hart wie Stahl». Dagegen hat die eigentliche Metapher ihren Ursprung nicht in einem einzigen übertragenen Ausdruck, sondern in der Gesamtvorstellung; sie kann also auch nur aus dem Verhältnis dieses Einzelausdruckes zur Gesamtvorstellung näher bestimmt werden. Sie sucht durch Verbindung ungleichartiger Vorstellungen die dadurch ersetzte gleichartige Vorstellung assoziativ zu wecken. So nennt z. B. Perikles den drohenden peloponnesischen Krieg eine Ἰλιὰς κακῶν und Vergil sagt von Aeneas, daß er seiner Flotte die Zügel führe: *immittit classi habenas*. Wirkliche Metaphern sind also auch Schimpfworte wie *Affe*, *Esel*, *Schwein*; das lat. *aries* ‘Sturmbock’ und *papilio* ‘Zelt’; nhd. *Bock* als Turngerät; nl. *ezel*, engl. *easel* (= nhd. *Esel*) ‘Staffelei’; ital. *capriccio*, fr. *caprice* ‘Laune’ vom lat. *capra;* endlich Ausdrücke wie *der Zahn der Zeit*, *der Schleier der Nacht* usw.

2. Die **logische Einteilung** hat jeweils ausschließlich das Verhältnis zwischen der ursprünglichen und der resultierenden Bedeutung im Auge. Sie stellt bestimmte Gruppen fest, die zur Anordnung der semasiologischen Tatsachen geeignet sind. Sie ist nur eine nachträgliche Betrachtung, die unmittelbar weder mit der kulturgeschichtlichen Ursache, noch mit dem psychologischen Vorgang etwas gemein hat.

a) Begriffserweiterung und -verengung. Die Erweiterung ist gewöhnlich die Folge einer geschichtlichen Tatsache; so z. B. die Entwicklung von lat. *pecunia* (vgl. S. 146, 151): nach Einführung des Metalls als Tauschmittel bedeutete *pecunia* ‘Reichtum’ verschiedener Art. Unser Wort *Kirchhof* bedeutete ursprünglich nur den unbebauten Platz um eine Kirche, später «Platz um eine Kirche, wo begraben wird», endlich allgemein «Begräbnisstätte». Nl. *schilderen* (malen) bedeutete ursprünglich nur «Schilder bemalen». — Begriffsverengung: lat. *praetor* < **prai-itor* ‘der voran geht’ erhielt die Bedeutung eines bestimmten Beamten; nhd. *fahren* wurde ursprünglich von Fortbewegung jeder Art gebraucht (vgl. «fahrender Schüler»),

jetzt nur noch von der Fortbewegung durch ein Transportmittel; nl. *wroeging*, jetzt «Gewissensbisse», bezeichnete früher jede Art von Beschuldigung; mnl. *lūder*, neunl. *luier* 'Windel' bedeutete erst allgemein «wollener Lappen». Begriffsverengung liegt auch vor bei Christianismen wie *passio*, *credentes* usw. Merkwürdig ist die Geschichte vom frz. *traire*, das ursprünglich alle Bedeutungen von lat. *trahere* hatte; jetzt wird es nur in der Sondersprache der Bauern gebraucht: «traire les vaches».

b) Bedeutungsverbesserung und -verschlechterung. Unser Wort *List*, verwandt mit *lehren*, bedeutete ursprünglich «Kenntnis, Überlegung, Kunst», vgl. noch das alte «Gottes List». Engl. *silly* 'einfältig, dumm' entspricht ae. *sælig*, das 'selig, glücklich, reich' bedeutet. Lat. *mentiri* ist ursprünglich verwandt mit *mens* und *memini*. Lat. *latro* 'Söldner' wurde zu 'Räuber': bei Plautus bedeutet das Wort noch nicht 'Räuber'; bei der Übertragung einer Bedeutung aus der sogenannten klassischen Periode auf einen jüngeren oder älteren Zeitraum ist also Vorsicht am Platze. Nl. *deerne* (= nhd. *Dirne*) wurde früher sogar von der Jungfrau Maria gesagt. Im allgemeinen kann man behaupten, daß ethische Begriffe ihre Bedeutung meist verschlechtern; dagegen hält in dem Bedeutungswandel, der auf gesellschaftlicher Umbildung beruht, die Bedeutungsverbesserung mit der Verschlechterung etwa gleichen Schritt. Wörter wie *cohors* > *cour*, *comes* > *comte*, *Marschall*, *Herzog* haben an Wert gewonnen; ebenso Christianismen wie *signa*, *miracula*, *reliquiae* usw. Ferner sei hingewiesen auf lat. *prudens* 'mit vorbedachtem Entschluß' → 'klug, weise'; nl. *aarzelen* (zaudern), abgeleitet von *aars* (Steiß), vgl. frz. *reculer;* nhd. *schlank*, im mhd. und mnl. 'mager, eingefallen', und *fromm*, ursprünglich 'förderlich, tüchtig'.

Aus Obigem ergibt sich zur Genüge, daß von einem «überwiegend pessimistischen Zug» in der Wortentwicklung kaum die Rede sein kann. Wenn bei ethischen Begriffen die pejorative Richtung etwas stärker ist, so liegt dies großenteils daran, daß früher hochgeschätzte Eigenschaften es später in minderem Maße sind, und daß die Entwicklungslinie meist vom Sinnlichen nach dem Geistigen verläuft. Dies bringt für die Wörter der

negativen Reihe — lat. *captivus*, ahd. *elilenti* u. dgl. — in höherem Grade eine Verschlechterung mit sich, als es für die der positiven Reihe eine Verbesserung bedeutet: sie sinken, weil der Maßstab ein höherer wird.

Auch verurteilt der reifere Geist oft, was das kindlichere Gemüt billigte; frz. *simple* 'einfach' wird 'einfältig', und *bénin* 'wohlwollend' wird 'gutmütig'.

Bedeutungsverschlechterung findet jedoch oft statt, wenn ein Wort aus einer Sondersprache in eine andere übergeht oder auch aus der Volkssprache in die Kultursprache, wie K. Jaberg ausführlich darlegte: m. E. liegt hierin eine Äußerung des Differenzierungsdranges von Stand und Beruf.

c) Oft beruhen die Begriffsentwicklung im allgemeinen und die scheinbar sich widerstreitenden Bedeutungen eines gleichen Wortes im besonderen auf sogenannten Mittelwörtern oder *voces mediae* (vgl. oben S. 158). Hierunter versteht man Wörter (auch Wurzelwörter) mit einer Bedeutung, die in sich selbst Veranlassung zu Assoziationen nach verschiedenen Richtungen bietet, sei es, daß sie auf einem Grenzgebiet sinnlicher Wahrnehmung liegt oder einen unbestimmten, fließenden Begriffs- oder Gefühlswert besitzt, sei es, daß ihre sekundäre Bedeutung (Nebensinn) sich später auf Kosten des Hauptbegriffs entwickelt hat. Denn mit Erdmann kann man außer Hauptbegriff und Gefühlswert (oben S. 125) noch einen Nebensinn annehmen. Darunter versteht man alle begleitenden oder Nebenvorstellungen, die ein Wort bei uns unwillkürlich erweckt; so denkt man etwa bei *Kriegsmann* an Kampf, bei *Soldat* an Kaserne, Uniform, Exerzierplatz. — Oft hängt die Verschiebung nach einer bestimmten Richtung von dem Zusammenhang ab, in dem das Wort vorkommt; dabei braucht die Vorstellung des Sprechers und des Hörers nicht identisch zu sein. Ich verweise z. B. auf Xenoph. Anab. I 6, 7, wo δύναμις «Ohnmacht» bedeutet, und auf die spezifisch hellenische Entwicklung von «hoffen» und «fürchten» aus der Grundbedeutung von ἐλπομαι «ich erwarte». Man denke weiter an σχολή 'verfügbare Zeit', συμφορά 'Zufall', lat. *periculum* 'Probe', *valetudo* 'Gesundheitszustand', *sacer* 'geweiht', *facinus* 'Tat', *altus* 'gewachsen'

usw. Mnl. *grijnen* (nhd. dial. *greinen*) bedeutete «den Mund verziehen» (vgl. d. *grinsen*), dann «schreien» und «lächeln». Lat. *praeustus* 'erfroren' scheint sich aus dem Mittelwort «versengt» und dieses aus «verbrannt» entwickelt zu haben; dagegen weisen nl. *tintelen* ('funkeln, blitzen', «stechen» von Wärme und Kälte) < mnl. *tintelen*, frequent. von *tinden* 'brennen', got. *tandjan* 'anzünden' und ahd. *zundēn* 'glühen' auf eine german. Wurzel *tend* mit der Bedeutung 'erregen, zittern machen'.

Zu den wichtigsten Erscheinungen auf diesem Gebiete gehört die scheinbare Begriffsverwandtschaft von hell und dunkel. Auch hier kann die Wurzel selbst als Mittelwort gelten, und dann ergeben sich die entgegengesetzten Begriffe mittelbar oder unmittelbar aus der Grundbedeutung; z. B. idg. *perk̂* 'besprengen', lat. *spargo*: 1. hell färben: lat. *pulcer*, 2. dunkel färben: gr. περκνός. Oder auch der Nebensinn entwickelt sich auf Kosten des Hauptbegriffes; z. B. idg. *leuk* 'leuchten', gr. λεύσσω, λευκός, lat. *lux*, *luceo*, *luna* usw.: 1. schimmern: gr. ἀμφιλύκη 'dilūculum', nhd. *Loh* (Hohenlohe), nl. *-loo* (Venloo usw.) 'bewachsene Lichtung'; 2. düster sein: lat. *lucus* 'Hain'.[1])

Zur Umbildung der Scheltworte in Kosenamen durch Gefühlsassoziation siehe oben S. 159—160. Der ursprüngliche Begriff war in diesen Fällen durch einen Gefühlston gefärbt, der sich später weiter entwickelte.

d) Wir sahen schon wiederholt, wie der Bedeutungswandel sich meist auf der Linie vom Konkreten zum Abstrakten, und besonders vom sinnlich Wahrnehmbaren zum Geistigen bewegt. Eine bestimmte Farbe entlehnt ihren Namen dem farbigen Gegenstand, während der Begriff «Farbe» selbst von der Vorstellung des «Bedeckens» oder «Verbergens» ausgegangen zu sein scheint: gr. χρῶμα ist verwandt mit χροιά 'Haut' zur Basis *gh(e)reu̯* 'reiben', und lat. *color* hängt mit *celo* 'ich bedecke' zusammen. — Lat. *venus* bedeutete ursprünglich «Frühlingsgrün» und dann abstrakt «Anmut», personifiziert als «die Liebesgöttin» (Speyer). — Die Wurzel, auf der κρίνω

[1]) Viel wahrscheinlicher ist es allerdings, daß lat. *lucus* ursprünglich 'Lichtung' bedeutete. vgl. *collūcare* 'eine Lichtung schaffen' [Walde]. Dann würde das Beispiel nicht hierher gehören.

und *cerno* beruhen, bedeutet zunächst «sieben», dann «unterscheiden»: man denke auch an lat. *comprehendere* und unser *begreifen* und *verstehen*, eigentlich «stehen bleiben um wahrzunehmen». — *Secundus* ist «das, was mitläuft, stromabwärts geht», dann «günstig». Zum Sinnlichen vgl.: λεπτός 'dünn' ist «das Geschälte» und *tenuis* «das Gedehnte». Das Gefühl des «Schmerzes» wird als etwas Beißendes wahrgenommen: gr. σμερδνός ist verwandt mit *mordeo* «ich beiße', dazu ahd. *smërza* 'Pein, Schmerz', mnl. *smerte*, *smarte* 'Pein, Wunde, Schmerz', engl. *smart* 'schmerzlich, beißend'. «Mühsam» ist «anspannend»: gr. πόνος 'mühsame Arbeit' ist verwandt mit πένομαι und hom. πονεῖν 'sich anspannen'. Weiter ist πικρός 'schneidend'; τυφλός 'beräuchert'; nl. *geur* 'Geruch' hängt zusammen mit der Wurzel von *gist*, engl. *yeast* 'Hefe' usw. Aber wir begegnen doch auch nicht selten der Strömung in umgekehrter Richtung, vom Abstrakten nach dem Konkreten, was Bréal «Verdichtung» *(épaississement)* nennt. Die Begriffsentwicklung von gr. τὰ τέλη und αἱ ἀρχαί kann man mit lat. *magistratus* und *consulatus* und unserem *Obrigkeit*, *Herrschaft* vergleichen; lat. *facultas* im Plural mit unserem *Vermögen;* ähnlich *civitas* 'Bürgerrecht' → 'Bürger'; *legio* 'Aushebung' → 'Legion'; *portio* 'Verteilung' → 'Portion'; *venatio* 'Jagd' → 'Wildbret', gr. θήρα, fr. *venaison*. Vor allem ging das Volk, dem abstraktes Denken immer schwerer fällt, in dieser Richtung voran: *dormitio* erhielt allmählich die Bedeutung «Lagerstätte, Sterbebett, Sterbehaus»; *mansio* wurde zu «Haus», *tinctio* zu «Tinte», *exitus* zu «Grabstein»; *virtus* bedeutete «Wunder» und «Streitmacht», *virtutes* im Kirchenlatein «wundertätige Gegenstände». Bezeichnend ist auch, daß im Volkslatein das Hilfszeitwort *sein* oft durch *sedere* und *stare* ersetzt wird, wie noch ital. *stare* «sein».

Damit ist die Erscheinung des Bedeutungswandels sicher nicht völlig erklärt: vielmehr kann man behaupten, daß die vergleichende Semantik erst am Anfang ihrer Aufgabe steht. Doch ergibt sich aus obigem, daß man jetzt zu einer genauern Erkenntnis des Anteils, den Kulturgeschichte und psychische Assoziation hierbei haben, gekommen ist. Und wie man von Lautgesetzen spricht, können wir auch verschiedene Gesetze oder Regelmäßig-

keiten aufstellen, nach denen das Begriffsleben differenziert wird: Begriffsverteilung, Begriffserweiterung, Bedeutungsverschlechterung und -verbesserung, Bedeutungsverdichtung, Verschiebung des Konkreten zum Abstrakten und umgekehrt usw. Vor allem zeigt sich auch hier wieder das Streben nach Klarheit und Einfachheit. Aber die Bedeutung dieser einzelnen Tendenzen für eine bestimmte indogermanische Sprache zu einem bestimmten Zeitpunkt in ihrer Geschichte ist uns noch unbekannt; mit anderen Worten, die Untersuchung ist bislang noch zu viel vergleichend und zu wenig historisch. Auch in der Welt des Begriffslebens bewegen sich diese und ähnliche Strömungen in zwei Hauptrichtungen, die den Gesetzen der Differenzierung und Integrierung entsprechen. Die Sprachforscher werden nun festzustellen haben, wie in jeder Sprache und in jedem Zeitraum bestimmte sehr allgemeine Tendenzen in allen besonderen Fällen durch das Einheitsgefühl der Kulturgemeinschaft geregelt werden (vgl. oben S. 85).

Bibliographie. W. Wundt, *Die Sprache* II 459—627: *Der Bedeutungswandel*; hier kommt die psychologische Erklärung zu ihrem vollen Recht. Wichtig: van Ginneken, *Principes* S. 127 u. 495f.; *De taal van het gevoel in gelaat, gebaar en klankexpressie*, Studiën 42 (1910) 425f.: *Het gevoel in taal en woordkunst*, Leuvensche Bijdragen 9, 353f. (erster Teil), 10, 9f. (zweiter Teil mit sehr wertvollen Bibliographien); H. Paul, *Prinzipien*[5] S. 74f. hält sich ausschließlich an die alte logische Einteilung (gegen Wundt); Jan v. Rozwadowski, *Wortbildung und Wortbedeutung*, glaubt Wundts psychologische Formulierung durch sein «Gesetz der Zweigliedrigkeit» ergänzen zu sollen. Volkstümliche Darstellung bei Sütterlin, *Werden und Wesen der Sprache* S. 37; veraltet und nicht tief, Bréal, *Essai de Sémantique* (wertvolle Einzelheiten). — Zur Synästhesie vgl. E. von Siebold in *Engl. Studien* 53, 1f.

Allgemein gehalten sind auch K. O. Erdmann, *Die Bedeutung des Wortes* (vortrefflich); Nyrop-Vogt, *Das Leben der Wörter* (etwas oberflächlich) und Nyrop: *Gramm. hist. de la langue française IV: Sémantique*' Erweiterung des vorigen); A. Darmesteter, *La vie des mots*; Brod u. Weltsch, *Anschauung und Begriff* (vor allem psychologisch); A. Rosenstein, *Die psychol. Bedingungen des Bedeutungswandels der Wörter*, Diss. Leipzig 1884; K. Schmidt, *Die Gründe des Bedeutungswandels*, Progr. Berlin 1894; V. Henry, *Antinomies linguistiques*, bes. S. 18; E. Martinak, *Psychol. Studien zur Bedeutungslehre*, Leipzig 1910; J. Stöcklein, *Unters. zur Bedeutungslehre*, Diss. München 1897; *Bedeutungswandel der Wörter*, München 1898; A. Marty, *Unters. zur Grundlegung der allg. Gramm. und Sprachphilosophie*, Halle 1908 (kritisiert u. a. Wundts Einteilung); V. Welby, *Signifies and Language*, London 1911; K. Müller-Fraureuth, *Aus der Welt der Wörter*,

Halle 1904; Meillet in Année Sociologique 1905—06, S. 1—38 (wichtig vom soziologischen Standpunkt aus); M. Hadlich, *Zur Theorie des sprachl. Bedeutungswandels*, Diss. Halle 1914 (ausführliches semantisches Schema nach Wundt); Elise Richter, *Die Rolle der Semantik in der histor. Gramm.* GRM II 231 (kaum haltbare Anschauungen).

Griechisch. R. Hecht, *Die griech. Bedeutungslehre*, Leipzig 1888 (schon kulturgeschichtl. und psychologisch); F. Schröder, *Zur griech. Bedeutungslehre*, Progr. Gebweiler 1893; B. Thomas, *Zur histor. Entwicklung der Metapher im Griech.*, Diss. Erlangen 1891.

Lateinisch. Vor allem O. Hey, *Die Semasiologie* im Archiv f. lat. Lexikogr. 9, 193; *Ein Kapitel aus der lat. Bedeutungsgesch.* ib. 13, 200; *Semasiol. Studien* in Jb. f. klass. Philol., Suppl. 18, 83; F. Heerdegen, *Unters. z. lat. Semasiol.* und *Lat. Semasiol.* (siehe die allg. Bibliogr., sprachhistor. veraltet, aber wichtige geschichtl. Betrachtg. von *orare*); *Grundzüge der lat. Bedeutungslehre*, Berlin 1890.

Deutsch. A. Waag, *Bedeutungsentwicklung unseres Wortschatzes*[3] 1915; E. Wellander, *Studien zum Bedeutungswandel im Deutschen* I, Uppsala 1917; H. Hirt, *Etymologie der nhd. Sprache*[2], S. 396 f.

Niederländisch. Außer den bereits Angeführten u. a. noch W. van Helten, *Over de factoren van de begripswijzigingen der woorden*[2], Groningen 1907; J. Verdam, *Geschiedenis der Nederl. Taal* S. 294 f.; J. te Winkel, *Geschiedenis der Nl. Taal* S. 167 f.; P. J. van Malssen, *Het leven der taal*, Den Haag 1900; J. Prinsen, *Woorden veranderen van beteekenis* in Noord en Zuid 16, 97 f.; J. Kollewijn, *Verandering van woordbeteekenissen*, Taal en Letteren 11, 105 f.

Kulturgeschichtliche Erklärung. Vor allem die Zeitschrift «Wörter und Sachen», sowie die Aufsätze Meringers in IF. 16, 101; 17, 100; 18, 204; 19. 401; 20, 274; KZ. 40, 217 (über ἄυαξα, wichtig, obwohl kulturgeschichtlich anfechtbar); Schuchardt, *Sachen und Wörter* in Anthropos 1912, S 827; A. Brückner, *Wörter und Sachen* KZ. 45, 101 (mahnt zur Vorsicht); M. L. Wagner, *Die Beziehungen zwischen Wort- und Sachforschung* in GRM. 8, 45 f. Solmsen wollte ein großes griechisches etymologisches Wörterbuch mit besonderer Berücksichtigung der kulturgeschichtlichen Methode verfassen; dazu als Vorbereitung seine ausgezeichneten *Beiträge zur griechischen Wortforschung* (vgl. Allg. Bibliogr.):

Bedeutungssysteme. H. Osthoff, *Etymol. Parerga*; H. Osthoff und K. Brugmann, *Morphol. Untersuchungen* VI (bespr. von Schrijnen in Het Museum 1911, Nr. 11—12); K. Brugmann, *Die Ausdrücke für den Begriff der Totalität*, Leipzig 1894; ders., *Die Demonstrativpron. der idg. Sprachen*, Leipzig 1904; Rich. Meyer, *Bedeutungssysteme* KZ. 43, 352.

Aussterben von Wörtern. J. Wackernagel, Nachr. d. Götting. Ges. d. Wissensch. 1906, S. 147; E. Löfstedt, *Philol. Kommentar z. Peregrinatio Aetheriae*, Uppsala 1911, S. 148, 287, 322; K. Jaberg, *Wie die Wörter untergehen*, Antrittsvorlesung, Zürich 1907; F. Holthausen, *Vom Aussterben der Wörter* GRM. 7, 184; A. Meillet, *Interdictions de vocabulaire dans les langues indo-européennes*, Paris 1906.

Begriffsverteilung und Doppelformen. Paul, *Prinzipien*[5] S. 251 f.; Thomsen, *Bedeutungsentwicklung der Scheidewörter des Französischen*, Diss. Kiel 1890; M. Bréal, *Les doublets latins* M. S. L. I, 62; A. Erdmann, *Dubbelformer i den moderna Engelskan* (Uppsala Universitets Årsskrift 1886); Warnke, *Die neuengl. Scheideformen*, Progr. Coburg 1882.

Namenforschung. Fick-Bechtel, *Die griech. Personennamen* (Hauptwerk); F. Bechtel, *Die einstämmigen männl. Personennamen*; *Die attischen Frauennamen* B. B. 21, 225; 23, 94; *Die histor. Personennamen des Griechischen bis zur Kaiserzeit*, Halle 1917; *Namenstudien*, Halle 1917. B. Delbrück, *Die idg. Verwandtschaftsnamen*, Leipzig 1887; M. Lambertz, *Die griech. Sklavennamen*, Wien 1907; Angermann, *Beitr. z. griech. Onomatologie*, Progr. Meißen 1893; J. Baunack, *Beitr. z. altgriech. Onomatologie*, Stud. Nicolaitana. Leipzig 1884; Rhein. Museum 37, 474; Bannier, *Die gr. Kosenamen* in Berl. Philol. Wochenschr. 1895, S. 1181; Crusius, Jb. f. klass. Phil. 1891, S. 385 f. — W. Schulze, *Zur Gesch. lat. Eigennamen*; Zimmermann, *Zur Entstehung bzw. Entwicklung der altröm. Personennamen*, Progr. Breslau 1907; K. Meister, *Lat.-Griech. Eigennamen I. Altital. und römische Eigennamen*, Leipzig 1916. — J. Reinius, *On transferred appellations of human beings chiefly in English and German I.*, Göteborg 1903.

Mittelwörter. J. Schrijnen, *De begripsverwantschap van licht en duister in het Idg.*, Album Kern S. 321.

Sinnliche Wahrnehmung. Vgl. S. 158; ferner F. Bechtel, *Über die Bezeichn. d sinnl. Wahrnehmungen in den idg. Sprachen*; J. van Ginneken, *Principes* S. 215. — Zu den Farbennamen: O. Weise, *Die Farbenbezeichnungen der Indogermanen*, B. B. II 273; H. Stadler, *Zum Farbensinn der Alten*, Blätter f. d. Gymn.-Schulwesen 41, 345; E. Veckenstedt, *Geschichte der griech. Farbenlehre*, Paderborn 1888; Lorz, *Erklärung d. griech. Farbenbezeichnungen*, Progr. Leitmeritz 1890; H. Blümner, *Die Farbenbezeichn. bei d. röm. Dichtern*, Berlin 1892; K. Goetz, *Waren die Römer blaublind?* Arch. f. lat. Lexikogr. 14, 75; O. Weise, *Die Farbenbezeichnungen bei d. Griechen u. Römern* in Philologus 46, 593; A. Rittershaus, *Die Ausdrücke für Gesichtsempfindungen in den altgerm. Dialekten*, Diss. Zürich 1899; E. Schwentner, *Sprachgesch. Unters. über den Gebrauch der altgerm. Farbenbezeichnungen*, Diss. Münster 1915; I. E. Willms, *Gebrauch der Farbenbezeichnungen in der Poesie Altenglands*, Diss. München 1902; W. Loewenthal, *Die slavischen Farbenbezeichnungen*, Diss. Leipzig 1901.

Bedeutungsverschlechterung. K. Jaberg, *Pejorative Bedeutungsentwicklung im Franz.* in Z. f. roman. Phil. 25, 561; 27, 25; 29, 57 (trefflich, mit wertvoller Bibliographie auch zur allg. Bedeutungslehre); M. Nitsche, *Die Qualitätsverschlechterung franz. Wörter u. Redensarten*, Diss. Leipzig 1898 (mager und oberflächlich).

Vierter Abschnitt.

Lautlehre.

Erstes Kapitel.

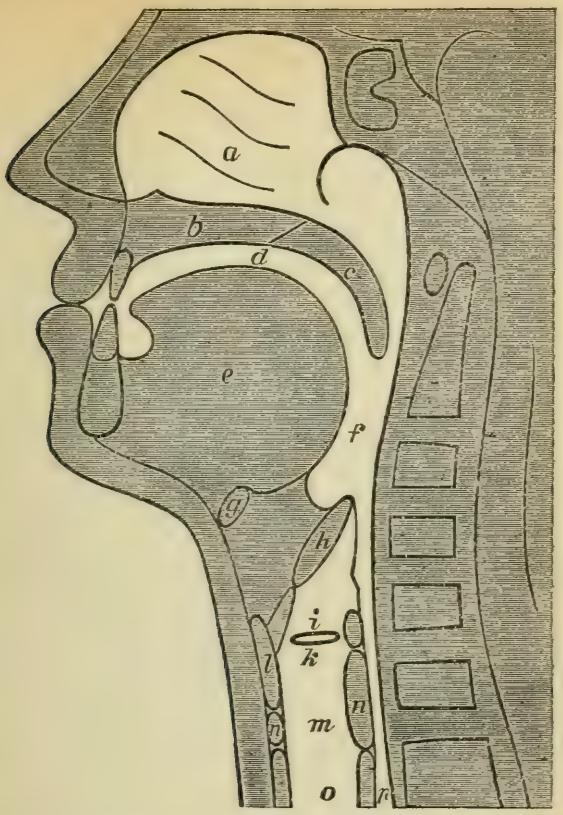
Allgemeine Prinzipien der physiologischen Lautlehre.

1. Die Sprechwerkzeuge.

Das Sprechen ist nichts anderes als das Einwirken der Sprechwerkzeuge auf die durch die Lunge eingeatmete und wieder ausgepreßte Luft.

Aus der Lunge strömt die Luft durch die Luftröhre (*o* : *trachea*) nach dem Kehlkopf (*m* : *larynx*). Dieser besteht hauptsächlich aus folgenden beweglichen Teilen:

Auf der Luftröhre ruht der Ringknorpel auf (*n n* : *cartilago cricoidea*), der ungefähr die Form eines Siegelrings hat, und hierauf wieder der Schildknorpel (*l* : *cartilago thyreoidea*) oder Adamsapfel, der nach vorn in eine Kante zuläuft. An der Innenkante dieses vorspringenden Teiles sind zwei mit Schleimhaut überzogene Muskelbündel dicht nebeneinander befestigt, die Stimmbänder oder Stimmlippen (*k* : *chordae vocales*). Nach rechts und links laufen diese in die Seitenwände des Kehlkopfes aus. Am hinteren Rande sind sie an zwei knorpelartigen Gebilden, den sogenannten Gießkannenknorpeln oder Stellknorpeln, befestigt.



Schematischer Durchschnitt durch Nase, Mund und Kehlkopf in ihrer Stellung beim Atmen (nach Viëtor).

a Nase. *b* harter Gaumen. *c* weicher Gaumen. *d* Mund. *e* Zunge. *f* Rachen. *g* Zungenbein. *h* Kehldeckel. *i* Stimmritze. *k* Stimmband. *l* Schildknorpel. *m* Kehlkopf. *nn* Ringknorpel. *o* Luftröhre. *p* Speiseröhre.

Das Schwingen dieser Stimmbänder verursacht den Stimmton. Die Öffnung zwischen den Stimmbändern mitsamt der Öffnung zwischen den Stellknorpeln heißt Stimmritze (*i* : *glottis*), wobei man Bänderglottis und Knorpelglottis unterscheidet. Zum Kehlkopf gehört auch noch der

Kehldeckel (*h* : *epiglottis*), der beim Schlucken den Weg nach der Luftröhre versperrt.

Vom Kehlkopf gelangt die Luft in den Rachenraum (*f* : *pharynx*); dann folgen Mund- und Nasenraum, die beim Sprechen getrennt oder zusammen gebraucht werden können. Entweicht bei einem Vokal die Luft durch Mund- und Nasenraum, so nennt man ihn «nasaliert», wie z. B. die Vokale im frz. *mon*, *foin*.

In der deutschen Bühnensprache gibt es keine eigentlichen Nasalvokale, wohl aber in einigen Dialekten. Die französischen Nasalvokale sind besonders stark nasaliert und vielleicht mit einer besonderen Stellung des Zungenrückens gebildet. Nasalierung finden wir namentlich im Lateinischen, Urgermanischen und Sanskrit.

Der Mundraum (*d*) wird begrenzt durch den unbeweglichen Oberkiefer und den beweglichen Unterkiefer mit den Zahnreihen. Bei den Zähnen unterscheidet man die Schneide- oder Unterkante und die Oberkante, ferner die Zahnmulden oder Alveolen *(alveoli)*. An der Oberseite des Mundraums folgen dann der harte Gaumen *(b* : *palatum durum)*, der weiche Gaumen *(e* : *velum)* und das Zäpfchen *(uvula)*, der hinterste, herunterhängende Teil des weichen Gaumens; nach unten wird der Mundraum begrenzt durch die Zunge, bei der man Hinterzunge, Mittelzunge und Zungenspitze unterscheidet. Der Teil unmittelbar hinter der Spitze heißt das Zungenblatt. Eine Verlängerung des Mundraumes bilden die Lippen.

Der Zugang zum Nasenraum *(a)* kann durch das Zäpfchen abgeschlossen werden, das dann gegen die Rückwand des Rachens gepreßt wird. Beim ruhigen Atmen mit geschlossenem Munde entweicht die Luft durch die Nase, und das Zäpfchen hängt schlaff herunter. Durch den Luftstrom in zitternde Bewegung gebracht, während sich in der Mitte der Zunge eine Rinne bildet, kann das Zäpfchen das sogenannte uvulare oder Zäpfchen-*r* hervorbringen, z. B. *rue*, *royal* im Pariser Munde.

Streicht der Luftstrom durch die geöffnete Stimmritze, ohne daß die Stimmbänder schwingen, und hört man nur das Reibegeräusch der Luft im Kehlkopf, dann spricht man von Atem. Beim Flüstern treten die Stimm-

bänder dicht aneinander, ohne daß die durchströmende Luft sie zum Schwingen bringt, während der zwischen den Stellknorpeln befindliche Teil der Stimmritze (also die Knorpelglottis) offen bleibt. Nähern sich dagegen die Stimmbänder einander in dem Maße, daß die ausströmende Luft sie in (horizontale) Schwingungen bringen kann, so wird der Luftstrom durch die sich jeweils gerade berührenden Stimmbänder aufgehalten, und es entsteht durch die in schwingende Bewegung gebrachte Luft ein musikalischer Ton, die Stimme oder der Stimmton. Durch Hauch, Geflüster und Stimme werden die Sprechlaute hervorgebracht, und durch die Funktion und die Stellung der Sprechwerkzeuge oberhalb der Stimmritze werden sie modifiziert.

Sogenannte «Murmelvokale», auch *Schwa* genannt, werden dadurch gebildet, daß sich zum Stimmton Flüster- und Hauchlaute gesellen. Im Hochdeutschen liegt ein solcher Vokal etwa in dem unbetonten *e* (phonetisch umschrieben *ə*) in *Habe* [ha:bə], *getan* [gəta:n][1]) vor. Auch im Indogermanischen müssen solche Murmelvokale vorhanden gewesen sein. In der Stimmfärbung entsprachen sie wohl den Vokalen, deren Reduktion sie bildeten; daher hat idg. *ə*, das sogenannte *Schwa indogermanicum*, einen verschiedenen Wert, je nachdem es ein abgeschwächtes idg. *ā*, *ē* oder *ō* darstellte. Einen Reflex dieser ursprünglichen Verschiedenheit finden wir vielleicht noch im Griechischen, während sie sonst verschwunden ist; doch vgl. Hirt Idg. Gramm. 2, 119 ff.

Weiter scheint es, daß wir für das Indogermanische auch tonlose oder «Flüstervokale» annehmen müssen, wie das *e* im frz. *petit*. Solche Vokale werden durch Petitdruck angedeutet: *petit*. Meillet gebraucht dafür °. So notiert Hirt die Wurzelform zu lat. *frango*, *fragilis* als *bhr$_e$g*, Meillet als *bhr°g*.

Bibliographie. Jespersen, *Lehrbuch der Phonetik*[2], passim; ders., *Elementarbuch der Phonetik*. Die Werke von Sievers, Viëtor, Sütterlin, Passy u. a. siehe in der allg. Bibliographie. Weiter: E. Barth, *Einführung in die Physiologie Pathologie und Hygiene der menschl. Stimme*, Leipzig 1911; L. Roudet, *Éléments de phoné-*

[1]) Zur phonetischen Umschrift vgl. S. 179, Anm. und S. 195.

tique générale; P. Roorda, *De Klankleer*², S. 11; O. Bremer, *Deutsche Phonetik*, Leipzig 1893; ders. *Deutsche Lautlehre*, Leipzig 1918.

Nach neuen Gesichtspunkten gibt J. Forchhammer eine *Systematik der Sprachlaute* in GRM. 7, S. 385 f., 532 f.

Der Ausdruck *Schwa indogermanicum* findet sich zuerst bei H. Möller, KZ. 24, 518 Anm., er verbreitete sich durch Ficks *Schwa idg.* in BB. 3, 157: vgl. auch Hirt, *Ablaut* S. 5; Güntert, *Idg. Ablautprobleme* S. 1, der ein *Schwa primum* und *secundum* unterscheidet (m. E. noch zu unausgebildet, um hier besprochen zu werden). — Die Flüsterstimme zur Erklärung des quantitativen Ablauts im Idg. wurde zuerst herangezogen von P. Passy, *Changements phonétiques* S. 114; vgl. besonders auch J. N. Finck, *Über das Verhältnis des baltisch-slavischen Nominalaccents zum uridg.* S. 29; Hirt, *Ablaut* S. 21, Sütterlin ZfdPh. 34, 410 und die Bibliographie zu § 4.

2. Einteilung der Sprachlaute.

Nach ihrem akustischen Wert können die Sprachlaute in zwei Hauptgruppen eingeteilt werden:

I. **Sonorlaute** oder reine Stimmlaute; sie werden durch Schwingen der Stimmbänder gebildet, wobei der Raum oberhalb der Stimmritze in einer Weise abgeschlossen ist, daß die ausströmende Luft kein hörbares Geräusch verursacht.

II. **Geräuschlaute**; diese werden durch Verschluß oder Verengung des über der Stimmritze befindlichen Kanals gebildet, durch den die ausströmende Luft entweicht. Sie sind

a) stimmhaft, wenn sie mit Stimmton,

b) stimmlos, wenn sie mittelst des Atems gebildet werden. Die Einteilung der Geräuschlaute in stimmhafte und stimmlose fällt in gewissem Sinne mit der in Lenes und Fortes zusammen, die auf der Stärke des Luftstromes beruht, und auch mit der älteren in Mediae und Tenues.

I. Die Sonorlaute.

Sie zerfallen in **Vokale, Liquiden** und **Nasale.**

1. Unter **Vokalen** versteht man im allgemeinen die Gruppe von Sonorlauten, welche mit offenem Munde gebildet werden, wobei sich der Zungenrücken dem Gaumen nähert (dorsale Artikulation).

Der Unterschied zwischen den verschiedenen Vokalen

liegt vor allem in der Form des Sprechkanals — Rachen, Nasen- und Mundraum — und in der Tonhöhe. Die unten folgende Einteilung beruht auf dem System von Bell-Sweet[1]), das nicht den Schall oder die Tonhöhe, sondern die Artikulation der Vokale zum Maßstab nimmt. Hier ist zu erwähnen, daß die experimentelle Phonetik uns instand setzt, die Funktion der verschiedenen artikulierenden Organe viel besser zu verstehen als früher. So wird z. B. die Hauptmasse der Zunge bei *i* und *e* stark zusammengezogen, bei *o* nur wenig, während die *a*- und *i*-Laute am Straffen der Lippen kenntlich sind. Bei der Artikulation der Vokale unterscheidet Rousselot drei Phasen, die eigentlich für alle Sprachlaute gelten, namentlich auch, wie wir sehen werden, für die Konsonanten. Bei der *Spannung* nehmen die beweglichen Organe (Gaumen, Kiefer, Lippen, Zunge) die erforderliche Stellung ein, diese wird eine gewisse Zeit *gehalten*, schließlich *entspannen* sich die Organe, um zur Indifferenzlage zurückzukehren.

a) Nach dem Ort, wo die Zunge, d. h. der Zungenrücken am meisten gewölbt ist, unterscheidet man vordere, gemischte [ein ziemlich irreführender Ausdruck] und hintere Vokale *(front, mixed, back; Palatale, Mediopalatale, Gutturale* oder besser *Velare).*

b) Nach der Höhe der Zungenwölbung werden die Vokale eingeteilt in hohe, mittlere und niedere *(high, mid, low).*

Man kann also neun Hauptzungenstellungen unterscheiden, denen folgende Vokale entsprechen:

Hoher Vorderzungenvokal, z. B. [i:] in d. *ihn* (e. u.)[2])
Hoher Mittelzungenvokal, z. B. [ɪ] in engl. *pretty* (w. u.)
Hoher Hinterzungenvokal, z. B. [u:] in d. *du* (e. r.)
Mittlerer Vorderzungenvokal, z. B [e:] in d. *See* (e. u).
Mittlerer Mittelzungenvokal, z. B. [ɔ] in fr. *homme* (w. r.)
Mittlerer Hinterzungenvokal, z. B. [o:] in d. *so* (e. r.)

---

[1]) Zur Bibliographie ihrer Werke vgl. H. Raudnitzky, *Die Bell-Sweetsche Schule*, Marburg 1911.

[2]) *e* bedeutet: eng; *w* : weit; *r* : gerundet, *u* : ungerundet. Die in eckigen Klammern befindlichen Zeichen deuten den Lautwert der Schreibungen an; gewählt sind die Zeichen der *Association Phonétique Internationale* (vgl. S. 195); [:] bedeutet hier die Länge

Niederer Vorderzungenvokal, z. B. [æ] in engl. *hat* (w. u.)
Niederer Mittelzungenvokal, z. B. [ɐ:] in engl. *bird* (e. u.)
Niederer Hinterzungenvokal, z. B. [ɑ] in südd. *Vater* (w. u.), [ɔ] in engl. *not* (w. r.)

c) Alle diese Vokale können eng und weit sein *(narrow, wide)*. Die Bildung der engen Vokale ist nach Bell-Sweet gepaart mit einer gewissen Spannung im artikulierenden Teile der Zunge. Ihre Oberfläche ist dann runder als in der flacheren, breiteren Stellung, die sie beim Aussprechen der weiten Vokale gewöhnlich einnimmt, und infolge der stärkeren Wölbung wird der Raum zwischen Zunge und Gaumen «verengt». Nach den Untersuchungen von E. A. Meyer scheint der Hauptunterschied jedoch vielmehr in dem verschiedenen Grad der Stimmbandpressung zu liegen. Meist entspricht «eng» und «weit» den Ausdrücken «geschlossen» und «offen». Man spricht von geschlossenem und offenem *e*, je nachdem sich das *e* in der Vokallinie

$$i \leftarrow e \rightarrowtail a \leftarrow o \rightarrowtail u$$

mehr dem *i* oder dem *a* nähert, von geschlossenem und offenem *o*, je nachdem sich das *o* mehr dem *u* oder dem *a* nähert. Natürlich sind die Buchstaben *e* und *o* hier nur graphische Zeichen für vielerlei Lautschattierungen.

In der Vokallinie

$$\overset{1}{i} \leftarrow \overset{1}{e} \leftarrow a \rightarrowtail \overset{2}{o} \rightarrowtail \overset{2}{u}$$

weist 1. in die Richtung der Palatale, 2. in die der Velare. Statt Vorderzungenvokale oder Palatale und Hinterzungenvokale oder Velare sagt man auch helle und dunkle Vokale.

d) Ferner können die Vokale gerundet und ungerundet sein. Die Rundung entsteht durch Zusammenziehung der Lippen und Mundwinkel; man nennt dies auch **Labialisierung.** Die Vokalrundung ist auch auf andere Laute übertragbar, bes. z. B. bei *o* und *u* auf benachbarte Konsonanten. Denn die Lippen nehmen beim Aussprechen von Konsonanten mehr oder minder die Stellung der folgenden Vokale ein; z. B. lat. *ferus* aus **fu̯eros*, beruhend auf idg. *ghu̯eros*. Aber umgekehrt werden auch

Vokale vor labialen Konsonanten gerundet (labialisiert): lat. *novus* aus **neuos*, vgl. gr. νέϝος. Die indogermanischen Labiovelare entwickelten sich im Griechischen infolge ihres labialen Charakters vor dunklen Vokalen zu Labialen (vgl. S. 302). Verliert ein Laut seinen labialen Charakter, so spricht man von Entrundung (Delabialisierung).

Ziehen wir in Betracht, daß streng genommen alle unter *b* aufgezählten Vokale eng oder weit, gerundet oder ungerundet sein können, so erhalten wir ein System von $9 \times 2 \times 2 = 36$ Vokalen, die natürlich nicht alle, aber doch die Hauptarten des Vokalschatzes der indogermanischen Sprachen wiedergeben.

Zur Lautnotierung bedient man sich häufig (z. B. die Schule Viëtors) des Vokaldreiecks, das schon von Hellwag (1783) in folgender Form angeordnet wurde:

u ü i

o ö e

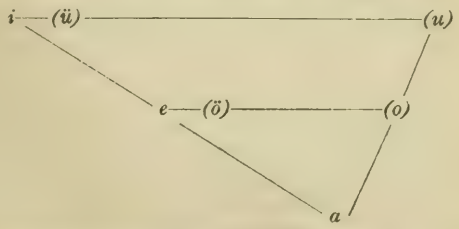
å . ä

a

Der Punkt zwischen *å* (= [ɔ]) und *ä* (= [ɛ]) deutet einen Laut an, der sich zu *ö* verhält wie *å* zu *o* oder wie *ä* zu *e*. In der Linie *a*—*i* liegen die Palatale, in der Linie *a*—*u* die Velare; die Linie *a*—*u* bewegt sich auch in der Richtung der Rundung.[1])

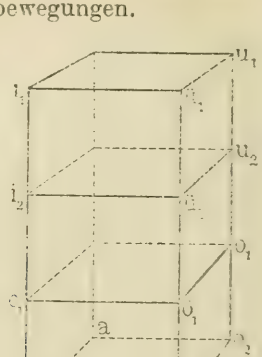
Höchst sinnreich ist auch die Anordnung der Vokale in einem dreidimensionalen Koordinatensystem, die

[1]) Das Viëtorsche Vokaldreieck hat diese Form:



Die eingeklammerten Vokale sind gerundet.

G. Forchhammer (1896) aufstellte. Die senkrechten Kanten des «Vokalklotzes» stellen dabei die senkrechten Zungenbewegungen dar, die von links nach rechts laufenden Kanten und Linien die Mundwinkelbewegungen, die nach vorne und hinten laufenden die nach vorne und hinten gehenden Zungenbewegungen.



2. Unter **Liquiden** versteht man die *r*- und *l* Laute, die gleichsam die Brücke zwischen den Sonor- und Geräuschlauten bilden. Es gibt tatsächlich gewisse *r*- und *l*-Laute, die man nicht mehr zu den Sonorlauten zählen kann. Aber ursprünglich kannten die indogermanischen Sprachen nur sonore Liquiden. Charakteristisch für die *r*-Laute ist die Artikulation der Zungenspitze, für die *l*-Laute die der Seitenwände der Zunge.[1])

Man unterscheidet das kakuminale *r*, wobei sich die Zungenspitze dem harten Gaumen hinter den Alveolen, also dem Vordergaumen, nähert[2]); das in den europäischen Sprachen üblichere alveolare *r*, wobei sich die Zungenspitze den Alveolen nähert; das uvulare oder

[1]) Daher nannte man die *l*-Laute auch Laterale.

[2]) Zerebral für kakuminal beruht auf einer falschen Übersetzung des skr. *mūrdhanya* 'in oder auf dem Kopf befindlich'. Die Inder hatten dabei aber keineswegs das Gehirn (*cerebrum*), sondern «das Oberste, die Spitze» (des Gaumens), d. h. des harten Gaumens (*cacumen palati*), im Auge; daher schlug Max Müller die Bezeichnung *kakuminal* vor, die sich in Deutschland durchaus eingebürgert hat.

Zäpfchen-*r* (vgl. S. 176) und das Lippen-*r*, ein mit den Lippen hervorgebrachter Zitterlaut, den man z. B. in der Interjektion *brr!* hört.

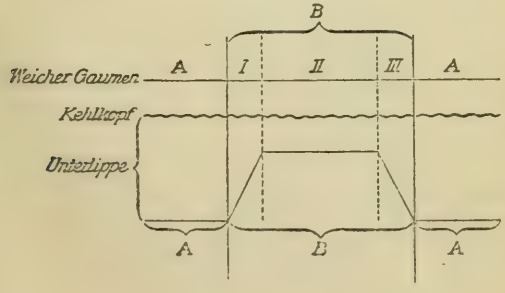
Nach der Artikulationsstelle unterscheidet man auch kakuminale, palatale, alveolare, postdentale, interdentale und velare *l*-Laute. Der Unterschied zwischen palatalem und velarem *l* ist für die lateinische Lautlehre nicht ohne Bedeutung.

3. Unter **Nasalen** versteht man die Nasenkonsonanten (über die Nasalvokale vgl. S. 176). Sie entstehen, wenn Mund- und Nasenraum zugleich bei der Lautbildung beteiligt sind; dabei muß natürlich der hinterste Teil des weichen Gaumens schlaff herunterhängen. Nach ihrer Artikulationsstelle teilt man sie ein in labiale: [m], dentale: [n], palatale: [ñ] in span. *Espagñol*, frz. *campagne*, und velare: *n̂* oder [ŋ] in d. *Dank*, *hängen*.

II. Die Geräuschlaute.

Stimmhafte und stimmlose Geräuschlaute werden in Verschlußlaute und Reibelaute eingeteilt, je nachdem bei dem Verschluß oder der Verengung des Sprechkanals ein klatschender, knallender oder ein reibender, zischender Laut gehört wird.

Bei ihrer Artikulation unterscheidet man dieselben oben bei den Vokalen (S. 179) erwähnten drei Phasen der *Spannung*, des *Anhaltens* und der *Entspannung*. Diese sind besonders bei den Verschlußlauten wichtig, wo man von *Implosion*, *Okklusion* oder *Verschluß*, und *Explosion* spricht. Die Lippenbewegung der Gruppe *aba* z. B. wird folgendermaßen registriert (nach Rosapelly, MSL. 10, 73):



Der Zeitabschnitt I stellt die Implosion, II den Verschluß und III die Explosion graphisch dar. I und III dauern durchschnittlich je $\frac{3}{100}$ Sekunden, II etwa $\frac{10}{100}$ Sekunden. Aber in manchen Fällen kann die Dauer des Verschlusses das Doppelte erreichen, so z. B. bei dér emphatischen Akzentverschiebung, wie frz.: C'est *bar*bare! C'est *épou*vantable! Vergleiche damit etwa unser: *Ko*lossal! Ferner findet eine Verlängerung der Verschlußdauer bei der Gemination oder Konsonantenverdoppelung statt, worüber weiter unten.

1. Nach der Stelle der Engenbildung oder des Verschlusses unterscheidet man bei den **Verschlußlauten** (auch *Okklusive*, *Explosive*, *Klusile* genannt):

a) Labiale (Bilabiale) oder Lippenlaute: stimmhaft [b], stimmlos [p] (vgl. S. 178).

b) Labiodentale oder Lippenzahnlaute, mit Artikulation der Unterlippen gegen die Zähne; minder wichtig.

c) Dentale oder Zahnlaute: stimmhaft [d], stimmlos [t].

d) Kakuminale (vgl. S. 182): stimmhaft [ḍ], stimmlos [ṭ].

e) Palatale oder Vordergaumenlaute, bei denen der mittlere Teil der Zunge gegen den harten Gaumen artikuliert, z. B. stimmhaft [g], stimmlos [k]. Palatale Vokale folgen ihnen gewöhnlich oder gehen ihnen voraus, und dadurch erklärt sich ihre Entstehung (vgl. S. 33—34). Wenn durch Assimilation an einen benachbarten palatalen Laut ein Konsonant zu einem palatalen wird, spricht man von **Palatalisierung** oder Mouillierung. Alle Konsonanten, nicht nur die Explosivlaute, können in gewissem Grade palatalisiert werden; graphisches Zeichen hierfür ist ´, z. B. ǵ, ś, ĺ. Besonders in den slavischen Sprachen ist diese Erscheinung häufig. In den griechischen Dialekten ist die Palatalisierung des τ vor hellen Vokalen eines der eigentümlichsten Merkmale, das vielleicht pelasgischem Einfluß zuzuschreiben ist; z. B. δίδωτι : δίδωσι; *Ϝ*ίκατι : εἴκοσι usw. Ihrerseits beeinflussen die Palatale wieder die benachbarten Laute. Im Lateinischen entwickelte sich z. B. vor palatalem *l* [l̓] ein anderer Vokal als vor velarem *l* [l]; vgl. *stabilis* < **stablis* gegen *tabula* < **tabla*; so auch *Siculus*

gegen *Sicilia*. Fürs Germanische ist hier vor allem auf den *i*-Umlaut zu verweisen (siehe später).

f) Gutturale oder Velare (Hintergaumenlaute), bei denen der hintere Teil der Zunge gegen den weichen Gaumen artikuliert. Man hat zwei Reihen zu unterscheiden: eine ohne und eine mit Labialisierung (d. h. mit *gleichzeitiger Lippenrundung*)[1]), die Velare bzw. die Labiovelare.

Die indogermanische Ursprache besaß eine dreifache Reihe von Palatalen, Velaren und Labiovelaren, graphisch meist dargestellt als $\hat{k}$, $\hat{g}$, $\hat{g}h$ — q, g, gh — q^u, g^u, g^uh.

2. Die **Reibelaute** (*Spiranten*, *Frikative*) werden eingeteilt in:

a) Labiale oder Bilabiale, z. B. südd. [w], oder englisches *w*, das sowohl stimmhaft wie stimmlos vorkommt.

b) Labiodentale, stimmlos [f], stimmhaft nordd. [v] in *was*, *Welt*.

c) Dentale. Hierzu gehören die meisten Zischlaute mit den Unterabteilungen:

α) *þ*-Laute; dazu got. *þ*, engl. *th* und neugr. θ. Das Wesentliche ist, daß die Enge durch die Zungenspitze und die Schneide der Oberzähne gebildet wird.

β) *s*-Laute, die anscheinend durch das Zungenblatt gebildet werden, stimmhaft [z] (*s* in nordd. *Sonne*, *Rose*), stimmlos [s] (in *was*, *Wasser*).

γ) *sch*-Laute, stimmhaft [ž], z. B. frz. *jaune*, stimmlos [š] oder [ʃ], z. B. *schön*. Sie können auch palatal und kakuminal sein.

d) Palatale und Velare Hierzu gehören die sogenannten *ich* und *ach*-Laute, die sich von den Zischlauten durch ihre dorsale (d. h. Zungenrücken-)Artikulation unterscheiden. Stimmhaft [ɣ], z. B. in *ja* (palatal) und (dialektisch) in *Wagen* (velar); stimmlos [χ], z. B. in *Licht* (palatal), *Nacht* (velar).

Wenn ein Luftstrom durch den in Vokalstellung befindlichen Sprachkanal hindurchgeht, ohne daß die Stimm-

[1]) Man hört ein labiovelares *k* am besten, wenn man z. B. *Kuh* sagt, aber vor Artikulation des *u* abbricht.

bänder schwingen, so entstehen die *h*-Laute (Hauchlaute), die man deshalb als eine Art stimmloser Vokale betrachten kann. Nach anderen ist *h* Stimmbandkonsonant.

---

3. Funktion der Sprachlaute und Lautverbindungen.

Alle Sprachlaute können **Sonanten** («Selbstlauter») und **Konsonanten** («Mitlauter») sein. In jeder Silbe unterscheidet das Ohr einen stärker hervortretenden Laut, der für sich allein genügt, eine Silbe zu bilden, einen relativen Höhepunkt in der Schallfülle der Lautgruppe. Dieser Laut ist der Sonant; er ist syllabisch (silbisch), die anderen Laute sind die Konsonanten der Silbe und nicht syllabisch (unsilbisch). Jede Silbe muß und kann nur einen Sonanten haben: dagegen kann sie mehr als einen oder auch gar keinen Konsonanten besitzen.

Meist wird die Funktion der Sonanten von Vokalen übernommen; dann folgen in der Schallfülle Liquiden und Nasale, deren sonantischer Wert graphisch gewöhnlich durch einen Kreis, seltener durch einen Punkt ausgedrückt wird, z. B. *Regel* = [re: g]], *reiten* = [reitn̥]; dann die Spiranten, wie [s] in der Interjektion *pst!*; endlich (doch nur selten) die Verschlußlaute.

Vokale, die nicht silbisch, also konsonantisch sind werden graphisch mit einem Häkchen ‿ versehen, z. B. *i̯, u̯, e̯;* man schreibt also phonetisch richtig *au̯, u̯a.* Konsonantische Vokale heißen auch Halbvokale.

Die Verbindung eines sonantischen mit einem konsonantischen Vokal in einer Silbe heißt **Diphthong** (Zweiklang), z. B. *ăi̯, ĕu̯* (Kurzdiphthong), *āi̯, ēu̯* (Langdiphthong). Je nachdem der Sonant vorausgeht oder folgt, nennt man die Diphthonge fallend: *ăi̯*, oder steigend: *i̯ă*.

Unter Diphthong im engeren Sinn versteht man die Verbindung eines Sonanten mit *i* oder *u*, im weiteren Sinn auch mit Liquiden, Nasalen oder beliebigen Vokalen, wie bei der Synizese, z. B. gr. ἐριθηλέων.

Wenn einem Geräuschlaut ein Hauchlaut folgt, wie

ph, *th*, *kh*, nennt man den Geräuschlaut aspiriert. Man hüte sich vor der Verwechslung von Aspiraten und Spiranten.

Verschlußlaute, die mit einem folgenden homorganen Reibelaut verbunden sind, heißen Affrikate, z. B. [pf], [ts] (im d. geschrieben *z*).

Wenn die Silbengrenze durch einen intervokalischen Konsonanten (Verschluß-, Reibelaut usw.) hindurchgeht, so gehört der Konsonant zu beiden Silben; das Ohr empfängt dann einen Doppeleindruck, weshalb diese Konsonantenteilung Gemination heißt; z. B. lat. *cupa* und *cuppa; littera* und *litera;* ital. *atto, freddo.* Eigentlich wird hier nur die Zeitdauer des Verschlusses verdoppelt (vgl. S. 183).

Tautosyllabisch heißt eine Lautverbindung, wenn ihre Bestandteile zur gleichen Silbe gehören; heterosyllabisch, wenn sie verschiedenen Silben angehören; z. B. [o:n] in *wohnte* [wo:n|te] und *wohnen* [wo: nen].

---

4. Experimentelle Phonetik.

Es hat sich immer deutlicher gezeigt, daß nur die Beobachtung der lebendigen Sprachformen, Laute und Lautverbindungen als feste Grundlage zur Beurteilung sprachgeschichtlicher Probleme dienen kann. Derartige Unternehmungen laufen in zweierlei Richtungen. Einerseits sucht man in die physiologische Entstehung der Sprachlaute, d. h. in ihre Bildung durch den Sprachmechanismus, bessere Einsicht zu erlangen. Diese genetische oder Artikulationsmethode beschäftigt sich ausschließlich mit den *Sprechbewegungen* von Zunge, Lippen, Atmungsorganen usw. Die andere Richtung stellt die akustische Wertung und Analyse der Sprachlaute in den Vordergrund und beschäftigt sich vor allem mit den Bewegungen (Schwingungen) des Schalles.

1. **Artikulationsmethode.** Zunächst suchte man durch einfaches Betrachten des Mundes und der Mundhöhle oder Befühlung des Kehlkopfes zur Erkenntnis der Artikulation zu gelangen: so Bell, Sweet, Sievers u. a. Gegenwärtig gibt man aber ziemlich allgemein der graphischen

Methode den Vorzug, die die Sprachlaute aufzeichnet und registriert. So hat Rousselot nach dem Vorgang von Marey die Atmungsbewegungen in Hinsicht auf den hier erforderten Luftverbrauch pneumographisch untersucht; Scripture beobachtete den Verlauf der Atmungsbewegungen an der Bauchwand; Gutzmann registrierte die Bauch- und Brustatmung mittelst zweier Gürtel-Pneumographen und zeichnete die Luftbewegung beim Eingang in den Nasenraum manometrisch auf. Marey suchte durch eine Reihe von Momentaufnahmen die mimisch sichtbaren Sprechbewegungen der unteren Gesichtshälfte festzuhalten, anscheinend jedoch nicht mit dem gewünschten praktischen Erfolg für den Taubstummenunterricht. Wichtiger sind die Untersuchungen der Spannungs- und Bewegungszustände im Kehlkopf und zwar besonders der Stimmbänder. Exners Laryngometer erleichtert in hohem Maße das Messen der Breite der Stimmbänder und der Dimensionen der Stimmritze; Panconcelli-Calzia gelang es, die Bewegung der Stimmbänder kinematographisch aufzunehmen. Überhaupt liegen mechanische Untersuchungen des inneren Sprechkanals in großer Zahl vor, wobei es sich besonders um die gleichzeitige Registrierung der Schnelligkeit der Artikulationsbewegung und des von den Organen ausgeübten Druckes handelt; auch die begleitenden Schallschwingungen können hierbei für die akustische Analyse aufgenommen werden. Der Anstoß zu diesen Untersuchungen ging aus von Marey, Rosapelly und besonders Rousselot. Zu den regsten Förderern experimentalphonetischer Studien in Deutschland zählen zurzeit G. Panconcelli-Calzia, der Leiter des phonetischen Laboratoriums zu Hamburg, und H. Gutzmann in Berlin. In Holland sind besonders Gallée und Zwaardemaker (Utrecht) zu erwähnen; letzterer konstruierte einen Apparat, der ein ziemlich genaues Registrieren von Kieferwinkel, Mundhöhlenboden und Lippen wenigstens für Explosive und Sonanten ermöglicht. Durch eine von Eykman angebrachte Modifikation können damit auch Hebung, Senkung und Spannungsgrade des weichen Gaumens aufgezeichnet werden. Auch die Registrierapparate der Nasenlaute und Kehlkopfschwingungen (von Rousselot bzw.

Marey-Rousselot) wurden durch die genannten Holländer verbessert.

2. **Akustische Methode.** Eine genaue Beschreibung der phonetischen Erscheinungen kann durch die Bestimmung ihrer Artikulation allein nicht erreicht werden. Artikulatorische und akustische Erscheinungen decken sich keineswegs; vor allem ist die akustische Methode unentbehrlich zur Beurteilung der rezeptiven Seite des Problems, d. h. der Aufnahme der Sprachlaute durch die Hörer, die in dem sozial-psychischen Charakter der Sprache begründet ist.

Auch hier begann die Forschung mit unmittelbarer Beobachtung; so Brücke, Donders, Helmholtz, ferner Masing, Merkel, Sievers und Marbe. Am fruchtbarsten war und bleibt diese direkte akustische Beobachtung ohne Zweifel auf dem Gebiet des Rhythmus und der Sprachmelodie.

Zur Unterstützung und Kontrolle des beobachtenden Ohres kann die Perkussion und Auskultation des Mundraumes und Kehlkopfes treten; man kann die Resonanztöne verstärken, indem man den Mundraum durch einen Luftstrom anbläst; man kann das beobachtende Ohr mit Resonatoren ausrüsten; man kann vor allem zur Bestimmung der Tonhöhe der Sprechstimme tönende Instrumente bereit halten, um die beobachteten Sprachlaute zu vergleichen. Auf dem Wege des physikalischen Experimentes gelang es neuerdings C. Stumpf die Vokale in ihre akustischen Bestandteile zu zerlegen und sie aus ihnen wieder aufzubauen.

Wichtiger für unsere Zwecke sind die direkt-optischen Methoden, die die Schallbewegungen in sichtbare Bewegungen oder Darstellungen umsetzen. Ich erwähne nur Koenigs Versuch mit den manometrischen Flammen, die in einem rotierenden Spiegel gesehen und photographiert werden können.

Zu genauen Untersuchungen eignen sich jedoch nur die graphischen Methoden (Phonautographie), wobei die Klangschwingungen einem andern Resonanzkörper mitgeteilt und durch Hebel und Spiegel so übertragen werden, daß sie graphisch darstellbar sind. Auch auf diesem Gebiete

hat die französische Schule Gutes geleistet; doch sind die Phonautographen von Hensen und Hermann wohl am geeignetsten für Untersuchungen der Klangfarbe, d. h. der Schwingungsform oder Zusammensetzung des Klanges. Eine ganz vollkommene Technik würde bedingen, daß die Luftschwingungen ohne Hilfe von Membranen oder anderen festen mitschwingenden Körpern direkt graphisch aufgenommen werden. Diesen Weg haben in der Tat Boltmann und Töpler, sowie der Holländer Struycken mit Erfolg eingeschlagen.

Schließlich erwähne ich noch die äußerst zweckmäßigen phonographischen Methoden, die eine gleichzeitige akustische Wiedergabe der Schallwellen ermöglichen. Die Eindrücke in der phonographischen Wachsplatte werden auch mikroskopisch untersucht, was man phonographische Glyphik nennt. Das erste Phonogrammarchiv für sprachliche (besonders dialektische) und musikalische Aufnahmen wurde zu Wien 1904 begründet; später folgten Berlin, Zürich, Budapest, Frankfurt und andere Orte.

3. Die physiologische Phonetik beschäftigt sich mit Abstraktionen wie Vokal, Silbe usw. Dagegen geht die sich immer mehr entwickelnde **psychologische Phonetik** von den unmittelbar gegebenen Erscheinungen aus, nämlich den fortlaufenden Lautvorgängen der zusammenhängenden, gesprochenen, sinnvollen Rede. Es sind hier vier Gruppen verschiedener Erscheinungen und damit ebensovieler experimenteller Beobachtungen zu unterscheiden, die hier nur kurz aufgezählt werden können.

Man kann sowohl die Hervorbringung wie die Aufnahme der Sprachlaute durch den Hörer psychologisch betrachten. Dabei ist zu untersuchen: *a*) die Klangfarbe der Sprechstimme, d. h. die Zusammensetzung des Klanges, dann auch Tonstärke, -dauer und -höhe und deren Modifikationen in der lebendigen, gesprochenen Sprache; *b*) die Klangstärke, d. h. die jeweilige Gesamtintensität des Gesprochenen und ihre Veränderungen; *c*) die zeitlichen Eigenschaften der Sprechstimme, d. h. die Dauer der einzelnen Bestandteile der Rede, wie sie nach Art und Stärke unterscheidbar aufeinanderfolgen,

einschließlich der Sprechpausen; *d*) die Tonhöhen der Sprechstimme, wie sie in den qualitativen Veränderungen des Grundtones gegeben sind. Dieses letzte Moment ist wahrscheinlich am wichtigsten und entwicklungsfähigsten.

Noch ein kurzes Wort über die rhythmischen Untersuchungen von Marbe und Unser (zu *b* gehörig, vgl. auch S. 129 f.). Bei der Akzentuierung literarischer Texte achten sie ausschließlich auf die Haupt- und Nebenakzente und suchen dann den subjektiven Vorgang durch statistische Zählungen und Berechnungen der Durchschnittszahl zu ergänzen. So gelangten sie zu einem ziemlich konstanten Verhältnis zwischen betonten und unbetonten Silben. Ähnliche Dienste kann die subjektiv-experimentelle statistische Methode der Sprachwissenschaft leisten, wenn man etwa den Charakter einer Sprache durch Zählung und Berechnung der Durchschnittslänge von Wörtern und Sätzen statistisch zu bestimmen sucht. Aber zur weiteren psychologischen Analyse müssen diese und ähnliche Untersuchungen durch objektiv-registrierende Methoden ergänzt und kontrolliert werden.

Bibliographie. Bahnbrechend wirkten die Werke des Abbé Rousselot, *Les modifications phonétiques du langage* und *Principes de phonétique expérimentale* (vgl. Allg. Bibliogr.). Allgemeiner Art sind auch E. Scripture, *The elements of experimental phonetics*, New-York und London 1902 und E Koschwitz, *Experimentalphonetische Studien* im Archiv f. d. Stud. d. Neueren Spr. 1892, S. 241. Treffliche Übersicht bei Felix Krueger, *Beziehungen der exper. Phonetik zur Psychologie*, Leipzig 1907; desgl. M. Grammont, *Phonétique historique et expérimentelle* in Scientia 12, 63. Treffliches Anschauungsmaterial bieten G. Panconcelli-Calzia, *Einführung in die angewandte Phonetik*, Berlin 1914 und H. Gutzmann, *Physiologie der Stimme und Sprache*, Braunschweig 1909; beide geben gemeinsam heraus *Vox* (*Internat. Zentralblatt für experimentelle Phonetik*), Berlin. *Über die Bez. der exper. Phonetik zur Laryngologie* handeln Gutzmann und H. Struycken im Arch. für Laryngologie 25, 2. Heft. Die höchst wichtige Arbeit von C. Stumpf, *Die Struktur der Vokale*, in Sitzungsber. der preuß. Akad. der Wissensch. 1918, 1. Halbband, S. 333 f.

Nach der neuen Vokaltheorie von Wolfgang Köhler, Zsch. f. Psychologie 72 (1915) S. 1 f. ist nicht die Tonhöhe, sondern der «Tonkörper», der aus *Vokalcharakter* und *Helligkeit* besteht, das vornehmste Merkmal der Lautphänomene.

Registrierapparate. J. H. Gallée und H. Zwaardemaker, *Über Graphik der Sprachlaute, namentlich der Explosivae* in Neuere Spr. 8, 1 f. (vgl. H. Zwaardemaker, *Graphiek der spraakbeweging*,

Onderzoek. Physiol. Laborat. Utrecht 5, 59 f.); ders., *Duur en hoogt van Nederl. klanken en lettergrepen*. Handel. v. h. Nederl. Philologencongres 1902, S. 115; L. P. H. Eykman, *The movement of the soft palate in speech*, Onderzoek. Physiol. Laborat. Utrecht 4. 347 f., *De registratie der bovenlipbeweging* ebd. 5, 30 f., vgl. auch P. W. Schmidt, *Was erwartet die allg. Sprachwiss. von der Exp.-Phonetik?* Jahresber. d. österr. Ges. f. exper. Phonetik I (1914), 9 f.

Phonautographie. K. Hensen, *Über die Schrift von Schallbewegungen* in Zs. f. Biol. 23 (1887), 291; H. Pipping, *Zur Klangfarbe der gesungenen Vokale*, ebd. 27 (1890); ders., *Om Hensens fonautograf*, Helsingfors 1890.

Phonographische Glyphik. J. D. Boeke, *Mikroskopische Phonogrammstudien*, Pflüg. Archiv 50 (1891) 297; 76 (1899) 497; M. Marichelle, *La parole d'après le tracé du phonographe*, Paris 1917; A. Verschuur, *Klankleer van het Noord-Bevelandsch*. Diss. Amsterdam 1902; H. W. Pollak, *Das Phonogramm-Archiv der Kais. Akad. der Wiss. in Wien* in GRM. 6, 257; vgl. S. Exner in Beilagen zum Anz. der math.-naturwiss. Klasse der kais. Akad. d. Wiss. in Wien 37 (1900).

---

5. Lautbezeichnung und Aussprache.

Griechisch. ει war um 600 v. Chr. ein Diphthong und erhielt im Ionisch-Attischen im 5. Jahrh. v. Chr., vielleicht schon früher, den Wert eines langen geschlossenen *e* [ē], viel später den eines langen *i* [ī]; auch ου wurde zu [ō] monophthongiert, und dieses lange geschlossene *o* wurde später zu [ū]; σ ist stimmhaft (z. B. in πρέσβυς 'alt') oder stimmlos (z. B. in ἔλυσα [zwischenvokalisch!], ἑσπέρα 'Abend'). φ, ϑ, χ waren 400 v. Chr. noch Tenues aspiratae, später Spiranten; φίλος lautete also nicht [filos], sondern [p-hilos]. und χάρις war [k haris]; ζ war [zd] oder [dz], später [z].

Eigentlich müßte man den Wert der Schriftzeichen für jeden Dialekt besonders feststellen. So hatte z. B. im Böotischen und anderswo υ den Wert [u], im Attischen dagegen [ü], außer in Diphthongen; deshalb bieten die Inschriften φέογειν und αὀτός. Die Diphthonge αι, οι, αυ und ευ wurden ursprünglich stets wie *a* + *i*, *o* + *i*, *a* + *u*, *e* + *u* ausgesprochen. ϝ hatte ursprünglich den Wert eines konsonantischen *u* [u̯]; die spirantische Aussprache ist später und dialektisch. Das anlautende *r* wurde aspiriert, wie die Schreibung ῥ und die lat. Transskription *rh* lehren. Daß diese Erscheinung mindestens zum

Teil alt ist, zeigt *PHOFAIΣI* = ῥοαῖσι in einer korkyräischen Inschrift ungefähr aus dem 6. Jahrh. v. Chr.

Lateinisch. *j* und *v* (die Zeichen sind sehr jung) haben den Wert von [i̯] und [u̯]; *e*, *i*, *o*, *u* waren offen, *ē*, *ī*, *ō*, *ū* geschlossen; auch *ă* war früher offener als *ā*; *ae*, *oe* = [ae̯], [oe̯]; *n* = [n] oder, wie in *longus*, [ŋ]; *c* war auch vor *i*- und *e*-Vokalen [k]; *ti* vor Vokalen (z. B. *otium*) wurde [ti], nicht [tsi] ausgesprochen.

Die Palatalisierung von *c* begann nach der Ansicht einiger Forscher im 3. Jahrh. n. Chr., nach anderen im 5. oder 6.; die Palatalisierung von *t* begann sehr wahrscheinlich im 4. Jahrh. Aber die Zeit wechselt nach den einzelnen Landstrichen.

Die oskisch-umbrischen Inschriften sind teils in einem nationalen, teils im lateinischen Alphabet, die oskischen teilweise auch im griechischen geschrieben.

Oskisch. *í* = geschlossenes *e*; *ú* = geschlossenes *o*; *v* = [u̯], ebenso im Diphthong *av*, *úv*; *z* = [ts]; *s* hat teils den Wert von [s], teils von [z].

Umbrisch. *u* hat den Wert [u] und [o] (in den lat. Texten geschieden); *h* nach einem Vokal deutet an, daß er lang ist; *t*, *k* = lat. *t*, *c* und *d*, *g*; *ç*, *ś* bedeuten einen aus *k* vor palatalen Vokalen gebildeten Spiranten oder Affrikate; *ř*, *rs* hat den Wert des böhmischen [ř].

Germanisch. Urgermanisch. *b̆* ist der bilabiale, *d̆* der dentale, *ʒ* [ɣ] der palato-velare stimmhafte Spirant; *f* ist der bilabiale, *þ* der dentale, *h* [χ] der palato-velare stimmlose Spirant; *ʒu̯* ist der labialisierte stimmhafte, *hw* der labialisierte stimmlose velare Spirant (vgl. S. 185). Gotisch *ē* und *ō* sind lange geschlossene Vokale; *ei* = [ī], *j* = [i̯], *w* = [u̯]; *q* ist ein labialisierter *k*-Laut; *g* vor *k*, *q*, *g* ist gewöhnlich = [ŋ]; *ai* = [ái̯], also Diphthong; *aí* ist offenes *e*; *au* = [áu̯], also Diphthong; *aú* ist offenes *o*; *h* war wohl hauptsächlich ein reiner Hauchlaut. Althochdeutsch *th* ist ursprünglich stimmloser dentaler Spirant (= [þ]); *dh* ist stimmhafter Spirant; *hh*, *ch*, im Auslaut und vor Konsonanten auch *h*, ist ein *ich*- oder *ach*-Laut (S. 185), z. B. *maht* 'Macht'; *z* = [ts]; *ʒ* hat den Wert eines alveolaren *s*. Altenglisch. Wie im Alt-

nordischen deutet der Akzent auf einem Vokal an, daß er lang ist; *ƀ* ist der stimmhafte bilabiale Spirant, *þ*, *đ* ist teils stimmhafter, teils stimmloser dentaler Spirant; *ȝ* kann bedeuten 1. [j]; 2. den stimmhaften palato-velaren Spiranten; *æ* ist ein offenes *e*; *y* ist [ü]. **Altnordisch.** *ǫ* ist offenes *o*, *ø* ist [ö], *y* ist [ü]; *h* vor unsilbischem *i* und *u* hat den Wert [χ], z. B. *hiarta* 'Herz'; *h* in den Gruppen *hu*, *hr*, *hl* ist stumm, z. B. *hlaupa* 'laufen'.

Keltisch. *f*, *th*, *ch* sind stimmlose Spiranten; ein Akzent deutet Vokallänge an.

Sanskrit. *ṛ*, *ṝ*, *ḷ* sind Sonanten; *ṭ*, *ṭh*, *ḍ*, *ḍh* sind kakuminal; *ṣ* ist der kakuminale [š]-Laut, *ç* der palatale; *ḥ* ist der *visarga*, der oft *s* und *r* ersetzt; *c* und *j* waren ursprünglich reine palatale Verschlußlaute, wurden aber später ungefähr wie die Anfangsbuchstaben in ital. *cento* und *gente* ausgesprochen; *ṅ* [ŋ] ist der gutturale, *ñ* [ñ] der palatale, *ṇ* der kakuminale, *n* der dentale, *m* der labiale Nasal; ein Häkchen ˛ (z. B. *ą*) bezeichnet die Nasalierung der Sonanten; *v* ist [u̯], später labiodentaler Spirant.

Iranisch. *ą* ist nasaliertes *a*; *å* öfters der Diphthong [ao]; *č* und *j* = skr. *c* und *j*; *x*, *θ*, *f*, *s*, *š* sind stimmlose, *γ*, *δ*, *w*, *z*, *ž* stimmhafte Spiranten.

Litauisch. *ė* ist langes geschlossenes *e*; *y* ist langes *i*; *ą*, *ę*, *į*, *ų* sind lange *a*, *e* (offen), *i*, *u*; *ë* = mundartlich verschieden *iė*, *ia*, *ea* usw.; *ù* = [uo̯] oder [ua̯]: *sz* = [š], *ž* = [ž], *c* = [ts], *cz* = [tš]. *j* nach Konsonant oder Konsonantengruppe ist Zeichen der Palatalisierung, z. B. *rj* = [ŕ]. Betonung: ein einfacher kurzer betonter Vokal erhält den Gravis, z. B. *à*; ein einfacher langer betonter Vokal erhält den Akut bei fallendem (Stoßton), den Zirkumflex bei steigendem Akzent (vgl. S. 196—7), z. B. *ó*, *õ*. Das gleiche gilt für Diphthonge.

Altbulgar. *ĭ* war wahrscheinlich ein sehr geschlossenes *e*; *ŭ* = 1. sehr geschlossenes *o*, 2. *ö*; *ě* ist 1. [e], 2. [ia] und [ea]; *y* ist eine Art postpalatales *i*; *ę* ist ein nasaliertes *e*, *ǫ* ein nasaliertes *o*; *j* = [i̯]; *j* nach Konsonant oder Konsonantengruppe deutet auch hier die Palatalisierung an; *c* = [ts] und *č* = [tš].

Albanisch. ɛ ist ein Murmelvokal; ɛ̄ ist ungefähr [ö], *r̂* ist ein stark gerolltes *r*.

Armenisch. *ṙ* ist ein mehr gerolltes *r*; *l* ist ein palatales *r*, *ł* ein velarer *l*-Laut; *x* ist ein tief velares [χ]; *c* = [ts], *j* = [dz], *č* = [tš], *j* = [dž]. —

Diese und ähnliche Zeichen geben die Lautwerte nur annähernd wieder. Als phonetische Schrift benützt man meist das Alphabet der *Association phonétique internationale* (Zeitschrift *Le maître phonétique*). Jespersen gebraucht ein eigenartiges analphabetisches Zeichensystem. Dabei wird jedes Lautelement durch eine aus lateinischen und griechischen Buchstaben und Ziffern zusammengesetzte Formel ausgedrückt, um — wie bei einer chemischen Formel — die Organstellung möglichst deutlich anzugeben. So deutet z. B. ɛ0 an, daß die Stimmbänder (ɛ) vollständig geschlossen sind; ɛ 1 ist Stimme, ɛ I Flüsterstimme, ɛ 2 Hauch usw.

Bibliographie. Aussprache. Griechisch: F. Blaß, *Über die Aussprache des Griechischen*; Heß, *Zur Aussprache des Griechischen*, IF. 6, 123 (wichtig vor allem für die Aussprache der Aspiraten im 2. Jahrh. n. Chr. in Ägypten); weiter Thumb, IF. 8, 188; Kretschmer, KZ. 30, 591; Hirt, *Handbuch* S. 78.

Lateinisch: Früher war W. Corssen, *Über Aussprache* usw. das Hauptwerk; bleibenden Wert hat E. Seelmann, *Die Ausspr. des Latein.* Vgl. auch Lindsay-Nohl S. 144 f. und Sommer, Handbuch S. 279.

Zweites Kapitel.

Die Lehre vom Akzent.

1. Die verschiedenen Arten des Akzents.

Die durch die Klangfarbe charakterisierten vokalischen Bestandteile der Rede können sich auch durch ihre Dauer, ihre Tonhöhe und Tonstärke unterscheiden. Der Akzent (die Betonung) umfaßt die Gesamtheit dieser Unterschiede der Dauer, Tonhöhe und Tonstärke. Nach seinem Auftreten in Silbe, Wort oder Satz unterscheidet man Silben, Wort- und Satzakzent. Er ist entweder qualitativ oder quantitativ.

I. Der qualitative Akzent ist doppelter Art: Intensitäts-Akzent und musikalischer Akzent.

1. Unter **Intensitätsakzent** (dynamischem, Nach-

drucks-Akzent) versteht man die Abstufungen der Kraft, die beim Hervorbringen der verschiedenen Lautformen angewandt wird. Der oft gebrauchte Ausdruck «expiratorischer Akzent» ist minder passend. Zwar wird beim Aussprechen der Konsonanten die stärkere Betonung durch ein größeres Luftvolumen verursacht, bei den Vokalen aber liegt der Grund hierfür höchstwahrscheinlich in der Verengung der Stimmritze.

a) Der Intensitätsakzent ist ein- oder zweigipflig. Der eingipflige Akzent ist entweder gleichmäßig zunehmend oder gleichmäßig abnehmend. Er ist z. B. ansteigend in der Silbe *la*, fallend in *al*. Der gleichmäßig andauernde Akzent (ausgedrückt durch =) kommt selten vor; hierbei bleibt die Schallstärke während der Dauer der Silbe ungefähr gleich. Gleichmäßig zu- und abnehmender Akzent können verbunden werden, z. B. in der Silbe *lal*.

Es kann aber auch vorkommen, daß die Schallstärke nicht gleichmäßig zu- oder abnimmt, m. a. W. daß die Silbe zweigipflig ist, zwei Höhepunkte von ungleicher Stärke besitzt. Eine scharfe Scheidung zwischen zweigipfligen Silben und Gruppen von zwei Silben ist nur schwer möglich. Bei nachdrücklicher langsamer Betonung ist nach Sievers zweigipfliger Akzent in isolierten Wörtern oder am Satzschluß wohl auch im Deutschen zu hören, z. B. *kam*.

b) Mit Bezug auf die Intensität des Silbenschlusses unterscheidet man stark und schwach geschnittenen Akzent. Beim stark geschnittenen Akzent bricht der Vokal vor einer Pause oder vor folgendem Konsonant mitten in seiner größten Intensität ab, wird also gleichsam abgeschnitten; z. B. in *ha! da!* Schwach geschnittener Akzent liegt dagegen meist vor bei langen Vokalen und Diphthongen, wie *lesen*, *laufen*; der Vokal endet hier, nachdem seine größte Intensität überschritten ist.

2. Der **musikalische** (chromatische oder tonische) Akzent ist die wechselnde Tonhöhe oder Tonbewegung in den einzelnen Lautgruppen. Man unterscheidet den gleichmäßigen (ebenen) (—), steigenden (/) und fallenden (\) Ton. Es sind auch Verbindungen möglich,

z. B. steigend-fallend (∧), fallend-steigend (∨). Der musikalische Akzent ist eben im unentschiedenen *ja* (d. h. ja, ich weiß nicht recht); steigend im fragenden *ja?*; steigend-fallend im ironischen *so!*

Mit einem zweigipfligen Intensitätsakzent geht meist die Bindung zweier verschiedener Tonhöhen (Zweitonigkeit) Hand in Hand. Dafür gebraucht man gewöhnlich den Ausdruck Zirkumflex *(circumflexus)*, obwohl dieses Wort, eine Übersetzung von gr. περισπωμένη, ursprünglich nur einen bestimmten zweitonigen Akzent mit einem bestimmten Intervall bezeichnete. Der Ausdruck Schleifton entstand in Anschluß an die von Kurschat fürs Litauische festgelegte Bezeichnung.

Intensitäts- und musikalischer Akzent sind meist miteinander verbunden, aber in der einen Sprache tritt mehr der erstere, in der anderen mehr der letztere in den Vordergrund. Der Intensitätsakzent überwiegt im Lateinischen (und im allgemeinen in den altitalischen Dialekten), im Keltischen, Germanischen, Baltoslavischen und Armenischen; der musikalische im Altindischen und Griechischen. Ob nicht auch im Lateinischen zu einem gewissen Zeitpunkt der musikalische Akzent vorherrschte, soll in einem folgenden Abschnttt (S. 207) wenigstens kurz besprochen werden.

II. Durch den **Quantitätsakzent** (Akzent nach der Zeitabstufung) wird die Dauer der Lautformen angedeutet in ihrem Verhältnis zu anderen Silben (relative Lautdauer). Man unterscheidet lang und kurz, überlang und überkurz. «Lang» ist hier gleichwertig mit «dehnbar», «kurz» mit «nicht dehnbar». Nach dieser Auffassung gelten als kurze Silben solche, die auf einen kurzen Sonanten ausgehen, z. B. *ră, lă, pră, tă-ră*, als lang alle Silben mit langem Sonant, z. B. *rā, tā-rā*, und alle geschlossenen Silben, wie *alle, landen* = *alə* (mit Silbengrenze im *l*), *lan-den*. Bei dieser zweiten Gruppe von Silben wird nur der Endkonsonant gedehnt, aber damit die ganze Silbe. Die Zeit, die die normale Aussprache einer kurzen Silbe erfordert, heißt More (lat. *mora*). Eine Dehnung «durch Position» findet also statt, wenn eine Silbe mit kurzem Vokal nicht auf diesen endigt, sondern darnach noch ein

Konsonant folgt.[1]) Dann wächst die Zeitdauer der Silbe durch Dehnung des Endkonsonanten über das Maß einer More hinaus und kommt der einer Silbe mit langem Vokal nahe. So ist z. B. die Zeitdauer eines anlautenden *p* $\frac{11,5}{100}$ Sekunde, die eines auslautenden *p* nach kurzem Vokal $\frac{14,8}{100}$ Sekunde. In der Form ἄν-δρα fällt die Silbengrenze zwischen ν und δ. Zur Zeit des Prinzipats bewirkte lat. Muta + *l* Position, Muta + *r* dagegen meist nicht. Doch muß im Altlatein Muta + *r* ebenfalls Position bewirkt haben, wie aus einer Form wie *impetro* hervorgeht. Denn hätte hier die Silbengrenze früher nicht zwischen *t* und *r* gelegen, sondern zwischen *e* und *t*, so würden wir in offener unbetonter Silbe **impi-tro* erhalten haben; vgl. *facio* : *cónficio* (vorliterarischer Akzent).

Bezüglich der Quantität der einzelnen Laute ist es schwer, eine allgemeine Regel festzustellen; jedenfalls geben die Ausdrücke «lang» oder «kurz» kein bestimmtes Zeitverhältnis an (wie etwa 2 : 1, 5 : 3). Meist ist die Bezeichnung der Vokale durch das Herkommen festgelegt; jedermann nennt das *a* in *Kamm* kurz, das *a* in *er kam* lang. Wird ein kurzer Vokal durch schnelles Tempo gekürzt, so nennt man ihn «überkurz»; ein gelängter langer Vokal heißt «überlang». Es ist Aufgabe der Experimentalphonetik, die Dauer der Vokale in jedem Einzelfall durch genaue Messungen zu bestimmen. So fand z. B. Wagner bei seinen Messungen des Reutlinger Dialekts für lange Vokale 0,3 Sek., überlange 0,6 Sek., kurze 0,2, überkurze 0,1. Ich erinnere auch an Gallée's Messungen der niederländischen Vokale.

Aus den jüngsten Vokaluntersuchungen hat sich ergeben, daß die Klangfarbe einen wichtigen und wahrscheinlich regelmäßigen Anteil am subjektiven Eindruck der Vokallänge hat. In bezug auf die (scheinbare) Dauer der französischen Vokale hat dies u. a. schon Aage Mönch festgestellt.

Neben Intensitäts-, musikalischem und Zeitakzent

---

[1]) «Durch Position» ist die Übersetzung von θέσει : συλλαβὴ θέσει μακρά. Die alten Grammatiker glaubten nämlich, daß eine solche Verlängung auf «künstlicher Festsetzung» (= θέσις) beruhe.

könnte man in der Tat von einem Klangfarbenakzent sprechen, insofern die einzelnen Lautgruppen auch noch durch die Klangfärbung der Vokale (eine Folge der Nebentöne; z. B. offenes und geschlossenes *e*) und der Konsonanten (*i*-Färbung durch Mouillierung, *u*-Färbung der Labiovelare) differenziert werden. Endlich gibt es auch einen Artikulationsakzent, bedingt durch die geringere oder größere Spannung der artikulierenden Muskel bei der Hervorbringung der Konsonanten.

Bibliographie. Hirt, *Der idg. Akzent*; ders., *Vom schleifenden und gestoßenen Ton in den idg. Sprachen*, IF. 1, 1 u. 195f.; IF. 7, 138 u. 185; 16, 71 usw. Masing, *Die Hauptformen des serbisch-chorwatischen Accents* St. Petersburg 1876; Passy, *Changements phonétiques* S. 105; Finck, *Über d. Verhält. des balt.-slav. Nominalakz. zum uridg.*, Marburg 1895; de Saussure. *Accentuation lituanienne*, IF. Anz. 6, 157; K. H. Meyer, *Slav. und idg. Intonation*, Heidelberg 1920.[1]) Kretschmer, *Idg. Akzent- und Lautstudien*, KZ. 31, 325; Jespersen, *Phonetik*. Zum Niederländischen vgl. van Ginneken, *Nieuwe Taalgids* 4, 1f. — Zur Positionslänge: Solmsen, *Untersuchungen* S. 161. — Über die Faktoren des Akzents vgl. Saran, *Deutsche Verslehre*, München 1907, S. 93ff.

2. Der indogermanische Akzent.

1. In der Werdezeit der indogermanischen Periode hatte vielleicht — denn diese Theorie ist nicht unbestritten — der Intensitätsakzent das Übergewicht über den qualitativen Akzent. Jedenfalls war aber in dem Zeitraum, der der Dialektscheidung unmittelbar vorherging, das Wesen des indogermanischen Akzentes vorwiegend musikalisch, wie u. a. aus dem altindischen und griechischen Akzent gefolgert werden darf.

a) Silbenakzent. Für die indogermanische Sprachgemeinschaft unterscheidet man vorläufig zwei Hauptarten des qualitativen Akzents, den Stoßton und den Schleifton; letzterer entstand wahrscheinlich durch Verlängerung eines langen Vokals um die More eines verschwundenen Lautes. Dies geschah entweder durch Zusammenziehung: gr. θεῷ aus uridg. **dhẹeso-ai*; oder durch das Verschwinden

[1]) Im Gegensatz zu den meisten andern Forschern tritt Meyer für die Ursprünglichkeit der slavischen und griechischen Intonation ein.

der zweiten Silbe: gr. ναῦς aus uridg. **nāu̯os*; oder dadurch, daß ein langer Diphthong mit Stoßton seinen zweiten (d. h. konsonantischen) Bestandteil verlor: gr. βῶν aus uridg. *gu̯ōu̯m*. Der Stoßton ist eingipflig; er hat nur einen dynamischen Höhepunkt mit einfach fallendem Ton. Das Litauische hat noch Stoß- und Schleifton erhalten.

Der Schleifton, der griechische Zirkumflex (vgl. S. 197), findet sich auch in einigen singenden Dialekten des Niederländischen, vgl. etwa *lōopen* im Gelderland und in Oberijssel; hier besteht das *ōo* in der Tat aus zwei Teilen, die sich nur wenig im Klang, aber ziemlich in der Tonhöhe unterscheiden; ähnlich im Nordbeveländischen (vgl. Verschuurs Darstellung). Auch bei den französischen Vokalen mit Zirkumflex findet man Schleifton.

Der Stoßton wird durch den Akut (´), der Schleifton durch den Zirkumflex (˜) angedeutet. Die niederdeutsche zirkumflektierte Betonung wird durch [:], bzw. [˙·] bezeichnet; z. B. *stī:f* 'Stärke, Kleister' (vgl. *stīf* 'steif'), *rō:t* 'Rat' (vgl. *rōt* 'Honigwabe'), *va˙l.* 'Fall', *zo˙n* 'Sohn'. Übereinstimmende Betonung im Vedischen, Griechischen und Litauischen kann uns oft über die Art des indogermanischen Akzentes unterrichten. Man vergleiche z. B. den Akzent von gr. θεά, gen. θεᾶς 'Göttin', mit lit. *mergà*, gen. *mergõs* 'Mädchen'; gr. βῶν, ved. *gām* 'Rind' (acc.); gr. κυνῶν, lit. *szunũ* 'der Hunde'.

Anm. Besonders vor silbenschließendem *r*, aber auch vor anderen Lauten entwickeln sich oft Übergangslaute oder Gleitlaute *(glides)*, die man meist durch *ə* bezeichnet, z. B. engl. *hair* = [hɛə] 'Haar'. Sie entstehen nach Ellis am häufigsten durch das Fortdauern des Expirationsstromes nach einem Vokal, während die Organe ihre Stellung zur Hervorbringung eines folgenden Lautes bereits geändert haben.

b) Der indogermanische Wortakzent war frei, durch die Anzahl oder Qualität der Silben nicht gebunden. Der Akzent fiel somit in verwandten Wörtern oder in den verschiedenen Beugungs- und Flexionsformen des gleichen Wortes nicht auf dieselbe Silbe, sondern einmal auf die Wurzel, ein andermal aufs Suffix. Bei der Nominalflexion nennt man die Kasus, wo der Akzent ursprünglich auf

der Wurzelsilbe oder dem stammbildenden Suffixe ruhte, stark; die, bei denen er auf die Endung fiel, schwach. In gleicher Weise unterscheidet man in der Verbalflexion starke und schwache Formen. Die indogermanischen Ablautserscheinungen sind meist eine Folge dieses wechselnden Silbenakzentes. Starke Kasus waren ursprünglich Nom., Akk., Vok. aller Numeri und Lok. sing.; z. B. gr. πατήρ ‘Vater’, πατέρ-ε, πατέρ-ες; πατέρ-α, πατέρ-ας; πάτερ; πατέρ-ι, Lok., der später als Dativ gebraucht wurde. In der sogenannten thematischen Flexion — in der der Stamm auf $^{e}/_{o}$ ausgeht — ist der Wortakzent schon vor der Dialektspaltung fest geworden. Aber in alten athematischen Präsentien und auch im Perfekt unterscheidet man wieder starke und schwache Formen. Stark ist der Sing. ind. praes. act. und der Sing. perf. act.; z. B. idg. **ésti* ‘er ist’ : skr. *ásti*, gr. ἐστί, lat. *est*, got. *ist*; — idg. **u̯óid̯a* ‘ich weiß’ : skr. *véda*, gr. οἶδα, got. *wait*.

Schwache Kasus waren Gen., Abl., Dat., Instrum. aller Numeri und der Lok. plur.; z. B. gr. πατρ-ός, πατρ-ῶν, πατρά-σι usw. Schwache Verbalformen traten auf im Dual und Plural ind. praes. act. und im Dual und Plural perf. act., weiter im ganzen Medium; z. B. idg. **s-énti*, **s-ónti* (Wurzel *es*) ‘sie sind’; skr. *sánti*, lat. *sunt*, got. *sind*; — idg. *u̯id-m* ⊥ ‘wir haben gesehen, wir wissen’, skr. *vidmá*, gr. *Ϝ*ἴδμεν (< **Ϝ*ιδ-μέν), got. *witum*.

Das Vedische hat den indogermanischen Wortakzent am getreusten bewahrt. Die Silbe, die im Vedischen den Hochton trägt (*udātta*), stimmt meist mit der auch im Indogermanischen am höchsten betonten Silbe überein; z. B. skr. *imás* ‘wir gehen’, idg. **imés*. Ebenso hat das Urgermanische noch, wie Verners Gesetz lehrt, die freie indogermanische Betonung bewahrt. Auch das Litauische und auf slavischem Sprachgebiet das Russische und Serbische kennen einen freien Wortakzent; doch deckt sich dieser bei der sogen. štokavischen Mundart des Serbischen nicht mehr mit dem des Urslavischen, sondern ist um eine Silbe nach dem Wortanfang hingerückt. Unter welchen Bedingungen der indogermanische Akzent im Litauischen und im Urslavischen auf der alten Stelle geblieben, unter welchen er verschoben ist, bedarf noch näherer Untersuchung. Ebenso ist es noch unentschieden, ob die hoch-

litauische Intonation, wie Bezzenberger und Hirt annehmen, oder die slavische, wie K. H. Meyer glaubt, der indogermanischen Intonation entspricht.

Außer dem Hauptton (1) haben wir in der Ursprache noch einen Nebenton (2), sowie in unbetonten Silben einen Schwachton (3) zu unterscheiden. Diese drei Stufen (mit Varietäten) zeigen sich im allgemeinen auch in den idg. 1 3 2 2 3 1
Einzelsprachen, z. B. nhd. *Vaterland*, *überzeugt*. Für das Deutsche nimmt Behn sogar fünf Intensitätsgrade an,
3 3 5 2 1 5 1 4 1 5 3 4 2 1
z. B. *das verlockendste Abenteuer, vielversprechende*.

Im Urgermanischen wurde der freie Wortakzent noch vor der Spaltung der germanischen Dialekte durch einen in der Hauptsache intensiven Wortakzent ersetzt, der auf der ersten Silbe ruhte (z. B. got. *fádar*, vgl. gr. πατήρ); nur in den Verbalzusammensetzungen hat die Stammsilbe den Wortakzent behalten, weil zur Zeit der Akzentverschiebung Präfix und Verbum noch kein einheitliches Ganze bildeten. Die germanische Akzentverschiebung ist jünger als die Wirkung des Vernerschen Gesetzes.[1])

Im Griechischen wurde der ursprünglich freie Wortakzent durch das **Dreisilbengesetz** eingeschränkt: der Akzent ruht auf einer der letzten drei Silben; die drittletzte Silbe ist nur dann betont, wenn die letzte kurz ist. Es konnten also am Ende eines mehrsilbigen Wortes in der Regel nicht mehr als zwei, und nur, wenn es auf einen Trochäus ausging, drei Moren unbetont bleiben. Kurze Diphthonge mit Schleifton waren im Indogermanischen wahrscheinlich dreimorig, mit Stoßton zweimorig; aber noch ehe das Dreisilbengesetz zu wirken begann, wurden beide um eine More verkürzt, so daß beim Auftreten der neuen Akzentuierung alle langen Vokale und Diphthonge zweimorig waren mit Ausnahme der ursprünglich gestoßenen Diphthonge *-oi*, *-ei*, *-ai*, die schon eine More verloren hatten. So entstand γενέων aus *γένε(σ)ων; φερόμενος aus *φέρομενος, vgl. skr. *bháramāṇas*.

---

[1]) Siehe jedoch R. C. Boer, Neophil. I, 110, der die Auffassung vertritt, daß die Wirkung des Vernerschen Gesetzes von dem neuen germanischen Akzent unabhängig sei.

Eine Eigentümlichkeit des griechischen Verbum finitum ist es, daß es den Akzent möglichst weit zurückzieht. Dies erklärte Wackernagel scharfsinnig aus der Enklise des Zeitworts. Das unbetonte Verbum mußte nach dem Dreisilbengesetz einen Nebenton erhalten (-̀ φερὸμεθα), der sich später zum Hauptton entwickelt hat. Dadurch wurde der selbständige Akzent in Formen wie *τιθεμέν, *γεγόνα, *γεγαμέν u. dgl. meist verdrängt.[1]) Das Dreisilbengesetz ist natürlich auch die Ursache des Sekundärakzents in ἄγγελός τις; σῶμά τινος; ἄγγελοί τινες usw.

Wo jedoch im Griechischen der alte Akzent ungestört bleiben konnte, ist er erhalten; vgl. etwa den Betonungsunterschied zwischen Nomina agentis und actionis in gleichen oder nahverwandten Wörtern wie τρόπος : τροπός, τρόχος : τροχός; ähnlich zur Geschlechtsunterscheidung: ἄγορος : ἀγορά; γόνος : γονή; τῖμος : τιμή. Doch fanden im griechischen Akzent auch außer dem Dreisilbengesetze noch einige Veränderungen statt, besonders diejenigen, welche durch das Wheelersche Gesetz formuliert sind: Daktylische Oxytona werden Paroxytona; vgl. z. B. ἐρυθρός, ἱερός, χθαμαλός gegen ἀγκύλος, ποικίλος, αἰόλος usw.

Die nicht hochtonigen (d. h. Akut oder Zirkumflex tragenden) Silben galten einfach als tieftonig (βαρεῖαι). Das Zeichen der Barytonese war der Gravis, der auf jeder Silbe, die weder Akut noch Zirkumflex trug, ruhen konnte.

Im vorliterarischen Latein mit Intensitätsakzent trug stets die erste Silbe den Hauptton.[2]) Aber zu Beginn des historischen Zeitraums wurde der lateinische Wortakzent von der Quantität der Pänultima abhängig. War diese lang, erhielt sie den Hauptton: *pepérci* aus *péperci*, war sie kurz, trug die Antepänultima den Hauptton: *confícimus* aus *cónficimus*. Bei Plautus findet man z. B. noch *fácilius*. Auch im Lateinischen kam also ein Dreisilbengesetz zur Anwendung. Wahrscheinlich ist der alte latei-

[1]) Daß die Akzentuation der finiten Formen des griechischen Verbums nicht *ausschließlich* nach Wackernagels Lehre zu erklären ist, zeigt Bezzenberger, BB. 30, 167 f.

[2]) Diese auf Dietrich (KZ. 1, 534 f.) zurückgehende Annahme ist neuerdings von Juret (MSL. 21, 93 f., 166 f.) bestritten worden, jedoch mit unzulänglichen Gründen.

nische Akzent als Nebenton bewahrt geblieben, denn er wirkt in den romanischen Sprachen fort, die gewöhnlich die erste Silbe der lateinischen Wörter betonen, während unbetonte Mittelsilben oft verschwinden, z. B. *mànsionáticum* 'Verbleib', frz. *maisnage, ménage.*

Ein Akzent, der auf der ersten Silbe ruhte, begegnet also im Germanischen, Italischen und auch noch im Altirischen. Manche nehmen, trotz wichtiger Unterschiede im einzelnen, mit Thurneysen an, daß diese gemeinschaftliche Neubildung auf einem engeren geschichtlichen Zusammenhang beruhte (vgl. oben S. 63). Von wo die Sprachwelle ausging, die diese Isoglosse schuf, ist schwer zu sagen; Hirt vermutet von einem Volke mit dynamischem Anfangsakzent, das durch Germanen, Kelten und Italer unterworfen wurde. Ob die Etrusker dieses Volk waren, ist sehr zweifelhaft. Sollte der italische Anfangsakzent in keinem historischen Zusammenhang mit dem der beiden anderen Gruppen stehen, so darf für ihn wohl vorderhand mit etruskischem Einfluß gerechnet werden.

c) Satzakzent. Unter «Satz» verstehen wir in der Regel, was Ries ein «Wortgefüge» nennt, d. h. eine Konstruktion oder Wortgruppe, die durch einen Gedanken und folglich auch durch die Betonung zu einer engeren Einheit verbunden ist.

Im allgemeinen kann man sagen, daß die indogermanische Akzentbewegung innerhalb einer Wortgruppe sich nach dem logischen Wert ihrer Teile richtete. Alle Wörter konnten in der Konstruktion unter bestimmten Umständen ihren selbständigen Akzent verlieren, d. h. sie konnten sich eng an die vorhergehenden oder nachfolgenden Wörter anschließen nach dem Prinzip der Enklisis und Proklisis. So besaß z. B. die idg. Partikel **que* 'und' keinen eigenen Akzent, sondern verband sich stets enklitisch mit dem vorhergehenden Wort, wie in historischer Zeit skr. *ca*, gr. τε, lat. *que*, got. *(u)h*. Ferner kannte man die Proklise von Pronomina und Präpositionen wie im lat. *inurbe*, mhd. *zelant*, oder nld. *tehuis* > *thuis* 'zu Hause'. Der Vokativ war am Anfang des Satzes orthoton, im Satze enklitisch. Im Griechischen war er meist enklitisch, wie sich aus dem vielfachen Gebrauch von ὦ

ergibt. So erklärt man auch den Akzent von πάτερ (32 mal bei Homer: Ζεῦπατερ), d. h. der Akut entwickelte sich aus dem Nebenton: Ζεῦπὰτερ; desgl. ἄδελφε, θύγατερ, δέσποτα usw. Das indogermanische Zeitwort war teils enklitisch, teils orthoton; letzteres stets zu Anfang der Konstruktion. Daraus erklärt man die Akzentuierung von gr. εἰπέ, ἐλθέ, ἰδέ, λαβέ. Nach Negationen und anderen Adverbien (Praeverbien), zu denen auch das Augment ἐ gehört, war das Zeitwort meist unbetont; also οὔφημι und auch ἔλαβον.

Stets schwach betont war das Zeitwort, wenn es auf das Subjekt folgte: *Romulus condidit Romam.*

2. Der **quantitative** Silbenakzent hängt, wie wir sahen, großenteils von der Quantität der Vokale ab. Welch wichtige Rolle die Quantität im lebendigen, gesprochenen Griechisch und Lateinisch spielte, ergibt sich zur Genüge daraus, daß das ganze Versmaß darauf beruhte. Die sogenannte metrische Dehnung ist vermutlich keine kunstmäßige, metrische Erscheinung, sondern stützte sich auf ein rhythmisches Gesetz, wodurch die Quantität der Volkssprache geregelt wurde. So erklärt de Saussure auch die griechischen Formen σοφώτατος, ἑτέρωθεν und Perfekta wie ὅλωλα und ὅπωπα.

Ferner verwiesen Niedermann und Juret auf lat. *resipīre* neben *sapere*, *reperīre* neben *parere* usw. in Verbindung mit der metrischen Unzulässigkeit der Reihenfolge ⏑ ⏑ ⏑, die durch ⏑ ⏑ –, – ⏑ ⏑ oder ⏑ ⏑, – – ersetzt wurde. Diese Volksmetrik kann dahin zusammengefaßt werden, daß man die Aufeinanderfolge von drei kurzen Silben durch Längung einer Silbe vermied.

Zum Schlusse sei noch auf das Zeitmaß des gesprochenen Volkslateins verwiesen, das Formen wie *ardus, caldus, soldus* neben *aridus, calidus, solidus* ins Leben rief: es sind dies die S. 119 erwähnten Allegro- und Lentoformen. Diese Ausdrücke werden zwar manchmal etwas reichlich verwendet; aber daß das Tempo durch Synkope verändert werden kann, ist unbestreitbar. Dieselbe soziale Erscheinung liegt übrigens auch in den Kurzformen der niederländischen Volkssprache vor wie *kraal* für *koraal* ‘Koralle’, *krant* für *courant* ‘Zeitung’ und wohl auch in nhd. Doppelformen wie ‘*Gleis*’ und ‘*Geleise*’.

Bibliographie. Griechisch. B. J. Wheeler, *Der griech. Nominalakzent*; Wackernagel, *Beitr. zur Lehre vom gr. Akzent*; *Der gr. Verbalakzent*, KZ. 23, 457 f.; dazu Bezzenberger, BB. 30, 167 f. und KZ. 42, 62 f.; Meillet, IF. 21, 339 f.; Vendryes, *Traité d'accentuation grecque*, Paris 1904; H. W. Chandler, *A practical introduction to Greek accentuation*[2], Oxford 1881. — Hirt, IF. 16, 71 ff.; Hermann, KZ. 40, 126 ff.

Lateinisch. Vendryes, *Recherches sur l'histoire et les effets de l'intensité initiale en latin*; Juret, *Dominance et résistance dans la phonétique latine*; Meillet, *La place de l'accent en latin*, MSL. 20, 165. Dietrich, KZ. 1, 543 f.; dagegen Juret, MSL. 21, 93 f. und 166 f.

Quantitätsrhythmus. De Saussure, *Une loi rhythmique de la langue grecque*; Wackernagel, *Altind. Gramm.* I, 310; Meillet, MSL. 11, 10; Juret, MSL. 19, 215; Niedermann, *Une loi rhythmique proéthnique en latin* in Mélanges Saussure S. 43 f. Eine allgemeine Behandlung des Sprechtempos bei Wackernagel, *Altind. Gramm.* I, 280; über Allegro- und Lentoformen vgl. Stolz, *Histor. Gramm.* I, 203; *Lat. Gramm.* S. 49; Skutsch, *Forschungen* I, 47; Sommer, *Handbuch* S. 33 u. bes. *Krit. Erläut.* S. 8. Gegen die ganze Theorie wendet sich Exon, Hermathena 15, 202 f.

Germ.-Italo-Kelt. Akzentgemeinschaft. Thurneysen, Rev. Celtique 6, 312; Stolz, *Hist. Gramm.* S. 95; Hirt, IF. 9, 284; dagegen H. Zimmer, *Festgabe für Albr. Weber*, Leipzig 1896, S. 79; H. Pedersen, KZ. 38, 338.

Germanisch. F. Kluge. *Das germ. Akzentgesetz* in Beitr. z. Gesch. d. germ. Konj. S. 131; A. Kock, *Zur urg. Betonungslehre*, PBB. 14, 75; S. Behn, *Der deutsche Rhythmus und sein Gesetz*, Straßburg 1912. Über die Rolle des Vernerschen Gesetzes bei der Rekonstruktion des idg. Akzents vgl. Gauthiot, MSL. 11, 193. Der eigenartige, u. a. von E. Maurmann, *Gramm. der Mundart von Mühlheim a. d. Ruhr*, Leipzig 1898; Nörrenberg, PBB. 9, 402; J. H. Kern, IF. 26, 258; Ramisch, DDG. 1, 6 besprochene niederdeutsche Akzent, bei dem die Stimme «von einem hochgegriffenen, scheinbar stark hervorgehobenen, schnell verlassenen Anfangstone zu einem tief gelegenen Endtone entschlossen hinabspringt», ist nicht zweigipflig und wird daher von Frings, DDG. 5, 7 und 224; 14, 278 f. nicht als Zirkumflex, sondern als Schärfung bezeichnet.

Satzakzent. Meillet, IF. 21, 339; Hirt, IF. 9, 284; ders., *Griech. Laut- und Formenlehre* S. 281 f.

---

3. Das Wesen des griechischen und lateinischen Akzentes.

Der griechische Akzent war bis etwa zum Beginn unserer Zeitrechnung überwiegend musikalisch; darauf erhielt der Intensitätsakzent die Oberhand und ersetzte

den musikalischen. In diesem musikalischen Akzent war der Akut steigend, auch noch in der zweiten More einer langen Silbe; der Gravis war fallend, der Zirkumflex steigend-fallend. Die verschiedene Betonung langer Silben, durch Akut oder Zirkumflex, beruht auf einer Betonung verschiedener Moren. Der Akut ist gleich ⏑ ⏓, der Zirkumflex ⏓ ⏑. Daher ἐστώς aus —ᾱώς, aber φιλῶ aus φιλέω; so auch δῆμος aus *δάαμος, gen. δήμου = δαάμου.

Das Lesbische zog den Akzent so weit als möglich zurück; daher lesb. Ζεῦς gegen att. Ζεύς.

Niemand bezweifelt den Intensitätscharakter des vorliterarischen Anfangsakzentes im Lateinischen. Dagegen war der geschichtliche Akzent wahrscheinlich doch vorwiegend musikalisch. Diese Theorie wird von den französischen Sprachforschern nach Weil und Benloew warm verteidigt, während die deutsche Schule bis auf wenige Ausnahmen (z. B. jüngst Bergfeld) noch immer an der Meinung festhält, daß auch der historische Akzent ein Intensitätsakzent gewesen sei. In diesem Falle müßten die Angaben der römischen Grammatiker, die deutlich auf einen musikalischen Akzent hinweisen, als gedankenlose Übertragungen der griechischen Akzenttheorie auf lateinische Verhältnisse betrachtet werden. Ferner spricht für die französische Auffassung die unversehrte Erhaltung der Vokalquantitäten und die Tatsache, daß eine quantitierende Poesie, so wie wir sie bei den Römern finden, nur Sprachen mit überwiegend musikalischem Akzent eigen ist. Sonst müßten wir wieder einen starken griechischen Einfluß annehmen oder eher eine sklavische Nachahmung griechischer Modelle entgegen dem Charakter der lateinischen Betonung.

Das Argument der Synkope, das man dagegen anführt, ist jedoch nicht zu unterschätzen, da diese meist einen Intensitätsakzent voraussetzt. Waren auch die meisten lateinischen Vokaltilgungen schon in vorliterarischer Zeit vollzogen, so bleiben doch noch zahlreiche Fälle unerklärt. Auch das Gesetz der Jambenkürzung (*breves breviantes*) ist mit dem musikalischen Akzent kaum vereinbar; es lautet: «Eine jambische Silbenreihe, die den Ton auf der kurzen Silbe trägt oder der die Tonsilbe unmittelbar

folgt, wird pyrrhichisch». Mir selbst scheint es, daß Abbot den richtigen Weg zur Erklärung eingeschlagen hat: das Volk hat immer am überlieferten lateinischen Intensitätsakzent festgehalten, aber in den höheren literarischen Gesellschaftskreisen konnte durch Einfluß der griechischen Lehrer ein musikalischer Akzent Wurzel fassen und sich entwickeln. Es ergibt sich hieraus wieder, wie wichtig es ist, zwischen Volkssprache und Kultursprache zu scheiden.

Zur Zeit des Prinzipats ist der Intensitätsakzent wieder in den Vordergrund getreten, und im 4. Jahrh. n. Chr. hatte er entschieden die Oberhand.

Bibliographie. Griechisch: A. Bally, *Accent grec, accent védique, accent indo-européen* in Mélanges de linguistique (1908); Ehrlich, *Unters. über d. Natur der gr. Betonung*; H. Hirt, *Zur Entstehung der gr. Betonung*, IF. 16, 71; E. Hermann, KZ. 40, 126; P. Kretschmer, *Der Übergang von d. musik. zur expirat. Betonung im Griech.*, KZ. 30, 591.

Lateinisch. Bes. Vendryes, *Recherches*; dann Ahlberg, *Studia de accentu latino*, 1905; Sommer, *Handbuch* S. 90; Walde, *Gesch. d. idg. Sprachwiss.* II, 1, S. 150; Skutsch, *Forschungen* I, 40 (schärfste Formulierung des deutschen Standpunktes), vgl. Glotta 4, 187; H. Bergfeld, *De versu Saturnio*, Gotha 1909, und bes. Glotta 7, 1. Vermittelnd: F. F. Abbot, *The accent in Vulgar and Formal Latin*, in Classical Philol. 2, 444, und Immisch, Neue Jahrb. 1912, 1, S. 51. — F. Muller, *Zur Wortbeton. in den osk.-umbr. Dialekten*, IF. 35, 187.

Drittes Kapitel.

Wort und Wurzel.

1. Wurzel, Stamm, Suffix, Endung.

Die indogermanische Lautlehre findet ihre Anwendung beim Vergleich von Wörtern oder besser Wortformen mit entsprechenden Wortformen der stammverwandten Sprachen. Die Rekonstruktion der indogermanischen Wortformen ist hierbei das zunächst zu erreichende Ziel (vgl. S. 39). Es mag zwar richtig sein, daß man immer nur in Sätzen gesprochen hat, oder wenigstens in solchen Wortformen, die als Sätze dienten; dies hindert aber nicht, daß das Wort stets eine selbständige Einheit bildete, die als solche auch vom Sprecher und Hörer gefühlt wurde. Um aber dieses Vergleichen ersprießlich

betreiben zu können, müssen wir uns zunächst Rechenschaft ablegen von den verschiedenen Bestandteilen, aus denen die Wortformen bestehen. Die Vergleichung geschieht nicht im ganzen, sondern betrifft einzelne Teile. Vergleichen wir die griechischen Wortformen δώτωρ, δώτορος, δωτόρων. δίδωμι, δώσω, ἔδωκα, δῶρον, δώς, δωτίνη, so bemerken wir sofort einen gemeinschaftlichen Bestandteil δω, der durch andere näher bestimmt wird. Diesen festen, wenigstens in jüngeren Sprachen nicht weiter zu zergliedernden Kern[1]) nennt man **Wurzel.** Sie schließt den allgemeinen Begriff der Wortfamilie oder -verwandtschaft in sich.

Ferner zeigt sich in den ersten der genannten Formen ein gemeinschaftlicher Bestandteil -τορ- (τωρ), den man in einer ganzen Reihe von Nom. agent. antrifft, wie ἄκ-τωρ ‘Anführer’ (vgl. ἄγω), θηρά-τωρ ‘Jäger’ (vgl. θηράω) usw. Dieses zweite Element, das den Begriff der Wurzel in gewisser Weise modifiziert und näher bestimmt, heißt **Suffix** (Anhängsel).[2]) So macht das Suffix -τορ- die Wurzel δω ‘geben’ zum Nomen agentis: δώτωρ ‘Geber’. Das deutsche Wort kann ebenso zerlegt werden: ***Geb-er.***

Die Wurzel kann durch das Suffix in verbaler Richtung bestimmt werden, z. B. im Griechischen durch i̯o: σπερ-i̯o- ‘ich säe’ > σπείρω; oder in nominaler Richtung, z. B. durch gr. o oder μ̥ : σπορ-ο- (in der Wurzel wechselt o und ε), σπερ-μ̥- ‘Saat’. Wurzel + Suffix nennt man **Stamm** oder **Thema,** und dieser Stamm ist, wie oben gesagt, verbal wie σπερ-i̯ο-, oder nominal wie σπορ-ο-, σπερ-μ̥-. Er ist primär, wenn die Wurzel durch ein einziges Suffix bestimmt wird, z. B. τῑ-μή ‘Ehre’, sekundär, wenn durch zwei oder mehrere, z. B. τι-μα-i̯ο- ‘ich ehre’ > τιμῶ; χαρ-ι-ϝεντ- ‘lieblich’ (also primärer Stamm + Suffix).

---

[1]) Einige Wurzeln der Ursprache sind noch weiterer Zergliederung fähig; darüber später.

[2]) Diese alte Benennung ziehe ich noch immer dem von Brugmann vorgeschlagenen Ausdruck «Formans» vor, trotzdem er ihn als einen Namen betrachtet, «der unmißverständlich auf alle Fälle paßt, wo man bisher von Suffix sprach, und der zugleich auf alle Affixe, die Infixe, sowie auch auf die sog. Wurzeldeterminative angewendet werden kann» (*Kurze vgl. Gramm.* II, 285).

Der veränderliche Bestandteil endlich, der die Beziehung des Wortes im Satze andeutet, wie Numerus, Kasus, Person, Modus usw., heißt **Endung**, z. B. δώ-τορ-ος, δω-τόρ-ων, δί-δω-μι; σπόρ-ο-ς; *χαρ-ι-ϝεντ-ς > χαρίεις.

Man vergleiche die lateinischen Formen: *dōs* 'Gabe' aus **dō-ti-s*, *da-mus* (*a* wechselt mit *ō*), *dō-nu-m*, *dō-na-re*, *da-tu-s*, *da-tor-es* und deutsche Formen wie *Geb-er*, *Geb-er-s*, *geb-en*, *Gif-t*, *ver-geb-ens*, *Gab-e* usw.

Manchmal fehlt das Suffix, z. B. bei den sogenannten athematischen[1]) Verbalformen: gr. δί-δω-μι, lat. *da-mus*, oder beim Wurzelnomen: gr. βοῦ-ς, lat. *bō-s* 'Rind'; gr. μῦ-ς, lat. *mū-s*, ahd. *mū-s* 'Maus'. Manchmal fehlt die Endung, wie bei gr. σπέρ-μα- im Nom., Akk. und Vok. Sing. Etwas ganz anderes ist die Tatsache, daß in den Einzelsprachen die Suffixe oder Endungen oft verloren gingen. Das Germanische verlor drei Kasusendungen: Ablativ, Lokativ und Instrumentalis. Letzterer war noch im Althochdeutschen lebendig, ist aber jetzt nur noch in rudimentären Formen erhalten, z. B. nhd. *heute* = ahd. *hiu taga* 'an diesem Tage'. Durch vielfachen Verlust von Suffix und Endung nähert sich das Englische immer mehr dem monosyllabischen Typus; vgl. die Lautgruppe [bɛə] = Verbum (*bear*), Nomen (*bear*) und Adjektiv (*bare*); vgl. S. 70.

Die Wurzeln zerfallen in nominale, die allgemeine Begriffe ausdrücken, und in pronominale, die mehr die Beziehung als die Beschaffenheit bezeichnen.

Außer den Suffixen gibt es noch **Infixe** (Einschaltglieder), z. B. idg. *-ne-*, *-n-* in skr. *yu-ñ-j-ánti*, lat. *iu-n-g-unt*, und **Präfixe** (Vorsilben), z. B. got. *ga-* (mit perfektivierender oder resultativer Bedeutung), gr. συν-, lat. *com-*. Solche Präfixe können mit der Wurzel verschmelzen, z. B. got. *fra-ítan* : nhd. *fressen*; got. *galaubjan* : nhd. *glauben*.

Präfixe, die schon in der frühindogermanischen Periode «wurzelhaft» geworden sind, heißen Präformanten, während die mit der Wurzel verwachsenen suffixalen Bestandteile Wurzeldeterminative genannt und so den Infixen gegenübergestellt werden; vgl. S. 315 f.

[1]) Mit Unrecht «ohne Bindevokal» genannt. Der Ausdruck «Bindevokal» erweckt die falsche Vorstellung, daß der Vokal dazu dient, die Wurzel mit der Endung zu «verbinden».

Suffixe und Präfixe werden auch unter dem Namen **Affixe** zusammengefaßt.

Es ist hier vielleicht die Bemerkung nicht unangebracht, daß der Spaltung des Wortes in Wurzel, Suffix und Endung, die der Sprachforscher für seine Zwecke unternimmt, in den Einzelsprachen keine Wirklichkeit entspricht. Sie hat daher weniger historischen als methodischen Wert. Dasselbe gilt für die indogermanische Ursprache, die das unmittelbare Ergebnis unserer Rekonstruktionen ist. Soweit wir zurückgehen können, beruhte auch in dieser die Einheit des Wortes nicht auf der logischen, wohldurchdachten Vereinigung verschiedener ungleichwertiger Bestandteile. Für die urindogermanische Entwicklungsperiode ist es jedoch sehr wahrscheinlich, daß die Wurzeln damals viele Umformungen erlebt haben.

Aber wie man auch hierüber denken mag, sicher ist es unzulässig, die verschiedenen Bestandteile der indogermanischen Wörter, auch in den Einzelsprachen, als reine Abstraktionen zu betrachten. Sie waren ehemals und bleiben auch jetzt noch Substitutionsbestandteile, die im Geiste des Sprechers mit bestimmten Begriffen verbunden sind, und gehören als solche der synchronistischen Sprachwissenschaft an.

---

2. Wurzel und Basis. — Zweisilbige Wurzeln.

Der Sprachforscher kann, wie gesagt, den Ausdruck «Wurzel» zur Bezeichnung des Wortteils, der den Grundbegriff einer Verwandtschaft ausdrückt, nicht entbehren. Statt dessen bedient man sich jedoch nach Fick und Hirt oft auch des Ausdrucks Basis, besonders im Hinblick auf Ablauterscheinungen.

Um jedoch jede Verwirrung zu vermeiden, ist es zu empfehlen, sich an die von Brugmann und Delbrück festgelegte Bedeutung dieser Benennung zu halten. Man gebrauche also das Wort «Basis» nur bei den Ablautserscheinungen im Hinblick auf den Lautwechsel; es bedeutet dann ein geschlossenes Ganzes, ein Wurzelwort oder Wortstück, also das unmittelbare Ergebnis der Rekonstruktion, das aus dem Vergleich der verschiedenen

Ablautformen hervorging. Es dient somit nur dazu, um unsere Anschauung vom Ablautsverhältnis auszudrücken. So gelangt man z. B. durch Vergleich der Verbalformen: skr. *bhávitum* 'sein', *bhūtás* 'seiend' und *bhávati* 'es wird' zu einer Basis BHEU̯Ā. Die Basis kann mit der Wurzel zusammenfallen, muß es aber nicht. Man kann auch die Suffixe auf Basen zurückführen, z. B. skr. *janí-tra-m*, gr. γενέτειρα < *γενε-τερ-ϳα 'Mutter'; Suffixbasis TERE. Ob diese selbst zusammengesetzt war, tut nichts zur Sache. Man unterscheidet also Wurzel- und Suffixbasis.

Im Anschluß an die Lehren der altindischen Grammatiker unterscheidet man zwischen *sēṭ-* und *aniṭ-*Wurzeln: jene gehen im Ai. auf *-i* aus, das auf idg. *ə* beruht und die Schwundstufe einer ursprünglichen Länge darstellt, diese entbehren des *-i*. Es ist das Verdienst des Genfers F. de Saussure, diesen Unterschied als allgemein indogermanisch erkannt zu haben.

Die zweisilbigen Wurzeln haben in ihrer gewöhnlichen Form in der ersten Silbe einen kurzen, in der zweiten einen langen Vokal, z. B. GENĒ 'gebären, hervorbringen', wozu u. a. gr. γένεσις 'Entstehung', γνωτός 'Bruder', γνήσιος 'von echter Abkunft', lat. *genitor* 'Erzeuger', *nāscor* 'ich werde geboren', got. *knōds* 'Stamm', *kuni* 'Geschlecht' gehören.

Durch völligen Verlust des Vokals in einer der beiden Silben kann die zweisilbige Wurzel monosyllabische Form annehmen. — Es mögen hier noch einige allgemeine Regeln folgen, die die Form der Wurzeln näher bestimmen.

1. Eine Wurzel kann mit einem stimmhaften nichtaspirierten Verschlußlaut nicht zugleich beginnen und endigen: BHEU̯DH ist möglich (gr. πεύθομαι < *φευθομαι), BEU̯D aber nicht.

2. Eine Wurzel, die mit einem aspirierten, stimmhaften Verschlußlaut beginnt, kann nicht auf einen stimmlosen ausgehen und umgekehrt: BHEU̯D ist möglich, BHEU̯T nicht.

3. Eine Wurzel darf niemals zwei aufeinanderfolgende Sonorlaute enthalten, die konsonantische Funktion haben (S. 186). Wurzeln wie TEU̯L, TEI̯RP sind also unmöglich. Von lat. *[com]moinis*, *communis* ist die Wurzel also nicht MOI̯N, sondern MOI̯; das *n* muß zum Suffix gehören.

Bibliographie. Den Ausdruck «Basis» gebrauchte zuerst Fick in Götting. Gel. Anz. 1881, S. 1427, in einer Besprechung des dritten Teils der MU. von Osthoff und Brugmann; vgl. Delbrück, *Einleitung* S. 134; Brugmann, *Kurze vgl. Gramm.* I, S. 139; Hirt, *Ablaut*, S. 2. Zu den zweisilbigen Wurzeln vgl. de Saussure, *Mémoire* S. 239; Bechtel, *Hauptprobleme* S. 193, Meillet, *Introduction* S. 130. Ferner Hirt, IF. 7, 185; Michels, IF. 7, 58; Kretschmer, KZ. 31, 373; Bezzenberger, BB. 17, 213.

---

3. Allgemeiner und besonderer Lautwandel. — Sandhi-Erscheinungen. — An- und Auslautsgesetze.

Jede Sprachveränderung ist, wie wir S. 82 sahen, entweder ursprünglich, oder sie beruht auf Sprachmischung oder auf Analogie. Nur die ursprüngliche ist die Folge der Vereinigung jener zahllosen Tendenzen, die von den Gliedern derselben Kultur- und Sprachgemeinschaft ausgehen und deren Verhältnis durch das Einheitsgefühl dieser Gemeinschaft geregelt wird. Wir nannten sie spontan, weil sie ohne äußere Ursache zustande kommt.

Oft aber legt man dem Worte «spontan» eine andere Bedeutung bei und nennt spontanen oder absoluten Lautwandel jene inneren Veränderungen, bei denen sich keinerlei Einfluß eines anderen Lautes, des Akzents oder des Sprechtempos geltend macht. Dagegen versteht man unter bedingtem Lautwandel einen solchen, bei dem äußere Faktoren wirksam sind. Diese Einteilung stößt jedoch auf große Schwierigkeiten, denn es scheint mir unmöglich, eine Lautveränderung anzugeben, die von den letztgenannten Faktoren wirklich völlig unabhängig ist.

Eine andere Einteilung spricht von allmählichem und von sprunghaftem Lautwandel; zu letzterer Gruppe gehören u. a. alle Assimilationen und Dissimilationen durch Fernwirkung, Haplologie, Metathese usw. Dagegen kann ein Übergang von *a* zu *e* in ahd. *gasti* zu *gesti* nur sehr allmählich stattgefunden haben. Diese Unterscheidung hängt natürlich aufs engste mit dem physiologischen Charakter der Laute zusammen, die Ausgangs- und Endpunkt des Übergangsprozesses bilden. Doch ist die Grenze zwischen beiden Erscheinungen sehr verschwommen, ein-

mal weil eine allmähliche Veränderung auch sprungweise auftreten kann, zum anderen, weil ein sprunghafter Lautwandel bei seiner allgemeinen Verbreitung über die ganze Kulturgemeinschaft sich sehr wohl auch zu einem allmählichen umbilden kann.

Die passendste und mit der Wirklichkeit am meisten übereinstimmende Einteilung scheint mir die, welche wir auch für den Bedeutungswandel angenommen haben, nämlich in allgemeinen und besonderen Lautwandel (S. 163). Auch hier ist die Grenze etwas fließend. Wir können aber doch im großen und ganzen sagen, daß der allgemeine Lautwandel die Sprachgemeinschaft in breitem Umfange einschließt und in seinem Gesamtverlauf kollektiv wirkt, daß er auf den langsamsten Kulturveränderungen und somit auch auf den langsamsten psychischen Vorgängen beruht und die größte Anzahl regelmäßiger Erscheinungen umfaßt; der besondere dagegen zeigt einen mehr individuellen Charakter, setzt bestimmtere Kulturbedingungen voraus und beschränkt sich auf enger begrenzte Gruppen von Spracherscheinungen. Der Hauptunterschied besteht jedoch darin, daß, während die den allgemeinen Lautwandel verursachenden sozial-psychischen Strömungen sich im wesentlichen unserem Forschen meist entziehen, die besonderen Veränderungen meist ohne große Schwierigkeit auf einige bestimmte Bedingungen zurückgeführt werden können.

Einige der wichtigsten und in der Entwicklungsgeschichte der Einzelsprachen am häufigsten vorkommenden Erscheinungen des besonderen Lautwandels lassen wir hier folgen. Wie die allgemeinen Veränderungen sind auch sie, obschon in minderem Maße, durch sprachmelodische Einwirkung auf das Tempo, durch Spannung der Artikulationsorgane, Stellung des Kehlkopfes, Atem, Klangfarbe und Stärke von Vokalen und Konsonanten bedingt und werden letzten Endes durch das Einheitsgefühl der Kulturgemeinschaft bestimmt. Man pflegt ihnen den Namen von Sandhi-Erscheinungen zu geben, obwohl man mit *sandhi* (eigentlich «Verbindung») streng genommen nur die Veränderungen bezeichnen kann, welche die Folge von Wortkontakt im Satzzusammenhang sind. Dagegen beschränken sich die Erscheinungen,

die wir hier zunächst im Auge haben, auf den Zusammenhang im Worte selbst. Es handelt sich um Lautbeeinflussungen, die sich hauptsächlich in der Richtung bewegen, daß von dem beeinflussenden auf den beeinflußten Laut eine bald angleichende, bald differenzierende Wirkung ausgeht. Folgen beide Laute nicht unmittelbar aufeinander, sondern befinden sie sich nur in derselben Worteinheit, so spricht man von Beeinflussung durch Fernwirkung.

Es ist ferner zu beachten, daß ein im Verlauf der Rede auftretender Laut einem doppelten psychologischen Einfluß unterworfen ist, teils der Einwirkung, die die folgenden Vorstellungen auf ihn ausüben, teils der vom bereits Gesprochenen ausgehenden Nachwirkung. Welcher von diesen Einflüssen als der stärkere die Oberhand behält, hängt zunächst von der phonetischen Natur der Laute ab; hier gilt überall das Recht des Stärkeren. Außerdem bewegen sich aber einige Sprachen in ihrer Denkweise mehr in vorwärtsschreitender Richtung und zeigen ein Bestreben, das Sprechtempo zu beschleunigen. So sind z. B. in den indogermanischen Sprachen im allgemeinen die regressiven Erscheinungen bedeutend in der Überzahl. Es ist jedoch auffallend, daß in den älteren indogermanischen Sprachdenkmälern, wie auch in der Kindersprache, die progressive Richtung stärker betont ist.

All diese Erscheinungen haben eine Erleichterung der Sprechbarkeit und der Artikulation zur Folge; hier wirkt ständig das große soziale Gesetz der Zweckmäßigkeit und Einfachheit (vgl. S. 83). Aber dieses Gesetz ist die Resultante zweier anderer unbewußter Strömungen, nämlich der Trägheit oder der Neigung zur Wiederholung bei Anpassungserscheinungen und der Unterordnung (oder des Rhythmus) bei Differenzierungserscheinungen.

I. Anpassungserscheinungen.

1. Konsonanten, die unmittelbar aufeinander folgen oder sich in zwei aufeinander folgenden Silben befinden, werden durch **Assimilation** einander ganz oder teilweise angeglichen. Sie tritt in Erscheinung bei Berührung oder durch Fernwirkung.

a) Bei Berührung. Völlige Assimilation tritt ein, wenn beide Konsonanten bereits mehrere Eigenschaften (Artikulationsstelle, Sonorität, Öffnungsgrad des Sprechkanals) gemeinsam haben und nur noch in einem Punkte sich unterscheiden. Dabei bieten gewöhnlich die Nasale mehr Widerstand als die Verschlußlaute, die Liquiden mehr als die Nasale. So entstand gr. ὄμμα ‘Auge’ aus *ὀπ-μα; συλλέγω ‘ich versammle’ aus *συν-λεγω; ᾔσχυμμαι, vgl. αἰσχύνω ‘ich schände’; hom. κάββαλε, καννεύσας, ἀμμίξας usw. nach Apokope der Präposition. — Lat. *terra* aus **ters-ā; siccus* aus *sit-co-s; concussi* aus *concut-sī; gemma* ‘Auge, Knospe’ aus *gemb-nā*. Ahd. *ummez* ‘Unmäßigkeit’ aus *unmez;* ndl. *balling* ‘Verbannter’, mnl. *ballinc* aus *banlinc, bannelinc*. Es werden hier bei völliger Assimilation also zwei aufeinanderfolgende Artikulationsbewegungen auf eine einzige, andauernde Bewegung zurückgeführt.

Bei teilweiser Assimilation verliert der Konsonant nur eine oder mehrere seiner Eigenschaften, um solche der benachbarten Konsonanten anzunehmen. So bleibt z. B. bei lat. *strictus* aus **strig-to-s* der Verschlußort im Sprechkanal für *c* und *g* derselbe, und das *c* nimmt bloß die Stimmlosigkeit des folgenden *t* an; bei ital. *stretto* ist die Assimilation dagegen wieder vollständig.

Man kann unterscheiden Assimilation des Stimmtones: lat. *actus* zu *ago, nupsi* zu *nubo, obdo* gegen *operio;* der Artikulationsart: *affero* aus *adfero, somnus* aus **sopnos. effero* aus *ecfero*; der Artikulationsstelle: *quicquam* aus *quidquam, differo* aus **disfero, tantus* aus **tamtus*.

Endlich scheidet man zwischen progressiver Assimilation, wenn ein vorangehender Laut einen folgenden beeinflußt, und regressiver, wenn ein nachfolgender Laut auf einen vorausgehenden einwirkt. Der Unterschied kann in der größeren oder geringeren Widerstandsfähigkeit eines der fraglichen Laute begründet sein. Wie oben gesagt, bieten die Liquiden meist mehr Widerstand als die Nasale, und diese wieder mehr als Reibe- und Verschlußlaute. Z. B. progressiv: lat. *collis* aus **col-nis* (vgl. lit. *kálnas* ‘Berg’); *ollus* ‘jener’ aus **ol-nos; pello* ‘ich stoße’ aus **pel-n-; ferre, velle* aus **fer-ze, *vel-ze*, urital. **fer-se, *vel-se;* lesb. ἔνεμμα ‘ich teilte zu’ aus *ἐνεμσα, vgl. att. ἔνειμα; ἄλλος aus *ἄλ̥ος; ahd. *frammort* ‘vorwärts’ aus *framwort*;

deutsch *Eimer* aus mhd. *ember*, ahd. *ein-bar*, *ambar* (frühe Entlehnung aus lat. *amphora*, gespr. *ampora*); nhd. *klimmen* aus mhd. *klimben*. Regressiv: gr. συλλέγω aus *συν-λεγω; ὄμμα aus *ὀπμα; σεμνός aus *σεβ-νος; äol. σελάννα aus *σελάσνα; lak. ἑλλά 'Sessel' : ἕδος, ἕδρα, got. *sitls*; λέλειμμαι : λείπω; λέμμα 'Schale': λέπω; hom. καννεύσας aus *κατ-νευσας; lat. *somnus* aus **sop-nos* < **sup-nos*; *terra* aus **ter-sa*; ahd. *nennen* aus urg. **namnian*.

Bei der regressiven Assimilation spielen vor allem die Verschlußlaute eine wichtige Rolle: lat. *aggredi*, *attrahere*, *apponere*, *quippe* (aus **quid-pe*); hom. κάββαλε, κὰγ γόνυ, κὰδ δέ, κὰπ πεδίον, κὰκ κεφαλῆς; vgl. deutsch (mit teilweiser Angleichung) *Imbiß* aus *Inbiß*.

Ferner ist die erst näher zu untersuchende Wirkung des Akzentes bei der Assimilation zu beachten. Für das Germanische nehmen manche Forscher an, daß indogermanisch Labial, Dental und Guttural + *n* durch Assimilation zu *pp* bzw. *tt* und *kk* wurden, wenn der auf *n* folgende Sonant im Indogermanischen den Hauptton trug; z. B. die Intensivbildungen nhd. *schlüpfen*, ndl. *slippen* : ahd. *slîfan*; nhd. *schlecken* : got. *bilaigōn* 'belecken'[1]).

b) Beispiele für Assimilation durch Fernwirkung. Progressiv: gr. μύρμηξ 'Ameise' aus *μυρϝᾱκ-; lat. *forfex* 'Schere' aus *forpex; vulva* 'Gebärmutter' aus *vulba*; got. *fimf* 'fünf': das zweite *f* aus indogermanischem stimmlosen Labiovelar, vgl. lit. *penkì*, gr. πέντε, äol. πέμπε. Regressiv: lat. *barba* aus **farbā*: ahd. *bart*; lat. *bibo* aus **pibō*; *quinque* 'fünf' aus **penqᵘe*; *quercus* 'Eiche' aus **perqᵘus*; *coquo* 'ich koche' aus **queqᵘō* < **peqᵘō*, vgl. skr. *pácati* 'er kocht' und abulg. *pekǫ* 'ich koche'; att. βόλυβδος 'Blei' aus μόλυβδος, während im modernen Lesbischen β—ν zu μ—ν (also zum homorganen Nasal) wird.

Diese Beispiele zeigen, daß die Assimilation durch Fernwirkung nur bei eng verwandten Lauten vorkommt.

2. Die **Vokalharmonie** (vgl. auch S. 43) ist im wesent-

[1]) Diese früher sehr verbreitete Anschauung ist gegenwärtig fast allgemein aufgegeben. Über die heute herrschende Auffassung vgl. Trautmann, Germ. Lautgesetze (1906) S. 62 ff. und Löwe, Germ. Sprachwissenschaft[3] 1, 77 ff. Vgl. auch unten, S. 293.

lichen nur eine Assimilation von Vokalen. In den uralaltaischen Sprachen wird durch sie ein bestimmtes Verhältnis von Wurzel und Suffix geschaffen; die Vokale des Suffixes richten sich jeweils nach denen der Wurzel, so daß die Vokale eines Wortes immer gleicher Art sind, entweder alle dunkel oder alle hell. Im Türkischen ist z. B. das Pluralsuffix *lar : ler;* der Plural von *at* 'Pferd' und *beg* 'Herr' lautet daher *at-lar* und *beg-ler.*

Vokalische Kontaktassimilation finden wir z. B. im Griechischen in dem Stadium, das der Kontraktion notwendig vorausging; also ὁράω > ὁρόω > ὁρῶ (vgl. S. 219); lat. *deico* > **diico* > *dico.* Partiell liegt diese Assimilation in dem Übergang von *eu* zu *ou*, z. B. lat. *iouxmentum* : *gr.* ζεύγνυμι. Bei der vokalischen Fernassimilation ergreift die progressive nur unbetonte Silben. Im Griechischen trifft man sie sporadisch fast nur auf Inschriften: Τριπτόλομος statt -πτόλεμος. Σίβιλλα statt Σίβυλλα. Häufiger ist sie im Lateinischen: *segetis, tegetis* für **segitis, tegitis; alacer* für **alicer, *alecris* (das in den romanischen Sprachen fortlebt). Die meisten Beispiele bieten wohl die Allegroformen, daher die zahlreichen Fälle im Volkslatein; z. B. *percolopare* bei Petron. 44 : gr. κόλαφος. Ahd. *hōhona* aus *hōhana* 'von oben'. Regressiv: gr. ὀδόντες aus *ἐδόντες; ἕβδομος aus ἕβδεμος; θαραπεύω aus θεραπεύω; βιβλίον aus βυβλίον: partiell: γόργυρα aus γέργυρα; völlig und partiell: ὀμόργνυμι aus *ἀμόργνυμι < *ἀμεργνυμι : ἀμέργω; besonders die Koine bietet Beispiele im Überfluß. Im Schriftlatein tritt diese Assimilation stets ein bei betonten Vokalen in offener Silbe; z. B. *bonus* aus *duenos; homo* aus *hemō; similis* aus **semilis; nimis* aus **nemīs* 'nicht zu wenig'. Vielleicht ist bei Fernwirkung zugleich auch der Einfluß der dazwischenliegenden Konsonanten im Spiel (also Umlaut), und bei Kontakt gewöhnliche Labialisierung und Palatalisierung. Nicht unwichtig ist auch hier Akzent und Sprechtempo und die soziale Gruppe, der der Sprecher angehört.

3. Bei der **Reduplikation** spielt die Vokalharmonie ebenfalls eine wichtige Rolle. Sie ist nur eine besondere Form der sehr allgemeinen Erscheinung der Laut- und Wortwiederholung, wie sie in primitiven Sprachen und

in der Kindersprache (*Mama*, *Wauwau*), meist mit intensivierender Bedeutung, häufig zu finden ist.

Ursprünglich bestand die Reduplikation in der völligen Wiederholung der Wurzel. Hiervon zeugen noch Formen wie γαρ-γαίρω 'ich wimmle', μαρ-μαίρω 'ich flimmre', lat. *mur-muro* 'ich murmle' u. ä. Später finden wir die Reduplikation von Präsens, Aorist und Perfekt in verkürzter Form, wie gr. ἵστημι aus *σιστᾱμι, lat. *sistō;* gr. ἔπεφνον, μέμονα, lat. *memordi*, *spe-(s)pondi*. Die Reduplikation erhält vor allem grammatikalischen Wert, der sich in der Gegenüberstellung der helleren Vokale in der ersten Silbe und der dunkleren der Wurzelsilbe ausdrückt. Später wurden die genannten lat. Formen wieder zu *momordi*, *spopondi* assimiliert.

4. Unter **Kontraktion** versteht man die Vereinigung von zwei Sonanten, von denen jeder einen besonderen Expirationsdruck hat, unter einem einzigen Silbenakzent, so daß entweder einfache lange Vokale (att. ὁρᾱ < *ὁραε) oder fallende Diphthonge (παῖς < *παϊς) entstehen. Diese Erscheinung zeigt sich nicht nur im Einzelleben der indogermanischen Sprachen, sondern kann auch für die indogermanische Ursprache bewiesen werden. So entstand z. B. aus **eḱu̯ā + ai* die Form des indogermanischen Dativs **eḱu̯āi̯*, lat. *equae*, vgl. gr. θεᾷ, got. *gibai*, lit. *taĩ* (pron.). Daß die Dativendung wirklich *-ai̯* war, wissen wir z. B. aus Formen wie gr. χαμ-αί 'zur Erde' und δόμεν-αι 'geben'. Durch indogermanische Kontraktion entstand meist Schleifton.[1]) Welcher Vokallaut überwog, ist oft schwer festzustellen; wir wissen jedoch sicher, daß *e + e* zu einem *e*-Laut (**e + *esm̥* 'ich war': gr. ἦα, skr. *ásam*) und *a + a* zu einem *a*-Laut wurde; *o + e* wurde wahrscheinlich *ē*, z. B. gr. ὠμηστής 'rohes Fleisch essend' : skr. *āmād* aus **ōmo-ed*.

Im Urgriechischen fand die Zusammenziehung höchstwahrscheinlich statt, wenn durch den Schwund von intersonantischem *s* und *i̯* neuer Hiatus entstanden war; das Digamma fiel erst später. War der zweite Vokal ι oder υ, so verband er sich mit dem vorhergehenden un-

[1]) Neben *-ai* hat auch die Dativendung *-ei* bestanden, vgl. Solmsen, KZ. 44, 161 ff.

gleichen zu einem Diphthong; z. B. εἰ aus *ἐσι : skr. *ási*; μένει aus *μενεσ-ι; δαυλός aus *δασυ-λο-ς, vgl. δασύς. Aber weitaus die meisten Kontraktionen fanden später in den einzelnen Dialekten statt, die hier voneinander abweichen. Als allgemeine Regeln lassen sich feststellen: 1. Bei qualitativer Gleichheit werden die Vokale zu den entsprechenden langen Vokalen zusammengezogen: z. B. ε + ε wurde im Ionisch-Attischen, Nordwestgriechischen und milderen Dorisch zu ει (= [ę̄]), anderwärts zu η: τρεῖς, τρῆς; ο + ο wurde in derselben Dialektgruppe zu ου, anderwärts ω: ἵππου und ἵππω. 2. Bei qualitativ verschiedenen Vokalen, wie ε und α, mußten zunächst gewisse Assimilationsprozesse eintreten (vgl. S. 218), die dann im gleichen Sinne fortgesetzt wurden. Dabei konnte die Qualität des einen Vokales völlig überwiegen; doch behielt, wie Eulenburg zeigte, bei quantitativem Unterschied die Qualität der Kürze nie die Oberhand. Die Qualität des sich behauptenden Vokals konnte sich auch ändern; z. B. ε + α > η und α + ο > ω: der geschlossene Vokal wird hier zum offenen; also γένεα > γένη; ὁράοντες > ὁρῶντες. Auch Zweisilbigkeit und Akzent scheinen hierbei eine Rolle zu spielen. Bei Homer ist ferner noch mit dem Zustand der textlichen Überlieferung zu rechnen.

Auch im Lateinischen fand Kontraktion in ausgedehntem Maße statt, hauptsächlich durch den Schwund von *h* und *v*, wobei entweder langer Vokal oder Diphthong entstand: *trēs* aus **treies*; *lātrina* ‘Waschraum’ aus *lāvātrina*; *nēmo* aus **ne-hemo* ‘kein Mensch’. Bei ungleichartiger Kontraktion ist progressive Zusammenziehung am häufigsten: *ē* + *ă* > *ē* : *dēgo* aus **dē-ăgō*; *ŏ* + *ĭ* > *oe* : *coetus* aus *cŏ-ĭtus*; *ŏ* + *ĕ* > *ō* : *cōmo* aus **cŏ-ĕmo*; *ŏ* + *ē* > *oe* : *coepi* aus *cŏ-ēpi*; *ŏ* + *ă* > *ō* : *cōgo* aus **cŏ-ăgo*. Regressiv entstand *amō* aus **amāō* < **amāiō*; die Erklärung *sōl* aus **sāol*, **sāuol* ist u. a. auch deshalb verdächtig, weil hier dann der längere Vokal gegen den kürzeren unterlegen wäre. Kontraktion findet nicht statt bei *ĕ* + *ă* und *ĕ* + *ŏ*; ebensowenig, wenn der zweite Vokal betont ist, z. B. *aénus*, *coáctus*.

Das Germanische kennt ebenfalls die Kontraktion in größerem Umfang; z. B. ahd. *niunto* ‘neunt’ < **niuundō*; mhd. *niht* ‘nicht’ < *ni-wiht* (*wiht* = etwas). Besonders

häufig war sie im Altnordischen: z. B. *fá* : got. *fāhan* ‘empfangen’; *fām* ‘wir empfangen’ aus **fahum*; *friáls* ‘frei’ aus **fri-hals* usw.

5. **Synizese** (συνίζησις, Verschmelzung). Antesonantische *i*, *e* und *u* werden oft rascher gesprochen und werden dann aus Sonanten zu Konsonanten, wobei sie fallende oder steigende Diphthonge bilden. Ist das Ergebnis ein fallender Diphthong, so besteht kein prinzipieller Unterschied zwischen Kontraktion und Synizese; doch wird letzterer Ausdruck besonders in der Metrik verwandt, z. B. lat. *deinde*, *dehinc*, *rei* (Lucr. III 918). Dagegen waren Formen mit steigenden Diphthongen *(avi̯um, aur̯a, gen̯a, abi̯ete)* nicht rein künstliche Erzeugnisse, sondern sie wurden durch die lebendige Volkssprache gestützt, wo unbetontes *lu* und *ru* zu *l̥* und *r̥* wurde; z. B. *milvus* aus *mil̥os*, *larva* aus *lar̥a*. Bei Homer finden wir Formen wie πόλ̥ος, θ̥εοί. Ziemlich häufig und schon früh tritt Synizese im Englischen auf; im Mittelenglischen z. B. wird skandiert: *fámuli̯ér*, *perpétu̯ellý*.

Das klassische Latein kennt beide Arten der Synizese. Dagegen haben Skutsch u. a. es wahrscheinlich gemacht, daß Plautinische Formen wie *eo*, *diu*, *diutius* usw. infolge des Gesetzes der Jambenkürzung eher als *ĕŏ*, *dĭŭ*, *dĭŭtius* zu lesen sind.

6. Über **Labialisierung** oder Rundung und **Palatalisierung** oder Mouillierung wurde schon S. 180 und 184 gesprochen; vgl. auch S. 248. Durch Labialisierung wird z. B. **ĝhu̯eros* zu lat. *ferus* ‘wild’, durch Palatalisierung gr. πλούτιος zu πλούσιος ‘reich’.

In beiden Fällen handelt es sich um Anpassungserscheinungen, durch welche die Artikulation der betroffenen Laute einander genähert wird, um einen Angleich der Konsonantenschattierungen an die benachbarten hellen oder dunklen Vokale und umgekehrt. Hier sei nur noch besonders auf den palatalisierenden Einfluß des *i* in lat. *filiam*, *seniorem* etc. hingewiesen, vgl. frz. *fille* und *seigneur*. Beide Erscheinungen können durchgreifend oder partiell auftreten.

7. Unter **Umlaut** versteht man einen assimilatorischen

Wechsel der Vokalqualität, der durch den Einfluß eines Vokals in benachbarter Silbe verursacht wird. «Umlaut» ist eigentlich nur ein allgemeiner Name für einen Komplex von Erscheinungen, die sich auf Palatalisierung, Labialisierung und vokalische Fernassimilation zurückführen lassen.

Ist der beeinflussende Vokal *e* oder *i*, also palatal, so entsteht die Lautveränderung durch Palatalisierung, ist er *o* oder *u*, liegt Labialisierung vor; bei *a* (und teilweise auch bei *u*) kann nur von Angleichung der Tonhöhe, also von Vokalharmonie, die Rede sein. Bei all diesen Erscheinungen wirkt der beeinflussende Vokal vermittelst des dazwischen liegenden Konsonanten auf den zu beeinflussenden Vokal (bezw. Vokale), während er selbst bleiben oder verschwinden kann. Der Zwischenkonsonant nimmt also die spezifische Artikulation des «umlautenden» Vokals in sich auf und überträgt sie auf den zu beeinflussenden Vokal. So lautet die jetzt geläufige, aber nicht unbestrittene Umlautstheorie.

Als Fälle griechischer *u*-Umlaute können die S. 218 angeführten Beispiele γόργυρα und ὀμόργνυμι betrachtet werden; *a*-Umlaut liegt vor in λακάνη aus λεκάνη 'Schüssel, Becken'. Im Lateinischen gilt die Regel, daß *e* in haupttonigen Silben durch *i*-Umlaut zu *i*, durch *o*-Umlaut aber zu *o* wurde, wenn der Zwischenkonsonant ein stimmhafter Verschlußlaut oder *h* war und die anlautenden Konsonanten kein Hemmnis bildeten: z. B. *modus* aus **médos*, vgl. *meditari*; *nihil* aus **né-hilo(m)* 'kein Bißchen'.

Im Germanischen tritt *i*-, *a*- und *u*-Umlaut auf. Der *u*-Umlaut ist hiervon der jüngste und allein dem Altnordischen und Altenglischen eigen. Der *i*- und *a*-Umlaut (letzterer von Grimm «Brechung» genannt) sind gemeingermanisch. Der zeitliche und örtliche Verlauf dieser Bewegung ist jedoch nicht in wenigen Worten zu schildern, weshalb hier auf die Fachliteratur verwiesen werden muß. Vgl. u. a. fürs Westgermanische Van Helten, PBB. 34, 101—127, fürs Altnordische Axel Kock, *Umlaut und Brechung im Altschwedischen*, sowie Boer, *Oergermaansch Handboek*, S. 53 f.

Bibliographie. Wundt, *Die Sprache* I 385, 419; Passy, *Changements phonétiques* S. 223. Anregende, aber das Individuelle

zu sehr betonende Gedanken bei Henry, *Antinomies* S. 66. Die gewöhnliche Einteilung in absoluten und bedingten Lautwandel u. a. bei Delbrück, *Einleitung* S. 147, und Brugmann, *Kurze vgl. Gramm.* I 38.

Assimilation. Vendryes, MSL. 16, 53 (nur teilweise richtig); Wundt, *Die Sprache* I 420, 432; Passy, *Changem. phon.* S. 168; Wechssler, *Giebt es Lautgesetze?* S. 140; Juret, *Dominance* S. 24 und passim. Über βόλυβδος siehe E. Schwyzer, Neue Jahrbücher 3, 253; über μύρμηξ Solmsen, KZ. 34, 18. Auch Kretschmer, *Der heutige lesbische Dialekt*, Wien 1905.

Vokalharmonie. Wundt, *Sprache* I, 421. Die vulglat. Formen bei Lindsay-Nohl, *Die lat. Sprache* S. 232; die griechischen bei Joh. Schmidt, KZ. 32, 321. Weiter Solmsen, *Beitr. z. griech. Wortforsch.* S. 214 und Havet, MSL. 6, 27.

Reduplikation. Meillet, MSL. 12, 215; v. Ginneken, *Principes* S. 392.

Kontraktion. Wackernagel, KZ. 25, 265; 27, 84; Zupitza, KZ. 42, 66; Hirt, *Handbuch* S. 174f. Zum Attischen bes. Schulze, *Quaestiones epicae* S. 163; Solmsen, KZ. 32, 536; Eulenburg, IF. 15, 129. Zu Homer: Bechtel, *Vocalcontraction*; Hartel, Z für österr. Gymn. 1876, S. 621. Über Zweisilbigkeit und Akzent bei Wackernagel, KZ. 29, 138. Zum Latein: Stolz, IF. 18, 464; Birt, Rhein. Mus. 34, 2 und 52 Suppl., S. 22; Solmsen, *Studien* S. 55; Sommer, *Krit. Erläut.* S. 36.

Synizese. Skutsch, *Satura Viadrina*, Breslau 1896, S. 122; ΓΕΡΑΣ (Festgabe Fick), Göttingen 1903, S. 108; ferner Wallstedt, *Stud. Plaut.* S. 56; Ralford, Class. Phil. 3, 153; Marx, Ber. der sächs. Ges. der Wissensch. 59, 134.

Umlaut. Oben S. 222. Die gewöhnliche Formulierung der germ. «Brechung» überprüft O. Bremer, IF. 26, 148; sein Ergebnis ist schwerlich stichhaltig.

II. Differenzierungserscheinungen.

1. **Dissimilation** ist die Differenzierung zweier innerhalb derselben Artikulationsreihe liegenden Laute. Man betrachte die Dissimilation keinesfalls als Gegensatz zur Assimilation, denn beide Erscheinungen bezwecken leichtere Sprechbarkeit, wenn auch mit anderen Mitteln. Bei der Dissimilation sucht man Gleiches durch Ähnliches zu ersetzen, wobei der von Grammont aufgestellte Grundsatz zur Geltung kommt, daß die Wiederholung einer Artikulationsbewegung, die zweimal ausgeführt werden sollte, vermieden wird.

Nun bietet, wie Grammont weiterhin zeigt, nach dem Gesetze des Stärkeren naturgemäß der dominierende Laut

den größten Widerstand, da er durch Akzent, Assoziationsvorstellungen, Stellung im Worte und ähnliche Momente unterstützt wird. So behauptet sich z. B. in lat. *singularis* das *l* durch Assoziation mit *singuli*; oft bleibt auch der letzte von zwei Konsonanten erhalten. Besonders scheint die Wiederholung von *r* und *l*, *m* und *n* zu ermüden. Dem begegnet der Sprecher, indem er entweder einen ähnlichen Laut an die Stelle eines dieser Laute setzt (wie man etwa beim Klavierspiel die gleiche Taste mit einem anderen Finger anschlägt) oder den Laut gänzlich verschwinden läßt, falls der Lautkomplex dies gestattet.

a) Die Dissimilation bei Berührung nennt Meillet speziell «Differenzierung», weil hierbei eigentlich nicht die Fortsetzung derselben Artikulationsbewegung, sondern die Fortsetzung (oder das Anhalten) derselben Artikulationsstellung vermieden wird; auch wird hierbei nur Ähnliches (nicht Gleiches) noch stärker unterschieden. So z. B. lat. *carmen* aus **can-men* : *cano*; *germen* aus **gen-men* : skr. *jánman-* 'Ursprung'. Auf Vokaldifferenzierung beruht das Wiederauftreten des attischen ᾱ nach hellen Vokalen, sowie Erscheinungen wie ἀήρ statt ἠήρ, hom. δυσαής 'mächtig wehend', oder der Übergang von urgr. α zu ε unmittelbar vor *ō*-Lauten, z. B. hom. οὖδας, gen. οὔδεος; μενοινᾷ, aber μενοίνεον; herodot. ὁρέω usw. Infolge des letztgenannten Lautgesetzes konnten die Verba auf -άω analogisch zu denen auf -έω übergehen. Eine ähnliche Erscheinung ist lat. *e* nach *i* in *soci-etas*, *pi-etas*, *vari-etas* gegen *nov-itas*, *car-itas*; so auch *foveo*, *favilla* (vgl. unten). Im Nord- und Westgermanischen wurde die Gruppe *fl-* (zwei Dentale) zu *fl* (d. i. Labiodental + Dental) differenziert, z. B. ahd. *fliohan*, an. *flýja* : got. *pliuhan* 'fliehen'; ferner ist zu verweisen auf die Diphthongierung von ahd. *fuoz* : got. *fōtus* 'Fuß', und die nnl. Diphthonge [œi] und [ei] — *ui* und *ij* geschrieben — aus mnl. *uu* und *ii*.

b) Bei der Ferndissimilation sind wieder progressive und regressive Fälle zu scheiden. Progressiv: gr. κεφαλαργία 'Kopfweh' aus **κεφαλαλγία; μορμολύττω aus μορμορύττω: μόρμορος 'Furcht'. Durch Wirkung des Digammas wird folgender *u*-Diphthong zu einem *i*-Diphthong dissimiliert, z. B. ἔϝειπον aus **ἐϝευπον; ἀείδω aus

*ἀϝευδω; εἴρηκα aus *ϝεϝρηκα. Lat. *militaris* aus **militalis*; *simulacrum* aus **semelā-clom*; *lucrum* aus **lu-clom*; *consularis* aus **consulalis*; *largus* aus **lalgus*. — Regressiv: gr. θηλητήρ 'Jäger' aus θηρητήρ; λάρναξ 'Kasten' aus *ναρναξ; ἀργαλέος 'lästig' zu ἄλγος 'Pein'. Lat. *peregrinus*, ital. *pellegrino*; *venenum*, ital. *veleno*; *Parilia* 'Fest zur Ehre der Pales' aus *Palilia*; *caeruleus* wahrscheinlich aus **caeluleus* : *coelum*; *meridies* aus **medī-diēs* : *medius*, unter Mitwirkung des labialen Anlauts. Um die Erhaltung des *s* in *caesaries* und *miser* zu erklären, die dem Rhotazismus widerspricht, hat man nicht ohne Grund den dissimilatorischen Einfluß des *r* geltend gemacht.

Im Germanischen findet man fast nur progressive Dissimilation; z. B. nhd. *murmeln*, *Turteltaube*, ahd. *martela* 'Marter' : lat. *murmurare*, *turtur*, *martyrium*; ferner *Marmel*, Nebenform zu *Marmor*. Das Limburgische zeigt dagegen für nl. *marmer* 'Marmor' durch regressive Dissimilation die Form *malmer*.

Wie man sieht, bleibt die Ferndissimilation ziemlich auf Liquiden und Nasale beschränkt. Sie steht in engerer Beziehung mit bestimmten Gruppen von Personen, so daß die älteren Formen oft neben den jüngeren bestehen bleiben; der Unterschied zwischen Volks- und Kultursprache ist hier besonders groß.

c) Bei dem bekannten dissimilatorischen Konsonantenschwund handelt es sich um einen Vorgang, bei dem einer von zwei gleichen Lauten ausfällt. Dies läßt sich in die Formel fassen: regressiv $x - x > 0 - x$, progressiv $x - x > x - 0$. Z. B. gr. ἔκπαγλος 'entsetzlich' aus *ἐκπλαγλος : πλήσσω 'ich schlage'; φατρία aus φρατρία; ἀργός aus *ἀρτρός; vulglat. *castorum* aus *castrorum*, *crebesco* aus *crebresco*.[1]) So verschwand auch urgr. *k* vor *s* + *k*-Laut: ἑίσκω aus *ϝε-ϝικ-σκω; δίσκος aus *δικ-σκος; und auf demselben Wege wurden verschiedene andere Konsonantengruppen vereinfacht. Vielleicht enstanden auf diese Weise auch reduplizierte Formen wie ἔκτημαι, ἔγραμμαι; vgl. lat. *si-sto* aus **sti-sto*. — Ferner lat. *cerealis* aus **cereralis* : *Ceres*;

[1]) Mit Recht betont Schopf, daß eine entgegengesetzte Erscheinung die Hinzufügung eines bereits vorhandenen Lautes an anderer Stelle ist, der sog. assimilatorische Zuwachs; z. B. regressiv: *Octobres* > *Octrobres*; progressiv: *perpetuus* > *perpertuus*.

praestigiae aus **prae-strīgiae* : *praestringo*; *fistula* wahrscheinlich aus **flistula*, vgl. anord. *blīstra* ‘pfeifen’; *expergiscor* aus **expergriscor*.

Auch außerhalb der Dissimilation werden im Griechischen, Lateinischen und Germanischen hinderliche oder zu umfangreiche Konsonantengruppen vereinfacht; doch kann darauf hier nicht näher eingegangen werden.

d) Hauchdissimilation ist eine indische und griechische Erscheinung, wobei anlautende Aspiration verschwand, wenn zu Beginn der nächsten oder übernächsten Silbe eine Aspirata oder *h* folgte. Z. B. ἔχω aus *σέχω, aber ἕξω; ἴσχω aus *σι-σχω; so auch τριχός, aber θρίξ, τίθημι, κίχημι; τρέφω, aber θρέψω: Grassmanns Gesetz (vgl. S. 30, 295) ist also nur eine Dissimilationserscheinung. Auch im Sanskrit steht *dá-dhāmi* für **dha-dhāmi*. Walde glaubt beweisen zu können, daß auch im Italischen anlautende Media aspirata vor Konsonant zur Media dissimiliert wurde; z. B. *gradior* aus **ghr̥dhior* : got. *grids* ‘Schritt’, während sonst *gh* vor Konsonant zu *h* werden und verschwinden mußte, wie in *ravus* ‘graugelb’ < **ghrāu̯os* : ahd. *grāo* ‘grau’. Vgl. auch die abweichenden, von Collitz (*Germ. Prät.* S. 113 f.) beobachteten Dissimilationserscheinungen.

2. Eine Art von Kontaktdissimilation zwischen all jenen Konsonanten untereinander, welche im Hinblick auf ihre Dehnbarkeit im Gegensatz zu den Explosiv- oder Momentanlauten auch Dauerlaute *(Continuae)* heißen, bildet die **Entwicklung von Konsonanten** zwischen *s*, *r*, *l*, *m*, *n* einerseits, *r* und *l* andrerseits. Der erstere Laut wird hierbei durch eine Explosiva gelängt (d. h. er setzt sich als homorganer Verschlußlaut fort), so daß die betreffenden Dauerlaute getrennt werden. Im Germanischen, Letto-Slavischen und Thrakischen entstand so die Gruppe *str-*, z. B. Στρυμών, ahd. *stroum*, an. *straumr*, nhd. *Strom*, abulg. *ostrovŭ* ‘Insel’, lit. (dial.) *strovė̃* : skr. *srávati* ‘er strömt’. Im Niederländischen erklärt sich auf diese Art auch *stroop* ‘Sirup’ nach Synkope des *i* in *siroop* und *kastrol* aus frz. *casserolle*.

Weiter sind hier zu nennen die gr. Gruppen -μβρ-, -μβλ-, -νδρ-, anlautend βρ-, βλ-, δρ-; z. B. ἄμβροτος ‘unsterblich’,

βροτός ‘Sterblicher’ < *μβροτος; μορτός (Hesych.); Gen. ἀνδρός : Nom. ἀνήρ ‘Mann’, Akk. hom. ἀνέρα. Lat. *exemplum*, vielleicht aus **exemlum*, vgl. *eximo* ‘ich nehme aus’; *rastrum* ‘Karst, Harke’ aus **rāsrom* < **rādtrom (rādo)*; *compsi*, *dempsi*, *prompsi*. Ferner nhd. *eigentlich* für *eigenlich*; *Fähndrich* für *Fähnrich*; und viele ndl. Ortsnamen wie limb. *Tiendre*, *Doondre*, *Wielder* für *Tienrade*, *Doenrade*, *Wylre*. Man denke auch an frz. *gendre* aus **genro* < *generum*, und *pondre* ‘Eier legen’ aus *ponere* (mit Begriffsverengung in der bäuerlichen Sondersprache). Dieselbe Erscheinung tritt auch zwischen Dauerlauten und Dentalen auf: *comptus*, *demptus*, *promptus*, vulgär *autumpnus*; nhd. *Vernunft* : *vernehmen*, *Zukunft* : *kommen*.

3. Die **Haplologie** (ἁπλολογία, «Einmalsagen»), der Verlust einer gleichen Silbe oder einer Silbe, die mit dem gleichen (oder sehr ähnlichen) Konsonanten beginnt, ist ein Fall von silbischer Dissimilation. Die schwächere Silbe wird durch die überwiegende verdrängt. Gr. att. ἀμφορεύς ‘Krug mit zwei Henkeln’ für (hom.) ἀμφιφορεύς: zum Übergewicht der Silbe φορ mag die Assoziation mit φορεύς, φορά u. ä. gewiß nicht wenig beigetragen haben. Ferner hom. κελαι-νεφής ‘schwarz umwölkt’ aus *κελαινο-νεφης; ἄντιτα ἔργα ‘Rache’ aus *ἀντι-τιτα; ξύλοχος ‘Gebüsch’ aus *ξυλο-λοχος; θάρσυνος ‘mutig’ aus *θαρσο-συνος. Wahrscheinlich ist auch die Apokope von Präpositionen wie κατά, πότι in κάββαλε usw. (vgl. S. 216) von Fällen ausgegangen, in denen auf die Präpositionen mit τ in der zweiten Silbe ein mit Dental anlautendes Wort (meist der Artikel) folgte; z. B. ποτ(ὶ) τό; κατ(ὰ) τόν usw. Lat. *nutrix* für **nutritrix*; *semestris* für **semi-mestris*; *stipendium* vielleicht für **stipipendium*; *medialis* für **medidialis*. Ahd. *swibogo* aus **swibi-bogo*; fr. *idolâtre* aus *idololâtre*. — Mit Fernwirkung z. B. lat. *lapicida* für **lapidicida*; *hospes* aus **hosti-pot(i)s*.

4. **Gemination** oder Verdoppelung. Steht ein Konsonant zwischen zwei Vokalen, so kann die Silbengrenze *vor* ihm liegen: *ra-ten* oder *nach* ihm: *Ver-ein*, oder *in* ihm. In letzterem Falle wird, wie S. 187 erwähnt, bei Verschlußlauten die Dauer des Verschlusses, bei anderen Lauten die Dauer der Artikulationsstellung verdoppelt.

Der dadurch hervorgerufene Doppeleindruck findet graphisch seinen Ausdruck in einem Doppelkonsonanten. Z. B. att. ναῦλλον, ναῦλον 'Fährgeld'; lat. *cuppa*, *cūpa* 'Faß'; *littera*, *lītera* 'Buchstabe'. Die Beispiele zeigen, daß die Gemination oft von Verkürzung des vorhergehenden (haupttonigen) Vokals begleitet ist. Im Lateinischen hing die Verdoppelung sicher mit dem vorliterarischen Intensitätsakzent zusammen; auch findet man sie hier vor allem in der Volkssprache.

Im Westgermanischen konnte Gemination durch folgendes *j*, *w*, *l* und *r* verursacht werden. Am häufigsten ist sie bei *j*, dessen Einfluß nur *r* sich entzog; vgl. got. *bidjan*, ahd. nhd. *bitten* gegen got. *nasjan*, ahd. *nerian* > nhd. *nähren*. Die Gemination durch *l* und *r* beschränkt sich auf die Tenues. Fr. Kauffmann (PBB. 12, 504 ff.) hat für die Fälle wie *Knappe* neben *Knabe*, *Rappe* neben *Rabe* den Ursprung der Gemination dem Einfluß eines *n* zuschreiben wollen, das in den schwachen Kasus der *n*-Deklination ursprünglich unmittelbar auf den wurzelschließenden Konsonanten folgte, doch kann diese Annahme nicht für gesichert oder wahrscheinlich gelten; vgl. namentlich Löwe, *Germ. Sprachw.*[3] 1, 77 ff.

Oft wird die Geminata vereinfacht, wie fast stets vor Konsonant: gr. δύστηνος 'unglücklich' < *δυσστηνος; lat. *distare* < **disstare*. Germanische Geminata wird vereinfacht unmittelbar nach Konsonant oder langem Vokal: an. *uppe* 'oben', ae. an. *upp*, aber ahd. *ūf*, ae. an. *úp*.

Über Gemination durch Assimilation siehe I, 1*a*, S. 216.

5. Unter **Synkope** (συγκοπή) versteht man das Ausstoßen eines kurzen Vokales zwischen zwei Konsonanten. Sie ist im Lateinischen vor allem an den vorliterarischen und geschichtlichen Intensitätsakzent der vorhergehenden Silbe (vgl. S. 207) gebunden, sowie an die Länge der folgenden Silbe (wie zuerst v. Planta feststellte); z. B. *ardēre* : *drĭdus*; *disciplina* : *discípulus*; *valdē* : *válidus*; *vindemia* < **víno-demia*; *cupressus* < **cúparissus* : gr. κυπάρισσος.

Außerdem waren bei der Synkope auch noch andere Faktoren maßgebend, wie Anzahl und Stellung der Silben,

Art der vorhergehenden Konsonanten, Analogie. Fast immer fand sie statt nach Liquiden, Nasalen und *u̯* und zwar meist nach dem Hauptton: *princeps* < **prīmocaps*; war die erste Silbe nach dem Hauptton lang, so betraf die Synkope die folgende (kurze): *corolla* < **córōn(o)la*. Man denke auch an *repperi, rettuli* aus **répeperi, rétetuli*. Beispiele vortoniger Synkope sind vielleicht *frigdária, caldárius, postrídie* usw. Auch darf man wohl die Imperative *dic, duc, fac, fer* mit Skutsch als das Ergebnis von Synkope bei antekonsonantischer Stellung auffassen; doch vgl. auch W. Horn, *Sprachkörper und Sprachfunktion* (1921), S. 39. Noch in historischer Zeit stehen *dice* : *dic, duce* : *duc* als Dubletten nebeneinander. Wo synkopierte und nichtsynkopierte Formen auch später nebeneinander bestehen, also nicht einer Übergangszeit angehören, darf man sicher annehmen, daß die synkopierten die flüchtigeren Allegroformen der Volkssprache darstellen (vgl. S. 119); z. B. *soldus* neben *solidus*; *postus* neben *positus*; *virdis* neben *viridis*. Nach Quintil. I, 6, 17 empfand Augustus eine Form wie *calidus* als pedantisch.

Im Urgermanischen war die Synkope in Mittelsilben unbekannt. Fürs Gotische führe ich an: *þiumagus* 'Knecht' aus **þiwa-magus*; *brūþfaþs* 'Bräutigam' aus **brūþi-faþs*. Im Westgermanischen gilt die Regel, daß *ĭ* und *ŭ* in dreisilbigen Wörtern nach langer betonter Silbe synkopiert werden, aber nach kurzer erhalten bleiben; z. B. ahd. *hōrta* 'ich hörte' : got. *hausida*, aber ahd. *nerita* 'ich rettete' : got. *nasida*. So erklärt man auch die ae. Präterita *sende, hȳrde, kyste* (aus **sandidō, *hauzidō, *kussidō*) neben *nęrede, frȩmede*. Ferner wurden im Westgermanischen, besonders im Altenglischen, *a, e* und *o* nach langer betonter Silbe synkopiert.

Anm. Wenn bei Synkope ein vorhergehendes postkonsonantisches *i̯, u̯, r, l* oder *n* die Funktion des verschwindenden Vokals übernimmt, nennt man dies mit einem der altindischen Grammatik entlehnten Ausdruck *Samprasāraṇa*, d. h. 'Auseinanderrückung', z. B. lat. *ager* aus **agrs* < **agros*.

6. **Metathese** (μετάθεσις) oder Lautumstellung tritt ebenfalls im Kontakt oder durch Fernwirkung ein.

a) Im Kontakt: gr. τίκτω 'ich bringe hervor' aus *τιτκ-ω; δάκτυλος 'Finger' aus *δατκυλος. Lat. *ascia* 'Beil' : gr. ἀξίνη; mhd., nhd. *wespe* : ahd. *wefsa* (vgl. lat. *vespa* und dial. «Weps»).

b) Durch Fernwirkung: Eine Liquida, die bei einem Geräuschlaut steht, «springt über» oder wird doppelt gesetzt, wenn das Wort einen zweiten Geräuschlaut enthält, der dem ersten gleich oder artikulatorisch oder akustisch verwandt ist; bei nichtverwandten Geräuschlauten ist die Erscheinung seltener. Z. B. gr. κάτροπτον aus κάτοπτρον. Ziemlich vereinzelt steht σκέπτομαι 'ich spähe', σκόπος 'Späher' : lat. *specio*. Vulglat. *cocodrillus* aus *crocodillus*; *coācla* aus *cloāca*; *pristrinum* aus *pistrinum*. An. *fífrildi* aus *fífildri* 'Schmetterling'; nhd. *bersten* : ahd. *brestan*; nl. *godsvrucht* 'Frömmigkeit' aus *godsvurcht*; *Kerstmis* statt *Kristmis*.

Sogenannte Quantitätsumstellung (*metathesis quantitatis*) liegt z. B. vor in ion. att. τεθνεῶτος, vgl. hom. τεθνηότος; βασιλέως : hom. βασιλῆος. Dadurch wurden ηα, ηε, ηο zu εᾱ, ει, ευ. Das Wesen dieser Methathesis ist von dem der vorhergehenden völlig verschieden. Ihre Grenzen sind noch nicht genügend bestimmt; die psychologische Erklärung ist aber wohl die, daß die Anfangsenergie, die etwa τῆος zu τήως umbildet, sich unter gleichzeitiger Mitwirkung des Differenzierungsbestrebens zu einer Form τέως auswirkt.

7. **Anaptyxis** (ἀνάπτυξις) oder Vokaleinschub (mit einem der altindischen Grammatik entlehnten Ausdruck auch Svarabhakti) entsteht, wenn zwischen Verschlußlauten einerseits, Liquiden oder Nasalen andrerseits (oder umgekehrt) sich ein Vokal entwickelt. Dies ist im Griechischen nicht häufig; vgl. etwa ἕβδομος aus *ἑβδμ- 'siebent'; ἀλεγεινός 'schmerzlich' : ἄλγος 'Pein'; am häufigsten im Vulgärgriechischen, z. B. Ἐρεμῆς für Ἐρμῆς u. ä. Lat. *poculum* 'Becher' aus *pōclum* < **pōtlum*; *saeculum* aus *saeclum* < **saitlom*; *nebula* < **nebla*; *stabulum* < **stablum* < **stoðlom*. Vor palatalem *l* entwickelt sich ein Palatalvokal (S. 263). Vor *n*: *voraginis* aus **voragnis*; nhd. *Regen* : got. *rign*; nl. *garen* : ahd. nhd. *garn*, ae. *gearn*.

8. Mit **Epenthese** (ἐπένθεσις) bezeichnet man eine bestimmte Art des Vokaleinschubs, eigentlich eine Vokal-

entwicklung unter ganz besonderen Bedingungen. Sehr häufig ist sie im Griechischen, doch tritt sie auch anderswo auf, z. B. fr. *coin* : *cuneus* und *cuir* : *corium*. Im Griechischen wurden durch folgendes *i̯* namentlich *F*, ν, λ und ρ palatalisiert und entwickelten nun zwischen sich selbst und dem vorhergehenden Vokal eine Art von palatalem Übergangslaut, wodurch diese Vokale zu *i̯*-Diphthongen wurden, während *i̯* selbst verschwand. Z. B. *φανι̯ω entwickelte sich zu φαίνω vermittelst der Übergangsformen: φαńι̯ω, φαńńω, φα^{i}ń(ń)ω; ähnlich *κλαF-ι̯ω > κλαίω 'weinen'. Ob dem Griechischen auch *u*-Epenthese bekannt war, ist unsicher.

Epenthese findet statt nach α und ο; sonst stellt sich sonore Vokaldehnung ohne Palatalisierung ein (vgl. Nr. 9 *b*).

9. Quantitative Vokalveränderungen.

a) Kürzung. Lange Vokale werden im allgemeinen gekürzt vor *i̯* oder *u̯*, Liquida oder Nasal + Konsonant. Z. B. Ζεύς aus *Ζηυς < **Di̯ēu̯s*; ναῦς aus *νᾱυς; οἴκοις (Dat. plur.) < **u̯oi̯kōi̯s* (soweit es nicht auf dem Lokativ beruht), lat. *vīcīs*; opt. γνοῖμεν, δραῖμεν aus *γνωιμεν, *δρᾱιμεν; *κεφαλᾱ-νς (Akk. plur. von κεφαλή 'Haupt') wurde zu *κεφαλᾰ-νς, und dann nach *b*) zu κεφαλᾰ́ς. *βᾰντες und poet. ἔβᾱν wurden verkürzt zu βᾰ́ντες und *ἔβαν (also keine Verkürzung des späteren ἔβησαν!). Lat. *ventus* aus uridg. *u̯ēnt-*, vgl. skr. *vánt-* 'wehend'; *claudo* aus **clāu̯(i)dō* : *clāvis*. Germanisch: got. *winds*, ahd. *wint* : skr. *vānt-*. Für das Urgermanische darf man also eine Form **wēnds* voraussetzen, die zu **wends* verkürzte wurd. Später trat dann das assoziative Gesetz in Kraft, nach dem *e* vor gedecktem Nasal (Nasal + Konsonant) zu *i* wurde, also *winds*; ähnlich got. *fimfta*, ahd. *fimfto* : gr. πεμπτός.

Oft fand auch Kürzung eines vorvokalischen Vokals statt, z. B. att. Gen. plur. βασιλέων : hom. βασιλήων. Im Latein ist dies Regel: *flĕo* 'ich weine' aus **flēō* < **flēi̯ō*; *dĕus* aus < **dēu̯os*. Auch bei Gemination tritt Verkürzung des Vokals ein: *lĭttera* aus *lītera*.

b) Längung. Als allgemeine Regel gilt, daß kurzer Vokal vor Sonorlaut (besonders Liquida oder Nasal) +

Konsonant gelängt wird, wobei der Sonorlaut gekürzt wird oder schwindet. Ich spreche hier lieber von «sonorer Vokaldehnung», als daß ich den verwirrenden Ausdruck «Ersatzdehnung» gebrauche; denn die Stimmbandschwingungen des Sonorlauts werden in der Tat zum vorhergehenden Vokal gezogen, der infolgedessen gelängt wird.

Im Griechischen findet sonore Vokaldehnung meist statt nach vorhergehender Assimilation, die im Lesbischen und Thessalischen erhalten blieb. Sie zeigt sich (abgesehen von den weiter unten zu behandelnden σ-Verbindungen) bei ε, ι und υ + ν̯ oder ρ̯; z. B. κτείνω ‘ich töte’ aus *κτέν-ι̯ω, lesb. κτέννω; φθείρω ‘ich richte zugrunde’ aus *φθερ-ι̯ω, lesb. φθέρρω. — Die Behandlung von -λν- ist unsicher. Wahrscheinlich wurde diese Verbindung urgriechisch zu -λλ-, das im Lesbischen und Thessalischen erhalten blieb, während es in den anderen Dialekten mit sonorer Vokaldehnung zu -λ- wurde; z. B. lesb. thessal. στάλλα aus *σταλ-να ‘Säule’, vgl. ahd. *stollo* ‘Türpfosten’ (*ll* aus *ln*), att. στήλη, dor. στάλα; lesb. ἀπ-έλλω, hom. ϝειλέω ‘ich dränge zusammen’, ϝουλαμός ‘Kriegsgetümmel’ aus *ϝολναμος, dor. ϝήλω. Aber später entstandene Formen mit -λν- wurden zu -λλ-, das in allen Dialekten erhalten blieb. So entstand auch eine neue Form *ὀλνῡμι, woraus sich homer. ὄλλυμι entwickelte.

Bei den Gruppen -νϝ-, -ρϝ-, -λϝ- schwand ϝ im Ionischen mit, im Attischen ohne Vokaldehnung; z. B. ion. κούρη ‘Mädchen’ aus *κορϝη, att. κόρη; lesb. ξέννος aus *ξενϝος ‘fremd’, ion. ξεῖνος, att. ξένος; hom. οὖλος ‘ganz’ aus *ὁλϝος, att. ὅλος, vgl. skr. *sárvas*.

Wo im Lateinischen bei den Gruppen *ns* und *nf* das *n* reduziert wurde, wurde der vorhergehende Vokal gelängt. So wurde *consul* im Munde des Volkes zu *cō^{n}sul* und *inferus* zu *ī^{n}ferus*; die altlateinischen Inschriften zeigen sogar *cosol*; die romanischen Sprachen setzen in der Tat gänzliches Verstummen des *n* voraus, vgl. frz. *épouse*, *mois* aus *spōsa*, *mēsem*. Später fanden jedoch verschiedentlich Rekonstruktionen statt. Vor stimmhaften Konsonanten verschwand *-ns-* nach Vokaldehnung völlig, z. B. *protēlum* ‘Schlepptau’ aus **proten(d)slom*; *trāduco* aus **transduco*; Formen wie *transduco*, *transno* usw. sind spätere

Neubildungen. Bei altem auslautendem *-ns* verschwand seit Beginn der Überlieferung *n* völlig mit sonorer Vokaldehnung: *equōs* aus **equŏns*; *terrās* aus **terrăns*. Wahrscheinlich bildete hier (wie auch im Germanischen) die Nasalierung des Vokals (z. B. *õ*) jeweils die Zwischenstufe.

Ferner verschwand [ŋk] in der Gruppe *ŋcn* unter Vokaldehnung; z. B. *cōniveo* aus **coŋcniveo* : got. *hneiwan* ‘sich neigen’, und *quīni* aus **quiŋcnoi* (zu *quinque*); *quīntus* aus **quiŋctus* weist dagegen darauf, daß die Gruppe [ŋkt] mit Vokaldehnung zu *-nt-* wurde (*sanctus, functus* u. ä. sind spätere Neubildungen). Das entlehnte σφιγκτήρ ‘Armband’ wurde daher zu *spinter*. Nach dem Lachmannschen Gesetz längen die Part. perf. pass. auf *-to-* den Wurzelvokal, wenn dem Suffix eine Media vorangeht; z. B. *āctus* : *ăgo* (aber *făctus* : *facio*); *tāctus* : *tango*; *pāctus* : *pango*. Dieses Gesetz gilt jedoch nicht für *i* als Wurzelvokal und wahrscheinlich auch nicht für *u*; z. B. *strĭctus* (*ĭ* ergibt sich aus it. *stretto*, frz. *étroit*).[1]) Die Erklärung liegt wohl in der Tatsache, daß bei der Vokallinie *i*, *e*, *a*, *o*, *u* (vgl. S. 180) nach beiden Seiten hin eine allmähliche Abnahme der Energie eintritt, worauf Meillet hinwies.

Im Germanischen findet sonore Vokaldehnung statt, wenn auf *a*, *i*, *u* die Gruppe *n* + *h* folgt; z. B. got., ahd. *fāhan* ‘fangen’ : ahd. an. *fang* (sb.); got. *weihan* ‘kämpfen’, ahd. *wīhan* : lat. *vincere*.

10. Differenzierungserscheinungen sind endlich noch **Depalatalisierung** und **Delabialisierung.** Letztere liegt vor, wenn ein Laut infolge eines Dissimilationsprozesses durch Einfluß eines benachbarten Labiallautes seinen labialen Charakter verliert; erstere, wenn durch den Einfluß eines benachbarten Palatals der palatale Charakter verloren geht. Dazu nur noch folgendes. Vielleicht fand infolge der *i̯*-Haltigkeit des ρ Depalatalisierung statt bei der Entstehung der attischen Gruppe ρα aus ρη: z. B. πράττω

[1]) Damit kann man die Erscheinung vergleichen, daß in den niederländischen Dialekten *ĭ* und *ŭ* vor *r* + Dental kurz bleiben, während *ĕ*, *ŏ* und *ă* unter denselben Umständen gelängt werden, z. B. mnl. *woort* ‘Wort’, *doorn* ‘Dorn’ gegen *dorst* ‘Durst’: altniederfränk. *thurst*.

'ich bringe zu Ende', ion. πρήσσω. Havet ist der Ansicht, daß durch eine minder durchgreifende Depalatalisierung lat. *i* vor *r* (= urital. [z], idg. *s*) zu *e* wurde; z. B. *sero* 'ich säe' aus **si-sō*. Dies wird jedoch von anderen mit dem freilich unsicheren Hinweis auf *viridis* : an. *vísir* 'Keim' bestritten; lat. *sero* hätte dann den Vokalismus der Komposita angenommen (z. B. *cónsero* aus **con-sĭso* wie *cinerĭs* aus **cinĭsis* zu *cinis*). — Delabialisierung (Entrundung) begegnet vor allem bei Labiovelaren, worüber später.

Bibliographie. Dissimilation. Vor allem Maurice Grammont, *La dissimilation consonantique* (vgl. Allg. Bibl.; eröffnete viele neue Gesichtspunkte); vgl. auch Wundt, *Die Sprache* I 434.

Mit Pott hält Brugmann, Abh. der sächs. Gesellsch. der Wissensch. 27 (1900), S. 139, dafür, daß die Dissimilation im wesentlichen auf dem *horror aequi*, der «Gleichlautsscheu», beruhe. Siehe die Bespr. von Niedermann, Berl. Philol. Wochenschr. 1911, Sp. 1053. Auch sonst stieß die seltsame Theorie auf Widerspruch. Andere Erklärungsversuche bei A. Carnoy, *The real nature of dissimilation*, Transact. of the Amer. Philol. Assoc. 49, S. 101; und namentlich bei E. Schopf, *Die konsonantischen Fernwirkungen*, Göttingen 1916; vgl. darüber Brugmann, IF. Anz. 37, 161, der den Wunsch ausspricht, daß sich die Experimentalpsychologen dieses ganzen Problems annehmen möchten.

Wichtig für die Kontaktdissimilation ist Meillet, MSL. 12, S. 14, *De la différenciation des phonèmes*. Vgl. auch Passy, *Changements*, 191—203; Niedermann, *Mélanges de Saussure*, S. 66 (Einfluß des Intensitätsakzentes), Hoffmann-Krayer, *Festschr. zur 49. Vers. deutscher Philol.*, Basel 1907, S. 491; Faddegon, Tijdschrift 29, 239; 30, 276. — Waldes scharfsinnige Theorie zur italischen Hauchdissimilation in IF. 19, 98; bespr. von Sommer, *Krit. Erläut.* S. 50.

Entwicklung von Konsonanten: Axel Lindquist, PBB. 43, S. 1 u. 101; J. Schrijnen, GRM. 5, 3.

Haplologie: der Ausdruck von Bloomfield; vgl. E. Schwyzer, IF. 14, 24; 28, 300. Brugmann, IF. 21, 367 und Abh. der sächs. Ges. (wie oben), S. 152; Fraenkel, Glotta 1, 272; Stolz, Zsch. für österr. Gymn. 54, 491; 55, 204; Günther, IF. 20, 51; Juret, *Dominance* 109, 116; Wölfflin, Sitzungsber. d. bayr. Akad. d. Wissensch. 1882, S. 444; Grammont, *Dissimilation* S. 152. Für *voluptarius, vetustas* und ähnliche Fälle gibt Pokrowsky, KZ. 35, 249 eine andere befriedigende Erklärung.

Synkope. Bes. Ciardi-Dupré, BB. 26, 188; dann Skutsch, *Forschungen* I 40; Stolz, IF. 13, 95; Vendryes, *Recherches* S. 181; sehr ausführlich bei Lindsay-Nohl, *Die lat. Sprache* S. 195. Über den Einfluß einer folgenden Länge vgl. Pianta *Gramm. der osk.-umbr. Dial.* 1, 214, Ciardi-Dupré BB. 26, 197 f., Sommer IF. 11, 4 f. Barbelenet (BSL. 38, 90) formuliert die Regel so: «Ein kurzer Vokal zwischen Konsonanten in zweiter Silbe wird synkopiert, wenn die Gesamt-

dauer der folgenden Silben mindestens gleich zwei Moren ist». Aber dies stimmt nicht für alle Fälle. — Juret, *Dominance* S. 112 (etwas oberflächlich), neuerdings richtiger in MSL. 20, 143. — Fürs Germanische vgl. den wichtigen Aufsatz von R. C. Boer, *Syncope en Consonantengeminatie* in Tijdschrift 37, 161.

Konsonanteneinschub: Meillet, MSL. 12, S. 21, 22, 24 Schrijnen, GRM. 5, 171.

Metathesis. Zur Fernmetathese stellt Faddegon, Tijdschrift 30, 276 drei Regeln auf. Über σκέπτομαι vgl. Hirt, IF. 21, 172; über δάκτυλος Brugmann, IF. 11, 284; über Quantitätsumstellung Wackernagel, *Verm. Beiträge* S. 53. Fürs Germanische vgl. Schwendner, PBB. 53, 1, 113.

Anaptyxis. Kretschmer, *Vaseninschriften* S. 125.

Epenthese. Danielsson, IF. 14, 375 f. (verteidigt die alte Theorie des *i*-Gleitlauts gegen Brugmann, KVG. 92, 224, 246).

Quantitative Veränderung. Solmsen, BB. 17, 329, *Unters.* S. 285, IF. Anz. I, 21; Meillet, MSL. 13, 29; Lindsay-Nohl, *Lat. Spr.* S. 160; Juret, MSL. 20, 197 (leugnet die Vokaldehnung vor *-nct-*). Zum Energieverlust in der Vokalreihe: Meillet, MSL. 15, 265; van Wijk, Tijdschrift 26, 33.

Depalatalisierung. Havet, MSL. 6, 114.

III. An- und Auslautsgesetze.

Die An- und Auslautsgesetze sind in den indogermanischen Sprachen von besonderer Bedeutung, da das indogermanische Wort, wie Gauthiot trefflich dargelegt hat, autonom, d. h. zum großen Teil von seiner Umgebung unabhängig ist, wennschon es nur einen Unterteil in der Einheit des Satzgefüges darstellt. Der Anlaut ist meist fest und konstant, und ihm ist stets die größte Energie eigen. Dagegen besitzt das Wortende wenig Widerstandskraft; im Laufe der Zeiten wurde es stark abgenützt, und es zeigt sogar eine Neigung, völlig zu verschwinden. Denn am Wortende versagt die Energie des Sprechers, die Artikulation wird mangelhaft, die Vokale werden verkürzt, der Schlußkonsonant reduziert sich zur Implosion. Als Wortende ist zu betrachten: das letzte vokalische Element nebst den folgenden konsonantischen oder halbkonsonantischen Bestandteilen; der vorhergehende Konsonant zählt also nicht mit.

Anlaut. Über die griechische Prothese wird später gehandelt. Die Geminaten *FF*-, μμ-, νν-, ρρ- und λλ-, die durch Kontaktassimilation aus σ + *F*, σ + μ usw. ent-

standen, werden vereinfacht, desgleichen ρρ- aus *Fρ* (z. B. ῥήγνυμι 'ich reiße'. aber ἔρρηξα, vgl. lat. *frango*), ππ- aus *ḳ̑u* und σσ- aus Gut. + *i̯*. Aber in der Konstruktionseinheit, besonders in Zusammensetzungen, bleiben diese Geminaten und Vokale erhalten; so findet man sogar in einem Homerpapyrus (3. Jh. v. Chr.) δὲ ννότιος (Il. Λ 811) und ὕδατι λλιαρῷ (ebd. 830).

Die Gruppe δλ- wird γλ-, z. B. γλυκύς 'süß', lat. *dulcis*. Formen wie πόλεμος : πτόλεμος, πόλις : πτόλις usw. beruhen auf indogermanischen Dubletten. (Vgl. unten, S. 307.)

Unter Aphärese versteht man den Verlust eines anlautenden kurzen Vokals nach längerem Vokal; sie ist von der Krasis (vgl. S. 237) nicht wesentlich verschieden.

Lateinisch. Die Gruppe *stl* wird zu *l* vereinfacht; z. B. *līs* 'Streit' und *locus* 'Ort' aus *stlīs* und *stlocus*. So auch *lien* 'Milz' aus **splihen*, vgl. gr. σπλήν, skr. *plīhán-*. *Pst* wird zu *st*; z. B. *sternuo* 'ich nieße', gr. πτάρνυμαι, Grundform *pstṛ-*. Über andere *s*-Verbindungen weiter unten.

In einer Gruppe von nur zwei anlautenden Konsonanten verschwand meist der erste, weil die volle Energie erst auf den zweiten fiel. Im einzelnen gelten folgende Regeln:

1. Von zwei Verschlußlauten verschwindet der erste, z. B. *tilia* 'Linde' : gr. πτελέα.

2. Bei Verschlußlaut + Reibelaut verschwindet der Verschlußlaut: z. B. *sabulum* 'Sand', urital. **psaflom* : gr. ψάμμος.

3. Bei Verschlußlaut + Nasal verschwindet ebenfalls der erstere. So wurde sowohl ursprüngliches wie aus *cn* entstandenes *gn* zu *n-*, z. B. *natus* aus *gnātus*, *nōbilis* aus *gnōbilis*; die ursprüngliche Form erhielt sich hier zum Teil unter dem Einfluß der Komposita. Aus **cnixos* > *gnixus* entstand *nixus*, Wurzel KNEI̯GʷH; *latus* aus **tlātos* : gr. τλητός.

4. *Di̯-* wurde zu *i̯*, z. B. *Iovis* aus **di̯oues*, vgl. skr. *dyāúṣ*; *du̯* wurde zu *b*, z. B. *bis* aus *du̯is*, *bellum* aus *du̯ellum*.

5. *Mr-* wurde wahrscheinlich zu *fr-*, z. B. *fremo* ‘ich brause’ : gr. βρέμω. Weniger sicher ist die Behandlung von *ml-* : *flaccus* ‘Schlappohr’ aus **mlā-cos*, gr. βλάξ könnte auf anlautendes *fl-* deuten. *vl-* und *vr-* haben den anlautenden Reibelaut verloren: *lana* ‘Wolle’ aus **ɣlāna*, *lacer* ‘reißend’ aus **ɣlacer*.

Schon im Urgermanischen entstand *s-* aus *ks-*, z. B. got. *sauls* ‘Säule’, ahd. *sūl* : gr. ξύλον ‘Holz, Balken’. Ob germ. *sl- immer* auf *skl* zurückgeht, ist zu bezweifeln. Ferner entstand urg. *br-*, *bl-* aus *mr-*, *ml-*; z. B. got. *bralv* ‘das Blinken’, mhd. *brehen* ‘glänzen : lit. *mérkti* ‘zwinkern’.

Auslaut. Griechisch. Vor Vokalen wurden die kurzen Vokale -α, -ε, -ο, zum Teil auch -ι elidiert; z. B. τὰ δ᾽ ἄλλα, ἀλλ᾽ οὐδέ, μνηστῆρσ᾽ ἐνὶ Ϝοίκῳ. Bei den *i*-Diphthongen verschwand ι vor folgendem Vokale, und die so entstandenen -α -ε -ο wurden bei Homer vor Vokal wieder elidiert: βούλομ᾽ ἐγώ A 117; μ᾽ ἔθελεν Z 165 = μοι ἔθελεν.

In vielen Fällen tritt jedoch hierfür Krasis (Vokalmischung) ein, besonders wenn beide Wörter eine bestimmte Einheit bilden, wie namentlich beim Artikel: ἁνήρ aus ὁ ἀνήρ, τἆλλα aus τὰ ἄλλα. Es sollten hierfür eigentlich die gleichen Regeln wie für die Kontraktion gelten — die Krasis von ὁ ἀνήρ sollte *ὠνήρ lauten und nicht ἁνήρ —, aber diese Regeln wurden durch das etymologische Bewußtsein gestört, nach dem die Qualität des anlautenden Vokals auch die des durch Krasis entstandenen Produktes bestimmte.

Lange Vokale werden vor folgendem Vokal verkürzt, z. B. hom. πλάγχθῆ, ἐπεὶ Τροίης; ebenso Diphthonge, wo das Metrum den Hiatus gestattet, z. B. ἄνδρα μοὶ ἔννεπε. Diphthonge mit langem Vokal werden, wie bereits erwähnt, vor folgendem konsonantischen Anlaut verkürzt.

In Pausa und vor Dental wurde idg. *-m* im Urgriechischen zu -ν; dieses -ν wurde dann später auch auf andere Stellungen übertragen. Alle anderen Konsonanten fallen im absoluten Auslaut, außer *r*, *n* und *s*; z, B. ἔφερον aus *ἐφεροντ; γάλα aus *γαλακτ; ἔθηκε : altlat. *feked*; ὑπόδρα vgl. δρακεῖν; ἄνα, vgl. Gen. ἄνακτος: hier

begünstigte der implosive Charakter von κ und τ (im Auslaut, vgl. 183) das Verschwinden beider; also *ἄνακτ > *ἄνακ > ἄνα.

Als beweglicher Konsonant im Auslaut erscheint vor allem das ν ἐφελκυστικόν, in geringerem Maße ς; so entstanden Dubletten wie οὕτως und οὕτω; πολλάκι und πολλάκις.

Lateinisch. Kurze auslautende Vokale wurden in der Volkssprache und in der Poesie vor folgendem Vokal elidiert; z. B. *numquam* aus *ne umquam*; *nullus* aus *ne ullus*. Vor folgendem konsonantischen Anlaut ist bei engem Zusammenhang mit dem folgenden Wort Verlust des auslautenden Vokals durch Synkope zu konstatieren, z. B. in *neque* und *atque* zu *nec* und *ac*. Andere Fälle von Synkope sind *dic*, *duc*, *fer*, *fac* aus *dice*, *duce*, **fere*, *face* (S. 229), und *tot*, *quot* aus **toti*, **quoti*. In konsonantisch auslautenden Schlußsilben: *mors* aus **mortis*; *dexter* aus **dexiter(o)s* : gr. δεξιτερός.

Im allgemeinen wurden kurze Vokale in gedecktem Auslaut sehr verschieden behandelt. Im absoluten Auslaut blieb nur *ă* unverändert, die anderen wurden, wie es scheint, unterschiedslos zu *ĕ*: *marĕ* aus **marĭ*, *lenĕ* aus **lēnĭ*. Lange Vokale wurden in dieser Stellung zuerst nach dem oben besprochenen Gesetz der Iambenkürzung (S. 207) gekürzt; denn das Volk sagte nicht: *bĕnē*, *mălē*, sondern: *bĕnĕ*, *mălĕ*. Aber dieser ursprüngliche Zustand blieb nicht unversehrt; so wurde z. B. *ā* im Nom. sing. der ersten Deklination und im Plural der Neutra regelmäßig verkürzt. Qualitative Veränderung fand hier nicht statt. Dagegen wurde in Schlußsilben jeder lange Vokal vor anderem Konsonant als *s* verkürzt; z. B. *lictŏr* : *lictōris*; *rēm, fidēm* : Nom. *rēs, fidēs*.

Diphthonge wurden sowohl im absoluten wie im gedeckten Auslaut zu langen Vokalen; z. B. *sibei* > *sibī*; **tutudai* > *tutudī*; **viroi* > *virei* > *virī*; **currous* > *currūs*. Diphthonge mit langem Vokal werden vor konsonantischem Anlaut des folgenden Wortes verkürzt: **mensāi* > *mensae*. Wo in der Poesie der Hiatus metrisch erlaubt war, galt für lange Vokale und Diphthonge ebenfalls die Regel: *vocalis ante vocalem corripitur*. —

Als Schlußlaut wurde *-m*, wenigstens in der Volkssprache so schwach gesprochen, daß es elidiert wurde, wie dies ja auch im Vers die Regel war. Die Artikulation wurde nur durch Lippenschluß vollzogen und dann abgebrochen, sodaß kein vollständiges *m*, sondern nur der Übergang von der Vokal- zur *m*-Stellung hörbar wurde. Auf älteren Inschriften wird daher *-m* oft ausgelassen, gleichgültig welcher Laut folgt; z. B. *Honc oino ploirume cosentiont R(ōmanē) duonoro optumo fuise viro Luciom Scipione* (CIL. I² 9). Wie bekannt, ergab sich daraus der völlige Verlust des End-*m* sowie des sächlichen Geschlechts in den romanischen Sprachen. Ich weise auch noch hin auf die vulgärlateinische Inschrift: *Sancte Suste (= Syxte) in mente habeas in horationes Aureliu Repentinu* (De Rossi, *Roma Sotterranea* II 17).

Auch *-s* wurde als Schlußlaut vor allem nach kurzen Vokalen so schwach gesprochen, daß es im Vers unter bestimmten Bedingungen schwinden konnte; z. B. *opu'*, *deu'* bei Plautus. Die Lizenz, daß *s* nicht Position bewirkte, bestand während der ganzen Republik. Am besten nimmt man wohl mit Havet an, daß *s* nach kurzem Vokal im Auslaut mehrsilbiger Wörter zu einem *h*-artigen Laut abgeschwächt wurde. Später wurde *s* wiederhergestellt und hat sich in den romanischen Sprachen bis heute erhalten. Vielleicht trifft die Vermutung Marouzeaus das Richtige, daß wir es hier mit einem Übergewicht der Kultursprache (die *s* bewahrte) über die Volkssprache zu tun haben.

Aus *-t* entstand uritalisch *-d*, z. B. *sied (= sit)*, *feced* in der Duenos-Inschrift. Während diese Formen die sekundäre indogermanische Personalendung *-t* voraussetzen, weisen die späteren Formen *siet* und *fecit* auf die primäre Endung *-ti*. Doch muß die Aussprache des auslautenden *d* und *t* in Latium ziemlich gleich gewesen sein, denn wir finden *aput* und *apud*, *haut* und *haud* usw.; vgl. dieselbe Erscheinung im Neuhochdeutschen. Idg. *-d* blieb nach kurzen Vokalen: *id*, *quod*; nach langen Vokalen nur noch altlateinisch: *mēd*, *tēd*, *eōd*, *estōd* (so noch teilweise bei Plautus); es verschwand im 2. Jh. v. Chr., außer im Kurialstil: *sententiād*, *poplicōd*. Nach langen Vokalen war eben Energie und Dauer des Konsonanten geringer.

Doppelter Konsonant im Auslaut kann nur vor sonantischem Anlaut vorkommen. Die Existenz solcher Doppelformen ergibt sich aus der Metrik; bei Plautus finden wir z. B. stets noch *ess* aus **essi*. Ferner noch *miless*, *hocc*, z. B. Aen. II 664: *Hocc erat, alma parens* usw.

-rt wurde zu *-r*: z. B. *iecur* ‘Leber’ : skr. *yákṛt*; — *-ct* zu *-c* : *lac* ‘Milch’, gen. *lactis*, vgl. γαλακτ-; — *-rd* > *-rr* > *-r* : *cor* ‘Herz’, gen. *cordis*; — *-nt* wurde uritalisch wahrscheinlich zu *-ns* : *ferens* (nom. acc. sing. neutr.) aus **-nt*.

Germanisch. Die germanischen Auslautsgesetze sind besonders wichtig. Ist schon das indogermanische Wortende im allgemeinen infolge des Erschlaffens der Artikulationsenergie Umbildungen ausgesetzt, so trifft dies in besonderem Grade beim germanischen Wortende zu, da der germanische Intensitätsakzent dem Wortbeginn das Übergewicht verlieh.

A. Konsonanten. Das Urgermanische kannte als Endkonsonanten nur *r*, die Nasale *m*, *n*, die Dentale *t*, *þ* (aus idg. *d*, *t*) und *s*. In gemeingermanischer Zeit fanden in chronologischer Reihenfolge folgende Veränderungen statt:

1. *m* wurde zu *n*.

2. *t* und *þ* schwanden.

3. *n* (altes *n* und aus *m* entstandenes) schwand unter Nasalierung des Vokals, die in den einzelnen Dialekten ebenfalls aufgegeben ward, so daß nur der orale Vokal übrig blieb. So wurden **hornan*, **stainan* erst **hornǫ*, **steinǫ*, dann (auf Runenschriften belegt) *horna*, *steina*. Nur nach haupttonigem kurzen Vokal blieb germ. *n* erhalten, z. B. got. *þan*, *hwan* ‘dann, wann’ : air. *can*, desgleichen *t* in *þat* neben *hwa*.

Die Folge war, daß in den einzelnen Dialekten kein anderer ursprünglicher konsonantischer Auslaut nach unbetontem Vokal erhalten blieb außer *r* und *s*. Letzteres wechselte urg. nach dem Vernerschen Gesetz mit *z*. Es fand jedoch in allen Dialekten ein Ausgleich statt: Das Gotische entwickelte *z* zu *s*, das Nord- und Westgermanische bewahrte *z*, das im Nordischen zu ʀ, *r* wurde und im Westgermanischen wegfiel. ʀ bezeichnet einen in den Runeninschriften vorkommenden, von *r* verschiedenen

Konsonant, dessen Lautwert nicht sicher feststeht, der aber später mit *r* zusammenfiel. Also urg. **sunus (-uz)* ‘Sohn’: got. *sunus*, an. *sunr*, wgerm. *sunu*; — urg. **gastis (-iz)* ‘Gast’: got. *gasts*, an. *gestr*, wgerm. *gast* (aus *gasti*); — urg. **dagas (az)* ‘Tag’: got. *dags*, an. *dagr*, wgerm. *dag* (aus *daga*). Nur *-rz* wurde im Gotischen unter bestimmten Bedingungen zu *-r*: *waír* ‘Mann’, lat. *vir* < idg. **u̯iros*, urg. **weraz*.

B. Vokale. Während die konsonantischen Auslautsgesetze keinem Zweifel unterworfen sind, bestehen bei den vokalischen noch Meinungsverschiedenheiten. In die von Westphal, Scherer und Leskien aufgestellte Theorie wurden von Hanssen, Hirt und Streitberg wichtige Änderungen eingeführt, namentlich auf Grund des indogermanischen Unterschiedes zwischen Stoßton und Schleifton (Akut und Zirkumflex), der durch Übereinstimmung von Sanskrit, Griechisch und Litauisch bestätigt wird (vgl. S. 200 f.). Hier folgen die wesentlichsten Ergebnisse unter Vorbehalt; Kluge z. B. hat die betreffend n Erscheinungen ohne Hilfe der hier vorausgesetzten Akzentunterschiede zu erklären versucht (Urgermanisch im *Grundriß der german. Philol.* 2, 3. Aufl.), doch versagt seine Auffassung in Fällen wie got. 3. Sg. *wili* aus **u̯elīt* gegenüber *hwaþrō* ‘woher’, *hidrē* ‘hierher’.

1. Die dreimorigen langen Silben mit Schleifton und die zweimorigen langen mit Stoßton wurden um je eine More verkürzt; die dreimorigen Längen wurden also zu zweimorigen Längen, und die zweimorigen langen zu einmorigen Kürzen. Z. B. Schleifton: got. *watō* ‘Wasser’, lit. *vandů*, urg. *ō*, idg. *ō̃*, wohl aus *ōr* entstanden, vgl. gr. ὕδωρ; Stoßton: got. *gibă* ‘Gabe’, vgl. Nom. Sing. der idg. *ā*-Stämme: gr. θεά ‘Göttin’.

2. Im Westgermanischen wurden weiter die nach 1. entstandenen zweimorigen Längen zu Kürzen und blieben als solche erhalten. Dagegen fielen die nach 1. entstandenen Kürzen ebenso wie die ursprünglichen Kürzen nach langer haupttoniger Silbe und nach schwachtoniger Silbe, außer wenn die Form ursprünglich auf *-n* ausging. Z. B. got. *galeikō* (Adv.) ‘gleich’ (idg. *ō̃* < *ōd*): ahd. *gilīhhŏ*; got. *juka* ‘Joche’, *waúrda* ‘Wörter’ (idg. *ā*): ahd. *wort* (Pl.).

3. Im Gotischen fallen kurze Vokale außer *u* im absoluten Auslaut und vor *-s*; z. B. urnord. *stainaʀ* 'Stein', *gastiʀ* 'Gast', *sunuʀ* 'Sohn' : got. *stains*, *gasts*, *sunus*.

Im Nordischen findet stets Apokope und Synkope statt, z. B. *dagr*, *gestr*, *sunr*; im Westgermanischen immer bei *a*; aber *i* und *u* schwinden nur nach langer Silbe, z. B. as. *dag* aus **daga*, *gast* aus **gasti*, *fōt* aus **fōtu*; dagegen *wini*, *sunu*.

Bibliographie. Vendryes, *Recherches sur l'histoire et les effets de l'intensité en latin*; Gauthiot, *La fin de mot en indo-européen*; Juret, *Dominance et résistance dans la phonétique latine.* Marouzeau, MSL. 17, 280 (lat. *-s*); Thurneysen, Arch. f. lat. Lexikogr. 5, 575 (*-ns* aus *-nt*); W. Schulze, KZ. 33, 134 (Kürzung langer Vokale vor folgendem Vokal auf Inschriften); Sommer, *Zum inschriftlichen νὺ ἐφελκυστικόν*, in Festschr. d. 49. Philol.-Versamml., Basel 1907. — Germanisch: Kluge, *Urgermanisch* S. 131; Streitberg, *Urg. Gramm.* S. 138; Löwe, *Germ. Sprachw.*[3] 1, 89 f.; Fr. Hanssen, KZ. 27, 612 f.; Hirt IF. 1, 195 f.; Walde, *Die germ. Auslautgesetze* (ausführl. Bespr. von Janko in IF. 17, Anz. 55); Janko, IF. Anz. 15, 246 f.

Viertes Kapitel.

Die indogermanischen Laute.

A. Die Vokale.

1. Das indogermanische Vokalsystem. — Das Palatalgesetz.

Die indogermanische Ursprache besaß folgende Vokale:

ĭ ī ĕ ē ă ā ŏ ō ŭ ū ə.

ə, das Schwa indogermanicum, wurde bereits S. 177 und 178 besprochen, wo auch von den tonlosen oder Flüstervokalen die Rede war. Diese (durch Petitdruck *e, a, o* angedeutet) fallen in den meisten Sprachen wieder mit vollstimmigem *e*, *a*, *o* zusammen. Im Griechischen scheint tonloses *e* jedoch durch ι ausgedrückt worden zu sein, und tonloses *o* durch υ: z. B. πίτνημι 'ich breite aus' neben πετάννυμι und σκίδνημι (hom. κίδναμαι) 'ich streue' neben σκεδάννυμι; νυκτός < idg. *nₒktós*; im Lateinischen findet man als Entsprechung des tonlosen *e* auch *a*; z. B. *quattuor*, *magnus*, *fragilis* usw. Die Übergangsvokale zwischen den langen

Vokalen und dem Schwa, die Hirt durch Punkte andeutet: *ẹ, ạ, ọ*, scheinen mir rein theoretisch zu sein; ich lasse sie deshalb beiseite.

Die Geschichte der wissenschaftlichen Erforschung des urindogermanischen Vokalsystems wurde schon größtenteils in der Einleitung behandelt. Vor 1876 erkannte man der Ursprache nur drei qualitativ verschiedene Vokale zu: *ă, ĭ, ŭ*. Die europäischen Vokale *e* und *o* betrachtete man als «Mischlaute», deren Entstehung verschieden erklärt wurde.

Diese Auffassung wurde teilweise bestritten von Curtius, Müllenhoff, Humperdinck und Amelung. Aber erst Brugmann vermochte das Vorhandensein von idg. *e* und *o* wissenschaftlich wahrscheinlich zu machen, indem er sich vor allem auf das Verhältnis des griechisch-lateinischen Lautsystems zum arischen stützte. Anfänglich bezeichnete er idg. *e* und *o* als a_1 und a_2.

Der strengwissenschaftliche Beweis für die Existenz von idg. *e* und *o* wurde erst durch das **Palatalgesetz** erbracht, das verschiedene Gelehrte, wie Verner, V. Thomsen, Tegnér, Joh. Schmidt, Collitz und de Saussure etwa gleichzeitig entdeckten (vgl. S. 32 und 34). Es lautet: Gutturale werden palatalisiert vor arischem *a*, wenn es europäischem *e* entspricht; sie bleiben dagegen unverändert, wenn dieses *a* europäischem *a* oder *o* entspricht.

Die arischen Palatale setzten also einen vorarischen Vokal voraus, der nicht *a* war, sondern ein Palatalvokal, m. a. W. europäisches *e*, das arischem *a* entspricht. Hieraus schloß man, daß der indogermanische Vokalismus mit dem europäischen wesentlich identisch gewesen sein müsse. Und da nun der griechische Vokalismus als Typus des europäischen gelten kann, hielt man sich für berechtigt, für das indogermanische System außer *a, i* und *u* auch noch *e* und *o* anzusetzen.

Diese Anschauung drang völlig durch, als der Beweis geliefert wurde, daß idg. *a* sich nicht in europäisches *a* und *o* gespaltet hat, sondern daß auch europäisches *o* ursprünglich war. Dieser Beweis beruht vor allem auf Vergleichung des griechischen mit dem germanischen Vokalablaut.

Die Ursprünglichkeit der langen Vokale *ā*, *ē*, *ō*, die man früher als Längung der Kürzen betrachtet hatte, wurde von Fick und de Saussure nachgewiesen.

Bibliographie. Palatalgesetz: Verner, bei Osthoff, *MU.* 1, 116 f.; Collitz, BB. 2, 305; de Saussure, MSL. 3, 309 (vgl. hierzu W. Streitberg, Idg. Jb. 2, 207 f.); Joh. Schmidt, KZ. 25, 1. Zur Vokaltheorie ferner: Bechtel, *Hauptprobleme*, S. 10, 182, 291 (sehr gut) und Delbrück, *Einleitung*, 5. Kap. Vgl. auch Thumb, *Geschichte der idg. Sprachwissensch.* II 1, S. 46; besonders auch Hübschmann, *Das idg. Vokalsystem*, und Hirt, *Der idg. Ablaut*; *Griech. Grammatik*, S. 95.

2. Die Vokale in den indogermanischen Sprachen.

Die gewöhnliche Entsprechung der indogermanischen Vokale in den Einzelsprachen ist folgende:[1])

Uridg.	Altind.	Gr.	Lat.	Got.	Ahd.	Nhd.	Lit.	Slav.	Kelt.	Arm.
ĭ	*i*	ι	*i*	*i, ai*	*i, e*	*ĭ*	*i*	*ĭ*	*i, e*	*i*
ī	*ī*	ῑ	*ī*	*ei*	*ī*	*ei*	*y*	*i*	*í*	*i*
ĕ	*a*	ε	*e*	*i, ai*	*e, i*	*ĕ*	*e*	*e, ĭ*	*e, i*	*e, i*
ē	*ā*	η	*ē*	*ē*	*ā*	*ā*	*ė*	*ě, a*	*í*	*i*
ă	*a*	α	*a*	*a*	*a, e*	*ă*	*a*	*o*	*a*	*a*
ā	*ā*	ᾱ, η	*ā*	*ō*	*uo*	*ū*	*o*	*a*	*á*	*a*
ŏ	*a*	ο	*o*	*a*	*a, e*	*a*	*a*	*o*	*o*	*o, u*
ō	*ā*	ω	*ō*	*ō*	*uo*	*ū*	*ů*	*a*	*á*	*u*
ŭ	*u*	υ ου	*u*	*u, au*	*u, o*	*ŭ, ŏ*	*u*	*u*	*u, o*	*u*
ū	*ū*	ῡ, ου	*ū*	*ū*	*ū*	*au*	*ū*	*y*	*ú*	*u*
ə	*i, a*	α	*a*	*a*	*a, e*	*ă*	*a*	*o*	*a*	*a*

ĭ. Skr. *ásmi* 'ich bin', gr. εἰμί, got. *im*, lit. *esmì*, aslav. *jesmĭ*. — Gr. ὄις 'Schaf', lat. *ovis*, got. **awi-*, skr. *áviš*, lit. *avìs*.

ī. Skr. *jīvás* 'lebend', lat. *vīvus*, aslav. *živŭ*. — Got. *freidjan* 'schonen', ahd. *vrīten* 'hegen', an. *fríða* 'zieren', *fríðr* 'lieb', skr. *prītás* 'lieb, vergnügt'.

[1]) Diese und die folgenden Tabellen enthalten die gewöhnlichen *Schreibungen;* der *Lautwert* ergibt sich aus den Erläuterungen im Text; vgl. auch S. 192 f.

ĕ. Skr. *bhárāmi* 'ich trage', gr. φέρω, lat. *fero*, air. *berim* 'ich trage, gebäre', got. *baíran* 'tragen', an. *bera*, ahd. *bëran*, nhd. *entbehren*, *gebären*, aslav. *berą* 'ich sammle, nehme'. — Gr. ὀρεκτός, ahd. *reht*, an. *réttr*, lat. *rego* 'ich richte', nhd. *Recht*.

ē. Skr. *dádhāmi* 'ich setze', gr. τίθημι, lat. *fē-ci* 'ich tat', got. *gadēþs* 'Tat', lit. *dėti* 'legen', aslav. *děti*. — Gr. ἡμι-, lat. *sēmi-* 'halb'. — Got. *nēþla*, 'Nadel', ahd. *nādala*, an. *nál*, gr. νῆμα 'Faden', lat. *nēmen* 'Gewebe', air. *snáth* 'Faden'.

ă. Skr. *ájāmi* 'ich treibe', gr. ἄγω, lat. *ago*, air. *agat* 'sie führen', an. *aka* 'führen, treiben'. — Gr. ἀπό, lat. *ab*, skr. *ápa* 'von ab'. — Got. *hana*, an. *hano*, an. *hane*, nhd. *Hahn*, nl. *haan*, lat. *cano* 'ich singe', air. *canim* 'ich singe'.

ā. Skr. *mātá* 'Mutter', dor. μάτηρ, att. μήτηρ, arm. *mair*, lat. *māter*, air. *máthir*, ahd. *muoter*, lit. *motė* 'Frau', asl. *mati*. — Lat. *suāvis* < **sṷādṷis*, dor. ἁδύς, att. ἡδύς, skr. *svādúś*, as. *swōti*, nhd. *süß*, nl. *zoet*.

ŏ. Skr. *váhati* 'er fährt', gr. ὀχέω, ὄχος 'Wagen', got. *wagjan* 'bewegen, schütteln', nhd. *bewegen*, asl. *voziti* 'vehere'. Ein anderes, nicht mit idg. *e* ablautendes *o* enthält z. B. gr. ὄζω 'ich rieche', lat. *olēre*. Nach dem von vielen bestrittenen Brugmannschen Gesetz wurde idg. *ŏ*, das mit *ĕ* ablautete, im Urarischen in offener Silbe zu *ā*.[1]) — Got. *ahtau* 'acht', ahd. *ahto*, an. *átta*, skr. *aṣṭáú*, gr. ὀκτώ, lat. *octo*, air. *ocht*, lit. *asztůnì*, asl. *osmĭ*.

ō. Skr. *dádāti* 'er gibt', gr. δίδωσι, lat. *dōnum* 'Gabe', lit. *dúti*, asl. *dati* 'geben'. — Gr. πλωτός 'schwimmend', lat. *plōrare* 'weinen', got. *flōdus*, an. *flóð*, ahd. *fluot*, nhd. *Flut*, nl. *vloed*.

ŭ. Skr. *yugám* 'Joch', gr. ζυγόν, lat. *iugum*, got. *juk*, asl. *igo* < **i̯ugo*. — Gr. κλυτός 'berühmt', lat. *inclutus*, skr. *çrutás*, ahd. *Hlot-hari* 'Lothar'. — Got. *ufar* 'über', ahd. *ubar*, an. *yfer*, skr. *upari*, gr. ὑπέρ, lat. *super*.

ū. Skr. *dhūmás* 'Rauch', gr. θῡμός 'Gemütsaufwallung', lat. *fūmus*, asl. *dymŭ*. — Homer. τύνη 'du', lat.

[1]) In seiner ursprünglichen Fassung ist Brugmanns Gesetz sicher unhaltbar. Über den richtigen Kern vgl. Sievers, *Festschrift für W. Braune* (1920), S. 156.

tu, an. *þú*, asl. *ty*. — Got. *fūls*, ahd. *fūl*, an. *fúll*, nhd. *faul*, nl. *vuil*, skr. *pūtiš* 'faul', gr. πύθω 'ich lasse faulen', lat. *pūs* 'Eiter'.

ə. Der Schwa-Vokal, die Abschwächung von *ē*, *ā*, *ō*, fiel in allen indogermanischen Sprachen mit idg. *ă* zusammen, außer im Arischen, wo dafür *i* steht.

Skr. *pitá* 'Vater', gr. πατήρ, lat. *pater*, got. *fadar*, air. *athir*. — Gr. στατός 'stehend', lat. *status* 'Stand', skr. *sthitás* 'stehend'. — Got. *fagrs* 'passend', ahd. *fagar*, an. *fagr* 'schön', gr. παγῆναι 'fest werden', lat. *paciscor* 'übereinkommen', vgl. *pāx* 'Übereinkunft, Friede', *pāgina* 'Seite' (Stamm *pāk-*, *pāĝ-*).

---

3. Die Vokale im Griechischen, Lateinischen und Gemeingermanischen.[1])

Griechisch. *ĭ* > ι. ι dient oft als Nominalsuffix zur Bildung von Substantiven, z. B. ὄις (οἶς) 'Schaf' aus **ὀϝ-ι-ς*, und als Lokativendung, z. B. νυκτί 'nachts'. Dialektisch wird ι manchmal zu υ, z. B. ἥμυσυς aus ἥμισυς 'halb'.

ī > ῑ. U. a. als Optativsuffix: **ἐσ-ī-μεν* > εἶμεν 'möchten wir sein', lat. *s-ī-mus*.

ĕ > ε, gesprochen als offenes *e* [ę] im Elischen, als geschlossenes *e* [ę] im Ionisch-Attischen und teilweise auch in nicht-ionischen Dialekten.

ē > η, das im Elischen zu ᾱ wurde: βασιλᾶες, und im Böotischen und Thessalischen zu [ę̄], geschrieben ει : φείρ = θήρ 'Tier'.

ă > α, das unverändert blieb.

ā > ᾱ, das in dem Ionisch-Attischen zu η wurde. Nur im Attischen wurde ᾱ aus η wiederhergestellt nach ι, ε oder ρ; z. B. σοφίᾱ, ἡμέρᾱ. Keine Ausnahme ist κόρη 'Mädchen', aus **κορϝα* entstanden; vgl. lesb. κόρρᾱ. Andere ᾱ im Attischen sind nicht ursprünglich, sondern durch Vokaldehnung entstanden, z. B. πᾶσα aus πάνσα

[1]) Hier werden Lauterscheinungen behandelt, die allen oder doch den meisten germanischen Dialekten gemeinsam sind. Veränderungen, die nur in einzelnen Dialekten auftreten, werden nur ausnahmsweise erwähnt.

(so noch im Kretischen), das auf *παντι̯α beruht; τᾱ̀ς μούσᾱς aus *τᾰ́νς μουσᾰ́νς: letzteres war durch Vokalverkürzung seinerseits aus *μουσᾱ́νς entstanden.

ŏ > ο: häufiges Nominalsuffix, z. B. ἵππ-ο-ς 'Pferd': lat. *equ-o-s*. Im Lesbischen, Thessalischen, Kyprisch-Arkadischen und anderwärts wurde es in bestimmten Stellungen zu υ, z. B. ἄλλυ = ἄλλο.

ō > ω, z. B. im Suffix der Nomina agentis auf -τωρ: δώτωρ: lat. *datōr*, später *datŏr*. Im Thessalischen wurde ω zu ου: ἔδουκεν = ἔδωκεν.

ŭ > υ, ου. Urgr. *ŭ* (= [u])[1] blieb in einem Teile des Sprachgebiets erhalten und wurde dann graphisch meist durch ου ausgedrückt, z. B. böot. γλουκού = γλυκύ 'süß'. Im Ionisch-Attischen wurde es vorhistorisch zu [ü], geschrieben υ; vgl. auch S. 192.

ū > ῡ, ου. Der Veränderung von *ŭ* in [ü] entsprechend, wurde *ū* zu [ū].

Lateinisch. *ĭ* > *i*, das im Auslaut und vor *r* zu *e* wurde; z. B. *rūrĕ* 'vom Land, auf dem Land', Lokativ aus **rusĭ*; *levĕ* 'leicht' aus **levĭ*, vgl. *levis*, *levia*; *serō* 'ich säe' aus **sĭ-sō*, zur Wurzel *sē*(*i̯*) 'säen'; gr. ἵημι, das man oft mit dieser lateinischen Form vergleicht, gehört zu *iacio*.

ī > *ī*, auch durch *ei* ausgedrückt, nachdem der altlateinische Diphthong *ei* zu *ī* geworden war, z. B. *faxeis* = *faxīs*.

ĕ > *ĕ*, das vor heterosyllabischem *u̯* zu *o* wird, z. B. *nŏvus* 'neu' < **neu̯os*: gr. νέϝος; *novem* 'neun': gr. ἐννέϝα; ebenso in der Gruppe *su̯e-* vor Konsonanten, z. B. *soror* aus **su̯esōr*: got. *swistar* 'Schwester'. Vor velarem *n* (= [ŋ]) + Konsonant entwickelt sich *ĕ* nach der *i*-Seite, z. B. *tinguo* 'benetze': gr. τέγγω; *inguen* 'Leiste' aus **enguen*; **dinnus* (*dignus* 'würdig'), vgl. *decet* 'es ziemt'. In *imber* 'Regenguß' aus **ember*: skr. *abhrá-* 'Wetterwolke', sowie in Formen wie *limbus*, *nimbus* usw. ist die *i*-Färbung dem folgenden *m* + Labial zu danken. Unbetontes *e* geht im Inlaut, außer

[1]) Aus urgr. anlautendem *ŭ* hat sich in vorgeschichtlicher Zeit gemeingr. **i̯u* entwickelt, woraus *hu-*, *ú-* entstand. Daher trägt jedes anlautende υ den Spiritus asper; vgl. Sommer, *Gr. Lautstudien*, S. 148 f.

vor *r* oder Doppelkonsonant, in *i* über, z. B. *age*, aber *agite*. *lego* : *cólligō* (darnach analogisch der inf. *collígere* für *collegere*), aber *conferō*, *haruspex*.

Die Gruppe *vĕ* wird *vŏ* 1. vor *m* + dunklem Vokal : *vomo*, gr. ἐμέω, lit. *vemiù*; 2. vor velarem *l*: *volop* 'ergötzlich', gr. ἐλπίς, aber *Velia* mit palatalem *l*.

ē > *ē*, manchmal *ei* geschrieben. Ob *ē* in *ī* übergehen kann, wird bezweifelt; doch ist wegen umbr. Akk. Pl. *feliuf*, lat. *fīlius* 'Sohn' neben *fēlare* 'säugen' zur Wurzel *dhē(i)* dieser Übergang sehr wahrscheinlich.

ă > *ă*. Unbetontes *a* wurde in geschlossener Silbe zu *e*, z. B. *captus* : *ácceptus* (man beachte den uritalischen Akzent), in offener zu *i*, z. B. *facio* : *cónficio*; *capio* : *áccipio*, außer vor *r* : *pario* : *péperi*. Da *i* in bestimmten Fällen mit *u* wechselt, findet man Dubletten wie *mancipium* : *mancupium*; *aucipis* : *aucupis*.

ā > *ā*, z. B. im abstrakten Suffix *-tās* : *novitās*, aus **novi-tāt-s*.

ŏ > *ŏ*. Nach dem von Solmsen ergänzten Gesetz Thurneysen-Havets wurde in vortonigen Silben (nach der späteren Akzentuierung) 1. die Gruppe *ŏ* + *v*, die auf idg. *ŏ* beruhte, zu *-av-*, und 2. die Gruppe *ŏ* + *v*, die auf idg. *ĕ* beruhte (vgl. oben), zu *-ŭ(v)-*, *-ŏ(v)-*, d. h. zu einem zwischen *u* und *o* liegenden Laut. Daher also 1. *óvis* 'Schaf', aber *avíllus* (demin.); *foveo* 'ich wärme', aber *favílla* 'Asche'; *fóvea* 'Grube', aber *favíssa* 'unterirdisches Versteck'. Formen wie *caveo* 'hüte mich' (statt **coveo*, vgl. gr. κοέω 'ich merke') beruhen auf analogischer Störung. 2. *Pluébat* 'es regnete' aus **plovébat*: gr. πλέϝω 'ich fahre', altlat. *perplovere* 'leck sein'; *cloáca*, *cluáca* 'Abzugskanal' aus *clŏvăca* (*CIL.* 1,1178) < **clĕváca*.

Im 2. Jahrh. v. Chr. wurde *vo-* vor *r*, *s* und *t* zu *ve-*, z. B. *verro*, *veto* aus *vorro*, *voto*. Es bestand längeres Schwanken, wie die Dubletten *vorsus* : *versus*, *voster* : *vester* usw. zeigen.

Vor einfachem Konsonanten wurde nichthaupttoniges *o* meist zu *i*, z. B. *armiger* aus **ármoger(os)*, gen. *hospitis* aus **hóstipotes*; vor zwei oder mehr Konsonanten und in Endsilben wurde *o* zu *u*, z. B. *onustus* aus **ónostos*; *unus*, *tempus*, *legunt* aus *oinos*, *tempos*, *legont*. Bis zum Beginn

des Prinzipats blieb jedoch *o* nach *u* und *v* (*u̯*) erhalten: *fruontur*, *equos*.

ō > *o̅*. Als die altlateinischen Akzentregeln noch wirkten, wurde *o* in unbetonter Silbe zu *i*, z. B. *convicium* 'Verweis' < **cón-vōc-io-m*. Dem Einfluß des anlautenden Labials und des folgenden *r* ist wahrscheinlich der Übergang von *o̅* zu *ū* zuzuschreiben bei *fūr* 'Dieb' : gr. φώρ, *cūr* 'warum' für älteres *quōr* u. ä.

ŭ > *ŭ*; zwischen *l* und labialem Verschlußlaut wurde es zu einem *ŭ*-Laut, daher die verschiedene Schreibung *u* oder *i*, z. B. *lubet* : *libet* 'es beliebt'; *clupeus* : *clipeus* 'Schild'. Vor *r* (idg. *s*) wurde *u* zu *o*, z. B. *forem* 'ich würde sein' < **fu-sēm*.

ū > *ū*; blieb unverändert.

Gemeingermanisch. Die urgermanischen Vokale erlitten infolge jüngerer, sekundärer Gesetze verschiedene Veränderungen. Die wichtigsten dieser Erscheinungen sind: Tonerhöhung, Labialisierung, Palatalisierung, Vokaldehnung und -kürzung, Vokalschwund, Kontraktion, Nasalierung und Umlaut.

ĭ > *i*, das durch *a*-Umlaut in einigen Fällen zu *e* wurde (S. 222). Z. B. ae. mnd. ahd. *nest* < urg. **nestaz* : lat. *nīdus* < idg. **nizdos* 'Nest'.

Im Gotischen wurde *i* vor *r* und *h* zu *aí* (= [æ]) «gebrochen», z. B. *waír* 'Mann' : ahd. *wer*, lat. *vir*. Über *ī* aus *ĭ* durch Dehnung vgl. S. 233.

ī > *ī* (got. geschrieben *ei*), blieb unverändert.

ĕ > *ĕ*, z. B. ahd. *reht*, an. *réttr*, gr. ὀρεκτός. Gemeingerm. wurde *e* zu *i*: 1. Vor Nasal + Konsonant, z. B. got. *fimfta* 'fünft', ahd. *fimfto*, an. *fimte* : gr. πέμπτος : Tonerhöhung. 2. Vor heterosyllabischem *i̯*, z. B. got. *midjis* 'mitten', an. *miðr* : lat. *medius*, att. μέσος < *μεθ-i̯ος : *i*-Umlaut. 3. In urgermanisch unbetonter Silbe, z. B. an. *fótr* < urg. **fōt-iz* : gr. πόδ-ες, lat. *ped-es*.

Gotisch wurde ferner jedes *e*, das noch nicht verändert war, zu *i*; und schließlich wurde altes und neues *i* vor *r* und *h* zu *aí*, vgl. oben.

ē > *ę̄* (offenes *ē*, [ǣ]); in betonter Silbe erscheint es westgermanisch und nordisch als *ā* (altenglisch als *ǣ*, *ā* oder *ō* je nach dem folgenden Konsonanten: *ā* vor *w*,

$\bar{o}$ vor Nasal, sonst $\bar{æ}$), gotisch als $\bar{e}$ ($\bar{e}$), mitunter auch *ei* ($\bar{i}$). Z. B. got. *rēdan* ‘raten’, an. *ráða*, as. *rādan*, ae. *rædan*, ahd. *rātan* : lat. *rēri* ‘meinen’.

Neben diesem urg. $\bar{e}$ ($\bar{e}_1$) stand ein zweites, geschlosseneres $\bar{e}$ ($\bar{e}_2$) unbekannten Ursprungs, das got. als $\bar{e}$, ahd. als *ē, ea, ia, ie*, an. als *é*, as. ae. als $\bar{e}$ geschrieben wird.

$\breve{a} > \breve{a}$. In allen Dialekten außer dem Gotischen wurde dieses *a* zu *e* durch *i*-Umlaut: z. B. ahd. as. *krefti* : Pl. zu *kraft*. Ferner wurde $\breve{a}$ zu $\bar{a}$ durch Dehnung (S. 233).

$\bar{a} > \bar{o}$ (offenes $\bar{o}$), das mit $\bar{o}$ aus idg. $\bar{o}$ zusammenfiel.

$\breve{o} > \breve{a}$ in betonten Silben. In schwachtonigen Silben blieb nord- und westgerm. *o* vor *m* in derselben Silbe erhalten: z. B. an. *berom* : gr. φέρομεν ‘wir tragen’. Auch dieses *a* wurde in den einzelnen Dialekten außer dem Gotischen durch *i*-Umlaut zu *e*, z. B. lat. *hostis*, ahd. as. *gast*, pl. *gesti*; got. pl. *gasteis*.

$\bar{o} > \bar{o}$, got. $\bar{o}$, ahd. $\bar{o}$, dann in betonter Silbe zu *oa, ua, uo* diphthongiert.

$\breve{u} > \breve{u}$, das durch *a*-Umlaut gemeingermanisch zu *o* wurde, außer vor Nasal + Konsonant, z. B. gr. θυγάτηρ ‘Tochter’, lit. *duktẽ* : ahd. *tohtar*, as. *dohtar*.

Gotisch wurde *u* vor *r* und *h* zu *aú* (= [ɔ]) «gebrochen», z. B. *daúr* ‘Türe’ aus urg. **duran*.

Auch *u* wurde durch Dehnung zu $\bar{u}$, z. B. got. *hūhrus* ‘Hunger’, as. ahd. *hungar*, an. *hungr*.

$\bar{u} > \bar{u}$. Dieses $\bar{u}$ wurde durch *i*-Umlaut ae., an. und ahd. zu $\bar{ū}$.

Bibliographie. Griechisch. Zur Chronologie der Lautveränderungen siehe u. a. Solmsen, KZ. 34, 557; Kretschmer, KZ. 31, 373.

Lateinisch. Niedermann, *ē und ī im Lat.*, vgl. allg. Bibliogr.; zum Thurneysen-Havet-Solmsenschen Gesetz: Thurneysen, KZ. 28, 154; Havet, MSL. 6, 17; Solmsen, KZ. 37, 1; *Studien* S. 141, L. Horton Smith. *The establishment and extension of the law of Thurneysen and Havet* (Cambridge 1899); Sommer, *Handbuch* S. 110. Juret, MSL. 20, 190 bezweifelt bei dieser Erscheinung kaum mit Recht den Einfluß des Akzents.

Germanisch. v. Helten, PBB. 17, 570; 21, 437; 23, 92. Chronologie: v. Wijk, PBB. 28, 243: *Zur relat. Chronol. der urg. Lautgesetze*; Bremer, IF. 14, 363; Eulenburg, IF. 16, 35; Axel Kock, *Umlaut und Brechung* (vgl. oben, S. 222).

4. Die Diphthonge in den indogermanischen Sprachen.

Mit der Entdeckung der indogermanischen Vokale ging die der indogermanischen Diphthonge Hand in Hand. Da man für die Ursprache nicht nur kurze, sondern auch ursprünglich lange Vokale annehmen mußte, kam man natürlicherweise auch zur Aufstellung von kurzen und langen Diphthongen. Letztere heißen wohl auch Diphthonge mit langen ersten Komponenten. So z. B. der Dat. Sing. der *o*-Stämme: skr. *tasmāi* ‘demjenigen’; gr. λύκῳ ‘dem Wolfe’, ahd. *wolfe*, lat. *lupō* aus **lupōi*, idg. Endung *-ōi̯*. Das Arische hat die Langdiphthonge am besten bewahrt. In den anderen indogermanischen Sprachen fielen sie durch Kürzung meist mit den Kurzdiphthongen zusammen; daher haben wir sie bei unserer Behandlung der Diphthonge in den Einzelsprachen außer acht gelassen (vgl. jedoch S. 252).

Die indogermanische Ursprache besaß folgende Diphthonge:

ĕi̯, ăi̯, ŏi̯, əi — ĕu̯, ău̯, ŏu̯, əu̯.

Die stets mit *ai̯* und *au̯* zusammengefallenen Diphthonge *əi̯* und *əu̯* bleiben hier ebenso wie die Langdiphthonge außer Betracht.

Die gewöhnliche Entsprechung der indogermanischen Diphthonge in den Einzelsprachen ist wie folgt:

Uridg.	Altind.	Gr.	Lat.	Got.	Ahd.	Nhd.	Lit.	Slav.	Kelt.	Arm.
ei	*ē*	ει	*ei, ī*	*ei*	*ī*	*ei*	*ei, ė*	*i*	*é, ia*	*?*
ai	*ē*	αι	*ai, ae*	*ai*	*ei, ē*	*ei, ē*	*ai, ė,*	*ė*	*ae*	*ai*
oi	*ē*	οι	*oi, ū*	*ai*	*ei, ē*	*ei, ē*	*ai, ė*	*ė*	*oe*	*ē*
eu	*ō*	ευ	*ou, ū*	*iu*	*iu, eo*	*eu, ie*	*au*	*ju*	*ó, ua*	*oi*
au	*ō*	αυ	*au*	*au*	*ou, ō*	*au, ō*	*au*	*u*	*ó, ua*	*au*
ou	*ō*	ου	*ou, ū*	*au*	*ou, ō*	*au, ǫ*	*au*	*u*	*ó, ua*	*oi*

ei. Skr. *éti* ‘er geht’, gr. εἶσι, lat. *īt*, *it*, lit. *eīti*.

ai. Skr. *édhas* ‘Brennholz’, gr. αἴθω ‘ich brenne’, lat. *aedes* ‘Herdplatz, Haus’, air. *aed* ‘Feuer’, ahd. *eit* ‘Scheiterhaufen’.

oi. Gr. οἰνή ‘die Eins auf dem Würfel’, altlat. *oino* (= *ūnum*, CIL. I, 9), got. *ains* ‘ein’. — Skr. *tḗ* (pron. demonstr.), gr. τοί, got. *þai*, lit. *tẽ*, asl. *ti* : ‘diese’.

eu. Skr. *bṓdhati* ‘er merkt’, hom. πεύθομαι ‘ich erfahre’, got. *anabiudan* ‘befehlen’, asl. *bljudą* ‘ich passe auf, bewache’.

au. Skr. *çṓšas* ‘austrocknend’, gr. αὖος ‘trocken’, ahd. *sōrēn* ‘vertrocknen’, lit. *saũsas*, asl. *suchŭ* ‘trocken’. — Gr. σταυρός ‘Pfahl’, lat. *re-staurare*, *in-staurare* ‘erneuern’, an. *staurr* ‘Pfahl’ : idg. *stəu-*.

ou. Gr. οὖς, got. *ausō*, lit. *ausìs*, asl. *ucho* (gen. *ušese*) ‘Ohr’. — Lat. *fūdit*, got. *gaut* ‘er goß’.

Bei den Langdiphthongen scheinen schon in indogermanischer Zeit *i̯* und *u̯* unter bestimmten Bedingungen geschwunden zu sein, z. B. skr. *dyám*, gr. Ζῆν, lat. *diem* ‘den Tag’, vgl. skr. *dyāúš* ‘der Tag’ < idg. **di̯ē[u̯]-m*. Derartige Monophthongierungen treten nur bei gestoßenen Diphthongen auf.

---

5. Die Diphthonge im Griechischen, Lateinischen und Gemeingermanischen.

Griechisch. Das Griechische hat die ursprünglichen Kurzdiphthonge getreuer erhalten als irgendeine andere Sprache. Jüngere Diphthonge entstanden durch Epenthese und Kontraktion.

ei > ει. Im Ionisch-Attischen wurde ει seit dem 5. Jahrh. v. Chr. als *ē̯* gesprochen; im 3. Jahrh. wurde es im Attischen vor Konsonanten und im Auslaut zu *ī*, z. B. Φῑδίας aus Φειδίας; vgl. S. 192. εἶμι ‘ich gehe’ wäre also richtig auszusprechen wie *ē̯mi*.

ai > αι, das im Ionisch-Attischen vor *ϝ* + α, ε oder ι zu *ā* wird, z. B. δαήρ ‘Schwager’ aus *δαιϝηρ; κλᾶει ‘er weint’ aus *κλαιϝει.

oi > οι. Das *o* von οι muß schon früh einen besonderen Lautwert gehabt haben, da bei Homer und dialektisch *ϝ* vor οι erhalten bleibt, während es vor ο, ω, ου schwindet. Im Ionisch-Attischen wurde οι nach Beginn unserer Zeitrechnung zu ῡ.

eu = ευ. In Diphthongen wurde υ nicht zu *ü*; daher wird ευ oft geschrieben als εου, εϝ.

au > αυ; es behielt, wie ευ, bis zu Beginn der neugriechischen Periode seinen diphthongischen Wert.

ou > ου; im 5. Jahrh. v. Chr. wurde ου zu *ū*, aber das Doppelzeichen wurde in der Schrift beibehalten; vgl. S. 192.

Es ist zu beachten, daß die *u*-Diphthonge nach vorhergehendem ϝ zu *i*-Diphthongen dissimiliert werden; z. B. *ἐϝευπον > ἔϝειπον; *ἀϝευδω > ἀείδω.

Lateinisch. ***ei*** > *ei*; dieses wurde zunächst *ē̯*, dann *ī*; aber graphisch blieb EI noch lange erhalten. Z. B. *dīco* 'ich mache kund, spreche' aus *deicō* : gr. δείκνυμι 'ich zeige', got. *gateihan* 'zeigen'; *fīdo* 'ich vertraue' aus *feido* : gr. πείθω 'ich überrede'. Das Zeichen EI wurde dann auch für langes *i* < idg. *ī* gebraucht, siehe S. 247.

ai > *ai*, später *ae*: z. B. *laevus* 'links' : gr. λαιϝός; in unbetonten und Endsilben über *ei*, *ē̯* zu *ī*, z. B. *ólīvum* 'Öl', gr. ἔλαιον; *terrīs* : gr. ἠμέραις. Aber der Dat. Lok. der *ā*-Stämme geht auf *-ae* und nicht auf *ī* aus, weil die indogermanische Endung *āi* war (S. 219). In der Volkssprache hörte man *ē*, z. B. *sēculum* 'Geschlecht' = *saeculum* < **sait-lom*. Das germanische Lehnwort got. *Kaisar* 'Caesar' usw. zeigt noch den Diphthong.

oi > *oi*, das erst zu *oe* (= *oe̯*), dann zu *ū* wird: **moiros* > **moerus* > **mūrus*, so wenigstens in betonten Silben. Man sollte daher auch **mūnia* statt *moenia* 'Mauern' erwarten; hier ist aber der alte Laut wahrscheinlich erhalten, um den lautlichen Zusammenfall mit *munia* 'Amtsgeschäfte' zu verhindern. In der Grabschrift der Scipionen heißt es noch *oino*[*m*]. Jedoch blieb *oe* nach *p-* und *f-* erhalten, wenn in der folgenden Silbe kein *i* stand; vgl. *Poenus* gegen *pūnicus, foedus* u. a. Nach *v* wurde *oi* (über *ei*) zu *ī*, z. B. gr. οἶκος : lat. *vīcus*; gr. οἶδα : lat. *vīdī*.

In unbetonter Silbe wurde *oi* zu *ī*, z. B. *domī, equī, equīs* : οἴκοι, ἵπποι, ἵπποις.

eu > *ou*, das wahrscheinlich schon im 3. Jahrh. v. Chr. zu *ū* wurde, z. B. *abdūcit* aus *abdoucit* (CIL. I 30) und *iumentum* 'Lasttier' aus *iouxmentum* (CIL. I 1): gr. ζεῦγμα 'Verbindung'.

au > *au*, z. B. *aut* 'oder', gr. αὖ 'wieder'. Schon Jahrhunderte vor Christus wurde in der plebeischen Sprache *au* > *ō* : *clōstra* 'Riegel' = *claustra*. In unbetonter Silbe wurde *ū* gesprochen, z. B. *claudo* : *séclūdo*. Infolge des Einflusses des Simplex traten oft analogische Störungen ein: *adaugeo, applaudo*.

ou > *ou*, später *ū*, z. B. *lūcus* 'heiliger Hain' aus *loucos* (CIL. XI 4766), oskisch *lúvkeí* 'in luco'.

Gemeingermanisch. ***ei*** > *ī*, z. B. got. *steiga*, ahd. *stīgu*, an. *stíg* 'ich steige'.

ai > *ai*, got. *ai*, ahd. an. *ei* : got. *hrains*, an. *hreinn*, ahd. *hreini*, nhd. *rein*. Aber im Ahd. wurde *ei* vor *r*, *w*, *h* und im Auslaut zu *ē*: z. B. *mēro* 'mehr', vgl. got. Nom. M. *maiza*.

oi > *ai*, got. *ai*, ahd. an. *ei*; z. B. got. *faihs* 'bunt' : gr. ποικίλος; got. *gamains* : lat. *communis* 'gemein'.

eu > *eu*, das in keinem germanischen Dialekt erhalten blieb. Auf das Vorhandensein von urg. *eu* läßt sich jedoch aus den bei den alten Schriftstellern überlieferten Eigennamen schließen, z. B. *Greutungi*, *Teutoburgiensis* und aus dem in Runeninschriften erhaltenen urnord. *-leubaʀ* 'lieb'.

Durch *i*-Umlaut wurde urg. *eu* im Ahd. zu *iu*, durch *a*-Umlaut (Brechung) zu *eo*, später *io*; got. steht stets *iu*. Z. B. got. *þiuda*, ahd. *deota*, *diota*, an. *þióð* 'Volk' : oskisch *touto* 'Gemeinde', lit. *tauta* 'Volk'.

au > *au*, z. B. got. *aukan* 'zunehmen', an. *auka*: gr. αὐξάνω. Ahd. wurde *au* über *ao* vor *h*, *d*, *t*, [z], *s*, *n*, *r* und *l* zu *ǭ*.

ou > *au*, got. *au*, an. *au*, ahd. *ou* und *ǭ* in denselben Fällen wie bei *ǭ* aus idg. *au*; z. B. got. *rauþs*, ahd. *rōt*, lit. *raũdas* 'rot'.

B. Die Halbvokale.

1. Konsonantisches *i̯* und *u̯* in den indogermanischen Sprachen.

Es handelt sich hier natürlich um konsonantisches *i̯* und *u̯* in anderen Stellungen als in fallenden Diph-

thongen. Auch hier sei nochmals daran erinnert, daß auch andere Vokale als i̯ und u̯ als Halbvokale fungieren können (siehe S. 186). Kommen *i* und *u* als Vokale vor Vokalen zu stehen, so entwickelt sich dazwischen wiederum ein konsonantisches i̯ oder u̯ als Übergangslaut. So steht z. B. idg. **duu̯o* neben **du̯ō*: gr. δύω und δώδεκα aus **δϝώ-*; skr. *du(v)ā* und *dvā*. Konsonantisches i̯ und u̯ ist von spirantischem *j* und *v* wohl zu unterscheiden.

Die Entsprechung in den indogermanischen Sprachen ist folgende:

Uridg.	Altind.	Gr.	Lat.	Germ.	Lit.	Slav.
i̯	*y*	anl. *h* und ζ	*i*	*j*	*j*	*j*
u̯	*v*	*ϝ*	*u*	*w*	*v*	*v*

Im Griechischen schwand i̯ zwischen Vokalen und verband sich mit vorhergehenden Konsonanten auf mancherlei Weise. Im Keltischen schwand es meistens; besser blieb hier u̯ erhalten als *gw-*, *f-*, u̯ und *b*.

i̯. Skr. *yakṛt* 'Leber', gr. ἧπαρ, lat. *iecur*, lit. pl. *jeknos* : idg. Basis *i̯ĕq^{u}en-*, *i̯ĕq^{u}r-* (vgl. lat. *iecinis*, *iecoris* und *iecinoris*).

u̯. Skr. *véda* 'ich weiß', gr. *ϝοῖδα*, lat. *video* 'ich sehe', got. *wait*, asl. *vědě* 'ich weiß'. Da i̯ im Griechischen doppelt vertreten ist, glaubte man zwei Varianten des uridg. i̯-Lautes annehmen zu dürfen. Sommer hat jedoch mit durchschlagenden Gründen gezeigt, daß man es hier mit einer griechischen Sonderentwicklung zu tun hat.

Bibliographie. Die Theorie der idg. i̯-Dubletten wurde von Gg. Schulze vertreten: *Über das Verhältnis des ζ zu den entsprechenden Lauten der verwandten Sprachen*, Diss. Göttingen 1867. Dagegen Sommer, *Griech. Lautstudien* S. 137.

2. Konsonantisches *i̯* und *u̯* im Griechischen, Lateinischen und Gemeingermanischen.

Griechisch. Im Anlaut wurde idg. *i̯* entweder zu *h* (Spiritus asper), z. B. ἧκε : lat. *iēcit* 'er warf'; ὥρα : got. *jēr* 'Jahr', woraus folgt, daß es spirantisch geworden war; oder, wenn aspiriert, zu ζ, z. B. ζυγόν : lat. *iugum* 'Joch' (vor *u*); ζέω aus **i̯eho*, wobei *h* aus *s* entstanden war: **i̯esō*, ahd. *jesan* 'gären'.

Konsonantisches *u̯* wurde durch *Ϝ* bezeichnet, dem sechsten Buchstaben im dorischen und äolischen (nordachäischen) Alphabet. *Ϝ* schwand am frühesten im Ionisch-Attischen, und zwar schwand es früher im Inlaut als im Anlaut. Dagegen blieb es in den Dialekten bis tief in die historische Zeit erhalten, wie uns die Inschriften lehren. Im Homertext ist das *Ϝ* nicht überliefert, doch bezeugen, wie Bentley (1713) zuerst erkannt hat, metrische Eigentümlichkeiten, daß es zur Zeit der Entstehung der homerischen Gedichte noch ein lebendiger Laut war. Nur vor ο, ω, ου war es auch damals schon verloren gegangen.

Im Ionisch-Attischen wurde *Ϝ* beinahe regelmäßig durch den Spiritus lenis ersetzt, z. B. ἔργον : nhd. *Werk*; ἔπος 'Wort' : lat. *vox*; οἶκος 'Haus' : lat. *vīcus*; aber ἑστία : lat. *Vesta*.

Das Digamma war meist kein Spirant. Es muß aber geradeso wie *i̯* einen doppelten Lautwert besessen haben, da es in einigen Dialekten vor ρ als β erscheint und in mehreren Fällen durch Spiritus asper vertreten wird, z. B. ἔρση, ἑσπέρα, ἑστία, ἑανός u. ä. Über die Vertretung des anlautenden *Ϝ* durch *h* vgl. namentlich Sommer, *Griech. Lautstudien*, S. 83 f.

Wie inlautendes *i̯* und *u̯* in einigen Fällen behandelt wird, wurde schon erwähnt; z. B. φαίνω < *φαν-i̯ω; κτείνω < *κτεν-i̯ω (über κτέννω); ξένος < *ξεν-u̯ος (über ξέννος). Zwischen zwei Vokalen schwinden *i̯* und *u̯*: φθόη 'Abzehrung' aus *φθοi̯α : φθίσις; κλέος 'Gerücht, Ruhm' aus *κλεϜος. Auch nach Konsonanten schwinden *i̯* und *u̯*, aber meist unter Beeinflussung des vorhergehenden Konsonanten, oder besser unter Verschmelzung mit diesem zu einem neuen Laut. So wird

die Gruppe λ̯ zu λλ assimiliert: ἄλλος ‘ander’, lat. *alius*, got. *alja-*; φύλλον ‘Blatt’, lat. *folium*; ἄλλομαι ‘ich springe’, lat. *salio*. Idg. *d* + *i̯* wurde urgr. zu [zd], geschrieben ζ (lesb.σδ), z. B. *μιγαδ-i̯ω > μιγάζω ‘ich mische’; das Gleiche gilt für *g*-Laut + *i̯*: *ἁρπαγ-i̯ω > ἁρπάζω ‘ich raube’, *ἀγ-i̯ομαι > ἄζομαι ‘ich verehre’. Weiter verbanden sich urgr. *t*, *th* mit *i̯* zu τσ, das dann zu σ vereinfacht wurde (zwischen Vokalen σσ oder σ); z. B. *παντ-i̯α > *παντσα, kret. πάνσα > hom. att. πᾶσα, *ἐχοντ-i̯α > ἔχοντσα, kret. ἔχονσα > hom. att. ἔχουσα. Nach Konsonant + Nasal fiel *i̯* spurlos: μέριμνα < *μεριμν-i̯α; φαείνω < *φαϝεσν-i̯ω; θέρμω < *θερμ-i̯ω. Bei π̯ entwickelte sich *i̯* zu τ, aber m. E. mit *p* als Übergangslaut; z. B. πτύω ‘ich spucke’ : got. *speiwan*, lit. *spiáuju*; θάπτω, κλέπτω usw. mit -i̯ω als Suffix. Ein Beispiel für intervokalische Stellung ist hom. lesb. μέσσος, att. μέσος, vgl. skr. *mádhyas*, got. *midja-*, *midjis*. — Urgr. *t̯u̯* wurde zunächst *tt*, das attisch und böotisch erhalten blieb, ionisch σσ wurde; z. B. att. τέτταρες ‘vier’, hom. τέσσαρες, ion. τέσσερες : lat. *quattuor*, skr. *catváras*. Anlautend wurde diese Gruppe allgemein σσ, σ; z. B. σε ‘dich’ : skr. *tvám*; φερε-σσακής ‘schildtragend’ : skr. *tvác-* ‘Haut’.

Nach δ schwand *u̯* meist spurlos; bei Homer finden wir Doppelschreibung in den überlieferten Formen ἔδδεισεν, ὑποδδείσας usw., aber das Epos kennt daneben auch εἶδαρ, οὐδός, δείδαμεν, aus ursprünglichem *ἔδϝεισεν, *ὑποδϝείσας, *ἔδϝαρ, *ὀδϝός, *δέδϝιμεν. Diese wie jene Schreibungen sind ein Ausweg jüngerer Rhapsoden, dem Metrum gerecht zu werden; der ursprüngliche Text hat vielleicht noch δϝ aufgewiesen. Auch nach π, φ, θ schwand *u̯* : νήπιος ‘töricht’ < *νη-πϝ-ιος, vgl. νηπύτιος; ὑπερφίαλος ‘übermütig’ aus -φϝιαλος, das zur Sippe von φύω gehört; μέθη ‘Trunkenheit’ aus *μεθϝη, vgl. μέθυ.

Die Gruppe *si̯* wurde nach Vokal zu einem gewöhnlichen Diphthongen : z. B. ἀλήθεια < *ἀληθεσ-i̯α; εἰδυῖα < *εἰδυσ-i̯α.

Die Gruppe *su̯* wurde anlautend zu *Fh*. d. h. stimmlosem *F*: also einem mit *u* Stellung gesprochenen *h*; z. B. *F*έκαστος (eigentlich *Fh*έκαστος, vgl. böot. *Fh*εκάδαμοε), *F*οῖ ‘sibi’, *F*εξήκοντα, *F*ανδάνω. Aus *Fh* entwickelte sich dann

der Spiritus asper, d. h. *h* wurde nicht mehr mit *u*-Stellung, sondern mit der des unmittelbar folgenden Vokals gesprochen: ἕκαστος usw. Zwischen Sonanten wurde *su̯* urgr. zu [zu̯], das mit sonorer Vokaldehnung schwand; also **nas-u̯os* 'Tempel' > **naz-u̯os* > **nā-u̯os* > ναός, ion. νηός; hieraus entwickelte sich att. νεώς mit Quantitätsumstellung. Im Äolischen entstand Doppel-*u̯*, daher lesb. ναϝϝός und wahrscheinlich hom. εὕαδε aus **ἐσϝαδε : ἁνδάνω 'ich gefalle'. Nachkonsonantisch wurde diese Gruppe zu *ss*, *s* : ἴσσος ἴσος, 'gleich' aus **u̯ιτσu̯ος.

Lateinisch. Das Lateinische hatte weder für *i̯* noch für *u̯* ein besonderes Schriftzeichen; daher schrieb man *iugum* und *nouus* und *j* und *v* stammen aus späteren Zeiten. Bis ins 1. Jahrh. n. Chr. waren *i̯* und *u̯* noch reine Halbvokale; später wurde *u̯* zu spirantischem *v* und *b* (= phonetisch [b̥]) : *Bictorinus* und *inbicto* in Inschriften.

Im Anlaut blieben *i̯* und *u̯* meist erhalten: *iuuenis* 'Jüngling', skr. *yúvan-*, got. *juggs* 'jung'; *verto* 'ich wende', got. *waírþan* 'sich wenden', dann 'werden' (semantische Entwicklung vom Konkreten zum Abstrakten). — Wie im Griechischen fiel lat. *u̯* vor *l* und *r*, z. B. *repente* : gr. ῥέπω 'ich neige', aor. ἔρρεψα; *rādix* < **u̯rādic-s*, vgl. gr. ϝρίζα und nhd. *Wurzel*; *lāna* 'Wolle' aus **u̯lāna*.

Zu inlautendem *i̯* und *u̯* ist zunächst zu bemerken, daß intervokalisches *i̯* lat. und osk.-umbr. schwindet, worauf die zusammentreffenden Vokale teilweise kontrahiert werden; z. B. *meus* < **mei̯-o-*, adj., vom idg. Lokativ auf *ei* gebildet; *finio* aus **fini-i̯ō*; *torreo* aus **torsei̯ō*; *stō* aus **stāi̯ō* < **stāi̯ō* : altbulg. *stajǫ* 'ich stelle mich'. Wo wir also intervokalisches *i̯* antreffen, ist sein Wert stets *i̯i̯*: Cicero schrieb nach Quintilian noch *aiio*.

Dagegen blieb intersonantisches *u̯* erhalten, z. B. *ovis* 'Schaf' : skr. *áviś*. Nur teilweise schwand es zwischen gleichen Vokalen, die dann kontrahiert wurden: *lātrīna* 'Abzugsröhre, Kloake' aus *lavātrīna*; *sīs* aus *sī vīs*; *praēs* 'Bürge' aus **prai-u̯ĕds* (älter **prai-u̯āds*); es schwand weiterhin regelmäßig in der Gruppe *ŏu̯ĕ* vor Konsonant, vorausgesetzt, daß der zweite Vokal nicht in der Endsilbe stand: *contio* aus *cŏu̯ĕntio*; *nonus* aus **nou̯enos*; *deorsum* aus **dēu̯ŏrsom*.

Nach Konsonanten wurde *i̯* meist silbisch, z. B. *alius* < **ali̯us* : gr. ἄλλος < *ἀλ̥ος, got. *aljis*; *capio* aus **capi̯o* : got. *hafja* 'ich hebe'. Nur wenn ihm ein Konsonant assimiliert wurde, blieb der halbvokalische Charakter des *i̯* bewahrt. So z. B. *maior* aus *mag-i̯ōs* zu *magnus*.

Größere Unterschiede zeigt nachkonsonantisches *u̯*. *pu̯* wurde *p* : *aperio* aus **ap-u̯eriō*, vgl. lit. *àt·veriu* 'ich öffne'; *tu̯-* wurde *tŭ-*, z. B. *mortuus* aus **mṛtu̯os*; *du̯-* wurde anlautend im 3. Jahrh. v. Chr. zu *b* : *dvonus* > *bonus*, *duidens* > *bidens* usw., inlautend zu *u̯* : **suādu̯is* > *suavis*; *lu̯* wurde wahrscheinlich zu *ll* : *mulleus*, vgl. lit. *mulvas* 'rötlich'.

Die Gruppe *su̯* blieb im Anlaut erhalten: z. B. *suavis* 'süß', gr. ἡδύς, skr. *suadús*. Aber *su̯o*, das aus *su̯e* entstand, wurde *so*, z. B. *soror* aus **su̯esor*, nhd. *Schwester*; so auch *somnus* 'Schlaf' aus **su̯epnos*. Über inlautendes *-su̯-* an anderer Stelle.

Gemeingermanisch. Es ist wohl zu beachten, daß auch die germanischen Vertreter von idg. *i̯* und *u̯* ursprünglich den Wert von Halbvokalen hatten (so z. B. noch im Ahd. und Ae.). Später wurden sie in den einzelnen germanischen Dialekten vielfach zu Spiranten.

1. Anlautendes *i̯* : got. *juggs*, ahd. *jung* 'jung'; *u̯* : got. *wait*, ahd. *weiz*, skr. *véda*. Im Ahd. fiel *w* vor *r* und *l* fort.

2. Intersonantisches *i̯* : ahd. *sāiu*, lit. *sėju*, asl. *sějǫ* 'ich säe'. Im Gotischen schwand *i̯* wahrscheinlich nach urg. *ē*; dieses *ē* wurde dann zu *ę̄* [ɛ], geschrieben *ai*; z. B. *saia* 'ich säe' aus **sēi̯ō*.[1]) — *u̯* : got. *widuwō*, ahd. *wituwa*, skr. *vidhávā* 'Witwe'. — Got. fiel wahrscheinlich *u̯* nach urg. *ō*; dieses *ō* wurde dann zu *ǭ* [ɔ], geschrieben *au* : z. B. *staua* 'Gericht' aus **stōu̯ō*.[1])

Wenn *u̯* mit vorhergehendem Vokal eine Silbe bildete, entstanden die got. Diphthonge *au*, *iu*, z. B. *kniu* 'Knie' aus **kniu̯an*.

---

[1]) Doch vgl. jetzt Streitberg, *Got. EB.*[5-6] §§ 71, 75, wo die urg. *æ̯i*, *å̯u* entsprechenden gotischen Laute als Diphthonge aufgefaßt werden, mit Rücksicht auf das Ergebnis der Intonationsforschungen von Sievers.

Anm. Nach kurzem Vokal, aber unter noch nicht genügend bekannten Bedingungen, aber jedenfalls nur nach kurzer betonter Silbe wurde -i̯- zu -i̯i̯- und -u̯- zu -u̯u̯- gedehnt. -i̯i̯- wurde got. zu *ddj*, an. *ggi̯*, z. B. got. *twaddjē*, an. *tueggia*, ahd. *zweiio* (gen.) : skr. *dváyos* ‘von zwei’; -u̯u̯- wurde got. *ggw*, an. *ggu̯*, z. B. got. **glaggwus* ‘genau’ (adv. *glaggwō*), an. *glǫggr* ‘klug’, ae. *glēaw*, ahd. *glau* ‘klug’.

3. Postkonsonantisches *i̯* : got. *hafja*, ahd. *heffiu* ‘ich hebe’, lat. *capio* ‘ich erfasse’. Ahd. ist *i̯* seit dem 9. Jahrh. weggefallen: *heffiu* > *heffu*, außer nach *r*, z. B. *heries* ‘des Heeres’ : got. *harjis* (gen., nom.).

Nach anlautendem Konsonant wurde *i̯* urg. zu *i*, wodurch ein fallender Diphthong entstand, z. B. got. *siujan* ‘nähen’, ae. *sēowian*, *sīewan*, ahd. *siuwen* : skr. *syūtá-*.

u̯ : urg. *nu̯* > *nn*, z. B. ahd. *dunni* ‘dünn’, ae. *ðynne*, an. *þunnr*, skr. *tanv-í*. Sonst blieb *u̯* meist erhalten: z. B. got. *fidwōr* ‘vier’: skr. *catváras*.

4. Interkonsonantisches *u̯* schwand im Urg.: got. *hardjōs* nom. pl. fem. aus **harđu̯i̯ōz*, vgl. *hardus* ‘hart’.

Bibliographie. Griechisch. Zum Lautwert von *ϝ* siehe Solmsen, *Untersuchungen* S. 175 und Meillet, Glotta 2, 26; neuere Literatur über *ϝ* in den hom. Gedichten: L. Meyer, KZ. 23, 49; Thumb, IF. 9, 394; Sommer, *Griech. Lautstudien* S. 83; Meillet, MSL. 16, 31; vgl. ebd. 13, 30; Jacobsohn, Hermes 44, 78 und *Der Aoristtypus* ἄλτο *und die Aspiration bei Homer*, passim. Zur Entsprechung der Gruppe πι usw.: Schrijnen, KZ. 44, 21.

Lateinisch. KZ. 38, 437 bezweifelt Solmsen den Übergang von *-lu-* zu *-ll-*. Seine scharfsinnigen *Studien zur lat. Lautgeschichte* handeln im wesentlichen von *u̯* in verschiedenen Stellungen; vgl. jedoch auch Juret, *Dominance et résistance* S. 192. Sommer, *Handbuch* S. 153 und 216, *Krit. Erläuterungen* S. 46; Niedermann-Hermann, *Hist. Lautlehre* S. 63.

C. Die Liquiden und Nasale.

1. Die Liquiden und Nasale als Konsonanten in den indogermanischen Sprachen. Fortunatovs Gesetz.

Die indogermanische Sprache besaß wahrscheinlich folgende Liquiden und Nasale:

Dentales *r* und *l*, labiales *m*, dentales *n* (n_1), palatales *ñ* (n_2) und velares *ŋ* (n_3). Ferner kakuminales, palatales und velares *l*.

Indem man sich vor allem auf die Tatsache stützte, daß man in dem Rig-Veda meist *r* findet, wo das klassische Altindisch *l* zeigt, und ferner darauf, daß in den überlieferten Avesta-Fragmenten *l* fehlt, stimmte man früher allgemein der Meinung Schleichers und Lottners bei, daß nur *r* ursprünglich, *l* aber eine Entartung oder Spielart des *r* sei. Später kam man von dieser Anschauung ab, indem man u. a. betonte, daß die europäischen Sprachen in vielen Fällen gemeinsam *r*, in anderen gemeinsam *l* zeigen. Fortunatov glaubte sogar beweisen zu können, daß mit der europäischen Scheidung von *r* und *l* auch in den arischen Sprachen ein phonetischer Unterschied parallel laufe. Sein Gesetz lautet: Während im Sanskrit die Verbindung *r* + Dental unverändert bleibt, fällt *l* vor Dental weg und dieser geht in den Kakuminallaut über; z. B. *kuṭhāra* ‘Beil’ : lat. *culter* ‘Messer’, lit. *kùlti* ‘dreschen’; *paṭala* ‘Dach, Bedeckung’ : gr. πέλτη ‘kleiner Schild’, an. *feldr* ‘Bedeckung’. Diese Regel wird jedoch keineswegs allgemein angenommen, da viele unerklärbare Ausnahmen bleiben.

Mit strenger Regelmäßigkeit werden idg. *r*, *l*, *m*, *n* in den indogermanischen Sprachen durch *r*, *l*, *m*, *n* vertreten. Nur das Altindische zeigt für idg. *l* die Varianten *r* und *l*.

r. Skr. *rudhirás* ‘rot’, gr. ἐ-ρυθρός, lat. *ruber*, altsl. *rĭdrŭ* < **rŭdrŭ*, lit. *raũdas*, got. *raups*, air. *ruad*. — Gr. ὑπέρ ‘über’, lat. *s-uper*, got. *ofar*. — Got. *þreis* ‘drei’, ahd. *drī*, ae. *þrī*, an. *þrír*, skr. *tráyas*, gr. τρεῖς, lat. *trēs*, altsl. *trĭje*, lit. *trỹs*, air. *trī*.

l. Skr. *dhārúš* 'säugend', gr. θῆλυς 'weiblich', lat. *fēlo* 'ich säuge', *fīlius* < **fēlios* 'Säugling', dann 'Sohn', ahd. *tila* 'Brust'. — Gr. λείχω, lat. *lingō*, skr. *rêhmi*, *lêhmi*, air. *ligim*. got. *bilaigōn*, asl. *ližą*, arm. *lizem*: 'ich lecke, lecken'. — Got. *ligan* 'liegen', ahd. *ligen*, ae. *licgan*, an. *liggia*, gr. λέχος, lat. *lectus* 'Bett'.

m. Skr. *mātá* 'Mutter' usw. (vgl. S. 245). — Gr. ἡμι-, lat. *sēmi*-, skr. *sāmi*, ahd. *samí*- 'halb'. — Got. *midja* usw. (vgl. S. 249, 257).

n. Skr. *návas* 'neu', gr. νέος, lat. *novus*, got. *niujis*, lit. *naũjas*, altslav. *novŭ*. — Urspr. *ñ*: skr. *aṁhú*- 'eng', got. *aggwus*, gr. ἄγχω, lat. *ango* 'ich ziehe zu, ich beklemme'. Dieses *ñ* erscheint nur vor palatalen Konsonanten. — Urspr. *ṇ*: skr. *páñca* 'fünf', gr. πέντε, lat. *quinque*, got. *fimf*, lit. *penkì*. *ṇ* erscheint nur vor velaren Konsonanten.

Schon in der Ursprache scheint bei Nasal + Geräuschlaut teilweise Assimilation des Nasals stattgefunden zu haben, vgl. skr. *páñca*, got. *fimf*. Manchmal scheint auch ein Nasal zwischen langem Vokal und *-s* geschwunden zu sein, z. B. acc. plur. der *ā*-Stämme: skr. *áçvās*, lat. *equās*, got. *gibōs*[1]), vgl. *-ons* der *o*-Stämme: got. *wulfans* < idg. **u̯lq*ᵘ*ons*.

Nasal und *r* fielen im Auslaut nach langem Vokal oft weg, wobei der Stoßton zum Schleifton wurde; z. B. lit. *akmů̃* 'Stein': gr. λειμών 'Weide'; lit. *motẽ* 'Frau': gr. πατήρ 'Vater'. *mn* blieb in suffixalen Wortelementen teilweise erhalten, teilweise wurde es zu *m* oder *n* vereinfacht; vgl. gr. παλαμναῖος 'Mörder': παλάμη, lat. *palma* 'flache Hand'. In suffixalen Silben begegnen wir in den indogermanischen Sprachen oft einem Wechsel von Nasal mit Liquida, der nur indogermanischen Ursprungs sein kann und wenigstens größtenteils auf einem ursprünglichen, später aber ausgeglichenen Unterschied von Suffixen beruht. Z. B. Wechsel 1. von *l* und *n*: gr. κμέλεθρον 'Dach': got. *himins* 'Himmel'; 2. von *r* und *n*: gr. ὕδωρ, as. *watar*, nhd. *Wasser*: skr. *udan*-, got. *watō*, gen. *watins*, an. *vatn*. Auf urindogermanischen Lautwechsel von 3. *r* und *l* weist auch das Nebeneinander der Suffixe *-tro* und *-tlo*, *-dhro* und *-dhlo*.

[1]) Gr. *χωρᾱνς > χώρᾱς ist Neubildung (vgl. S. 231).

Diese Erscheinungen werden am einfachsten und passendsten durch Lautdissimilationen erklärt, die, wie der folgende Paragraph zeigt, in den indogermanischen Sprachen vielfach vorkommen.

Bibliographie. Problem der idg. Liquiden: Bechtel, *Hauptprobleme* S. 380 und Fortunatov, KZ. 36, 1, Bartholomae, IF. 3, 157.

2. Die Liquiden und Nasale als Konsonanten im Griechischen, Lateinischen und Gemeingermanischen.

Griechisch. Wechsel von ρ und λ auf Grund allgemeinen Lautwechsels ist nicht zu beweisen, ebensowenig von μ und ν. Besondere Fälle von Assimilation und Dissimilation wurden schon S. 216f. und 224f. erwähnt. Idg. *m* wurde urgr. vor *t*-Lauten und stimmlosem *s* zu ν: z. B. βροντή 'Donner' : βρέμω 'ich dröhne'; εἷς 'eins' aus *ἑνς < *ἑμς, von der Wurzel SEM. Auch die Gruppe *mi̯* scheint urgr. zu ν̯ geworden zu sein, z. B. βαίνω 'ich gehe' aus *βαμ-i̯ω : got. *qiman* 'kommen'.

Lateinisch. Auch lat. sind idg. *r*, *l*, *m*, *n* normalerweise durch dieselben Laute vertreten. Daß lat. *r* in der vorderen Mundhälfte gebildet wurde, ergibt sich u. a. aus dem Fehlen des *o*-Umlauts vor *r* : *erus*, *merus*, *serum*. Auch die Angaben der Grammatiker bestätigen, daß es sich hier um ein Zungenspitzen -*r* handelt. *l* war vor hellen Vokalen und als Geminata *ll* palatal (*l'*), velar (*ł*) vor dunkeln Vokalen, vor Konsonanten und im Auslaut: daher *volo* aus **u̯elō* und *volt* aus **u̯elt*, aber *velim* und *velle*. Vor palatalem *l* entwickelte sich (vgl. S. 230) bei Anaptyxis ein Palatalvokal (*stabilis* aus > **stablis*), vor velarem *l* ein Velarvokal (*pocolom* aus **poclom*).

Das Schriftzeichen für lat. gutturales *n* [*ṅ*, *ŋ*] war vor Guttural *n* : *angulus* = [aŋgulus], vor Nasal *g* : *dignus* = [diŋnus]. *m* wurde oft nicht geschrieben, namentlich fehlt End-*m* in Inschriften, z. B. *viro*[*m*] in der Scipionengrabschrift. Jedenfalls wurde es so schwach gesprochen, daß es z. B. die Elision nicht verhinderte. Keine einzige romanische Sprache hat eine Spur von lat. auslautendem *m* bewahrt.

mr wurde vielleicht zu *fr*, das im Anlaut erhalten blieb, z. B. *fremo* 'ich brülle', gr. βρέμω; inlautend haben wir stets *-br-* : *hibernus* 'winterlich' aus **heifrinos* < **heimrinos*, vgl. gr. χειμερινός. — Es ist nicht unwahrscheinlich, daß dementsprechend die Gruppe *ml* sich anlautend zu *fl* entwickelte, z. B. *flaccus* 'schlapp, Schlappohr' aus **mlā-cos* (*cc* als volkstümliche Geminata bei der Bildung von Kurznamen, vgl. S. 164): gr. βλάξ 'schlapp' aus *μλαξ; unklar ist das Verhältnis von *plumbum* zu gr. μόλυβδος. Inlautend entwickelte sich zwischen *m* und *l* ein *p*: *exemplum* 'Beispiel' zu *emo* 'ich nehme' (vgl. S. 227); desgleichen zwischen *m* und *s*: *sumpsi* 'ich habe genommen' zu *sumo* (*sumptus* ist analogisch nach *sumpsi* gebildet. — Formen wie *trādūco* aus **tranzdūco* < **transduco*, *trāmĕo* aus **tranzmeo* < **transmĕo* usw. lehren, daß die Gruppe *-ns-* vor stimmhaften Konsonanten mit sonorer Vokaldehnung verschwindet. Über andere Verbindungen von Liquida und Nasal mit *s* siehe später.

mi̯ wurde uritalisch zu *ni̯*, z. B. *venio* 'ich komme' aus **gᵘemi̯ō* < idg. *gᵘmi̯ō*, gr. βαίνω.

Gemeingermanisch. Germ. *r* und *l* müssen im wesentlichen velar gewesen sein, wie aus den Entsprechungen der sonantischen Liquiden (vgl. später) hervorgeht.

Urg. *ln* > *ll*, z. B. got. *fulls* 'voll' : lit. *pìlnas*, lat. *plēnus*; desgleichen urg. *đl* > *ll* : nhd. *Stall* aus idg. **stadhlo-*, eigentlich 'Standplatz'. — Durch Dissimilation entstand ahd. *kniuwel* aus *kliuwel* 'Knäuel', vgl. an. *klengiask* 'sich winden' und nhd. *Klüngel*.

Urg. *m* wurde unmittelbar vor *n* unter noch nicht genügend bekannten Umständen zu *b*, so daß man *bn* (*fn*) neben *mn* (*mm*) findet, z. B. got. *stibna*, ae. *stefn* 'Stimme' : ahd. as. *stemna, stemma* : gr. στόμα 'Mund'. Umgekehrt scheint *bn* manchmal zu *mn* geworden zu sein, z. B. lat. *crepare* 'kreischen', an. *hrafn* (urnord. *haraƀanaʀ*), ahd. *hraban*, ae. *hræfn* neben *hræm* aus *hræmn*, ahd. *hram* 'Rabe'.

Palatales und velares *n* werden zu *m* unmittelbar vor Labial, z. B. got *fimf* 'fünf' : skr. *páñca*, lat. *quinque*. Urg. *nm* > *mm*, z. B. ahd. *ummez* aus *unmez* 'Unmäßigkeit'. *md* wurde zu *nd*, z. B. got. *skanda* 'Schande' : *skaman* 'schämen'.

Über Vokaldehnung vor *nh*, sowie über *m* > *n* im Auslaut wurde schon gesprochen (vgl. S. 233 und 240.).

Bibliographie. Alle Lautgruppen, auch die von drei und vier Konsonanten, konnten innerhalb der Grenzen dieses Buches nicht behandelt werden; hier sind die Spezialwerke einzusehen. Gute Übersicht für das Germanische bei Kluge, *Urgermanisch*[3] S. 76. Über *ll* < *dl* vgl. Sievers, IF. 4, 335; über anlaut. *br* < *mr* Osthoff, *MU.* 5, 85 und Johansson, KZ. 31, 445. — Lat. anlaut. *ml* > *fl*: Prellwitz, BB. 25, 284; *mr-* > *fr-*: Osthoff a. a. O. gegen Johansson, KZ. 30, 440, und Bartholomae, BB. 15, 36. Vgl. auch Juret, *Dominance et résistance* S. 29, 37, 42 (mit Vorsicht zu gebrauchen).

3. Die Liquiden und Nasale als Sonanten in den indogermanischen Sprachen.

Wenn eine konsonantische Liquida oder ein Nasal infolge der Schwachtonigkeit derselben Silbe keinen schallstärkeren Laut neben sich haben, so werden sie selbst sonantisch oder silbisch. Zunächst in unbetonten Silben, die dann sekundär öfters wieder den Hauptton erhalten. Gerade wie das Wurzelelement *pet* (πέτομαι) durch Akzentverschiebung zu *pt* (πτ-έσθαι), oder *leip* (λείπων) zu *lip* (λιπών) abgeschwächt wird, so wird auch *men* (μένος) zu *mn* abgeschwächt in **me-mn-mén* (μέ-μα-μεν) : und in dieser Stellung wird *n* sonantisch. Graphisch bezeichnen wir hier (aus typographischen Gründen) die sonantischen Liquiden und Nasale mit *r̥*, *l̥*, *m̥*, *n̥*.[1]) Z. B. δέρκ-ομαι 'ich sehe', aor. *ἐ-δr̥κ-ον = ἔδρακον; τείνω : τn̥-τό-ς = τατός. Der griechischen Form *ἐ-δr̥κ-ον entspricht skr. *ádr̥çam*; Sanskrit ist übrigens die einzige Sprache, die in ihrem *r̥* einen geschichtlichen Rest der ursprünglichen sonantischen Liquida bewahrt hat.

Als 1876 Brugmann, angeregt durch die Forschungen Osthoffs, zeigte, wie z. B. skr. *a*, gr. α, lat. *en*, got. *un* und lit. *in* in bestimmten Wurzelformen lautlich dem idg. *n̥*[2])

[1]) Die gebräuchlichste Bezeichnung ist *r̥*, *l̥*, *m̥*, *n̥*, die zu keiner Verwechslung mit den kakuminalen Lauten (ebenfalls durch Punkte angedeutet) führen kann.

[2]) Hieraus ergibt sich auch, welche verschiedenartigen Laute dem gr. *α* oder skr. *a* entsprechen.

entsprechen, bezweifelten nur noch J. Schmidt und Bechtel, daß die indogermanische Ursprache in der Tat sonantische Liquiden und Nasale kenne. Hirt nimmt neben sonantischem *r̥*, *l̥*, *m̥*, *n̥* die Gruppen *ₑr*, *ₑl*, *ₑm*, *ₑn*, mit bloßer Reduktion des Vokals an. — 1879 ging de Saussure noch einen Schritt weiter als Brugmann und stellte die Theorie auf, daß im Urindogermanischen auch lange sonantische Liquide und Nasale vorhanden gewesen seien, also *r̄*, *l̄*, *m̄*, *n̄*, die durch Verschmelzung von *r̥*, *l̥*, *m̥*, *n̥* mit dem 'Phonem' A entstanden sind. Dafür schreibt Hirt *ₑrₔ*, *ₑlₔ*, *ₑmₔ*, *ₑnₔ*, eine Bezeichnung, der ich den Vorzug gebe (vgl. unten).[1])

Die indogermanischen Laute *r*, *l*, *m*, *n* sind also ziemlich gleichwertig mit *i* und *u*. Wie *i* und *u* bilden Liquiden und Nasale den gewöhnlichen zweiten oder ersten Bestandteil fallender oder steigender Diphthonge, wie *i* und *u* werden sie sonantisch, wenn sie infolge von Unbetontheit das vokalische Element einbüßen, das sie stützte. Es gilt also die Gleichung:

ἔδρακον (ϵδῥκον) : ἔλιπον = δέδορκα : λέλοιπα.

Auch in der heutigen neuhochdeutschen und niederländischen Umgangssprache hört man oft sonantische Liquide und Nasale (vgl. S. 186), deren phonetischer Wert jedoch mit dem der indogermanischen Sonanten wahrscheinlich nicht völlig übereinstimmt. Im Lateinischen und in den griechischen Dialekten entstanden ebenfalls neue sonantische Liquiden und Nasale durch den Verlust eines kurzen Vokals nach *r*, *l* usw. Die Entsprechung dieser neuen Laute ist jedoch nicht ganz die gleiche wie die der ursprünglichen, ererbten indogermanischen Sonanten. Lateinisches sekundäres *r̥* wird z. B. nicht *or*, sondern *er* : *ager* aus **agrs* < **agros*.

Antesonantischer Stand. Auch wenn Liquida und Nasal zwischen zwei Vokalen stand, entwickelte sich in der indogermanischen Ursprache nach Brugmann, Osthoff u. a. bei Verlust des Haupttons infolge von Vokalschwund sonantisches *r̥*, *l̥*, *m̥* und *n̥*, aber mit einem Übergangslaut, wie man ihn bei *i* und *u* voraussetzen darf (S. 255). Diese Forscher setzen also: *r̥r* oder *r̥ʳ* usw. an.

[1]) Ihm folgt auch Walde in seinem *Lat. etym. Wörterbuch.*

Nach anderen blieben jedoch in diesem Falle Liquida oder Nasal heterosyllabisch; es kam nicht zum Vokalschwund sondern nur zur Vokalreduktion, so daß von der Entwicklung wirklicher sonantischer Liquiden oder Nasale keine Rede sein könnte. Diese reduzierten Vokale (Flüstervokale) der ersten Silbe sind dann allerdings später nicht wie sonst mit normalem *e*, *o*, *a* zusammengefallen, sondern durch Einfluß der folgenden Liquida oder des Nasals besonders gefärbt worden. Dieser letzteren Anschauung schließe ich mich an. In der folgenden Tabelle ist daher von einer eigentlichen Entsprechung der Liquiden und Nasale nur in antekonsonantischer Stellung die Rede, d. h. in Nr. 1 einer jeden Gruppe.

Entsprechung der sonantischen Liquiden und Nasale.

Uridg.	Altind.	Gr.	Lat.	Germ.	Lit.	Abulg.	Kelt.	Arm.	
ṛ(er) vor Kons.	*ṛ*	αρ, ρα	*or*	*ur, ru*	*iř, uř*	*ri, rŭ*	*ri*	*ar*	1
er(ṛ) vor Vok.	*ir, ur*	αρ	*ar*	*ur*	*ir, ur*	*ĭr, ŭr*	*ar*	*ar*	2
erə(r̄)	*īr, ūr*	ρᾱ, ρω	*rā*	*ur*	*ìr, ùr*	*rŭ, rŭ*	*rā*	*ar*	3
l̥(el) vor Kons.	*ṛ*	αλ, λα	*ol*	*ul, lu*	*il̃, ul̃*	*lĭ, lŭ*	*li*	*al*	1
el(l̥) vor Vok.	*ir, ur*	αλ	*al*	*ul*	*il, ul*	*ĭl, ŭl*	*al*	*al*	2
elə(l̄)	*īr, ūr*	λᾱ, λω	*lā*	*ul*	*ìl, ùl*	*lĭ, lŭ*	*lā*	*al*	3
m̥(em) vor Kons.	*a*	α	*em*	*um*	*iñ, uñ*	*ę*	*é, im*	*am*	1
em(m̥m) vor Vok.	*am*	αμ	*em?*	*um*	*im, um*	*ĭm, ŭm*	*am*	*am*	2
emə(m̄)	*ām*	μᾱ	*mā*	*um*	*ìm, ùm*	*ę*	*mā*	*am*	3
n̥(en) vor Kons.	*a*	α	*en*	*un*	*iñ, uñ*	*ę*	*é, in*	*an*	1
en(n̥) vor Vok.	*an*	αν	*en?*	*un*	*in, un*	*ĭn, ŭn*	*an*	*an*	2
enə(n̄)	*ā*	νᾱ	*nā*	*un*	*ìn, ùn*	*ę*	*nā*	*an*	3

ṛ. 1. Skr. *mṛtás* ‘gestorben’, lat. *mortuus*, got. *maúrþr* ‘Mord’, lit. *mirtis* ‘tot’, asl. *sŭ-mrŭtĭ* ‘tot’. — Gr. καρδία, κραδίη ‘Herz’, lat. *cor*, *cordis*, lit. *szirdìs*, abulg. *srŭdĭce*, air. *cride*.

2. Skr. *purás* ‘vor’, gr. πάρος ‘vormals’, got. *faúr* ‘vor’. — Gr. καρῆναι : κείρω ‘ich schneide’, lat. *caro* ‘Fleisch’ (eigentlich ‘abgeschnittene Portion’), lit. *at-skiraĩ* ‘getrennt’, ahd. *giscoran* : *sciru* ‘ich schere’.

3. Skr. *stīrṇás* ‘gestreut’, gr. στρωτός, lat. *strātus*. — Skr. *çīršā* ‘Haupt’, gr. κρᾱτός. — Skr. *gūrtas* ‘willkommen’, lat. *grātus*, lit. *gírti* ‘preisen’.

l̥. 1. Skr. *mṛduś* ‘weich’, gr. ἀμαλδύνω ‘ich mache weich’, lat. *mollis* aus **molduis*. — Skr. *mṛc-* ‘Beschädigung’, lat. *molta* ‘Strafe’, später *multa*.

2. Skr. *tulá* ‘Wage’, gr. τάλᾱς ‘duldend’, got. *þulaiþ* ‘er duldet’. — Gr. παλύνω ‘ich streue’, lat. *palea* ‘Spreu’, lit. *pilù* ‘ich gieße, schütte aus’.

3. Skr. *pūrṇás* ‘gefüllt’, got. *fulls*, lit. *pìlnas*, aslav. *plŭnŭ* ‘voll’. — Gr. dor. πλᾱ́σσω ‘ich schlage’, πλᾱγά ‘Schlag’, lat. *plāga*. — Dor. λᾶνος ‘Wolle’, lat. *lāna* aus **u̯lānā*, got. *wulla*, lit. *vìlna*.

m̥. 1. Skr. *çatám* ‘hundert’, gr. ἑ-κατόν, lat. *centum*, air. *cēt*, got. *hund*, lit. *szim̃tas*. — Skr. *daça* ‘zehn’, gr. δέκα, lat. *decem*, abulg. *desętĭ*, lit. *dẽszimt*.

2. Skr. *sama-*, gr. ἁμο-, got. *sums* ‘jemand’. — Lat. *hemo*, später *homo* ‘Mensch’, got. *guma* ‘Mann’.

3. Skr. *dámyati* ‘er ist zahm, er zähmt’, gr. ion. δμητός ‘gezähmt’ (urgr. *ā*).

n̥. 1. Skr. *matás* ‘gedacht’, gr. αὐτό-ματος, eigentlich ‘selbst gedacht’, lat. *commentus* ‘erdichtet’, got. *gamunds* ‘Gedächtnis’, lit. *at-mintìs* ‘Gedächtnis’. — Skr. *a* privativum, gr. ἀ-, lat. *in-*, got. nhd. *un-* : idg. *n̥*, starke Form *ne*.

2. Skr. *tanúś* ‘lang, gedehnt’, gr. τανυ-, lat. *tenuis*, abulg. *tĭnŭkŭ*, air. *tana*. — Ved. **ganā* ‘Frau’, böot. βανᾱ́, air. *ban-*, an. *kona*.

3. Skr. *jātáṣ* ‘geboren’, gr. γνητός, γνήσιος, lat. *(g)natus*, gall. *Cintu-gnatus* ‘erstgeboren’, got. *airþa-kunds* ‘von irdischer Abkunft’, *kuni* ‘Geschlecht’.

Die Behandlung der sonantischen Liquiden und Nasale vor *i̯* und *u̯* ist in den meisten Sprachen mit der der antesonantischen identisch. So z. B. βαίνω < *βαν̥ω angeblich aus **gᵘm̥i̯ō* (hom. βεβαώς aus βε-βμ̥ϝως und μεμαώς aus *με-μν̥ϝως sind Neubildungen). Der Grund ist der, daß auch hier die Liquiden und Nasale vor *i̯* und *u̯*, mit denen sie eine Anlautgruppe bilden konnten, heterosyllabisch blieben. Die Grundform von βαίνω ist also eigentlich nicht **gᵘm̥-i̯ō*, sondern **gᵘᵉ-mi̯ō*. Das Gleiche gilt für μαίνομαι, χαίρω, σπαίρω usw. Ob das Italische

vor *i̯* und *u̯* die antesonantische oder die antekonsonantische Form entwickelt hat, ist nicht festzustellen.

Auch der Grund der Vertretung von antekonsonantischem *r* teils durch αρ teils durch ρα, und von *l* durch αλ oder λα ist nicht klar; die Erklärung ist wahrscheinlich auf griechischem Boden zu suchen. Die Gruppen ορ und ολ werden von Brugmann als Kürzung von ωρ und ωλ aufgefaßt, von J. Schmidt (und Hirt) dagegen als Assimiliation von αρ vor folgendem υ oder *Fo*: z. B. ὄρνυμι für *ἀρνυμι, στόρνυμι für *σταρνυμι. — Die Vertretung von *en*, *em* durch lat. *en*, *em* bleibt unsicher; vielleicht war die antesonantische Form *an*, *am*.

Über θάνατος, βάραθρον u. a. siehe später.

Bibliographie. Bechtel, *Hauptprobleme* S. 144; Joh. Schmidt, *Sonantentheorie* (bespr. von Brugmann im Lit. Centralbl. 1895, Sp. 1725); de Saussure, *Mémoire* S. 239; Hirt, IF. 7, 138; ders., *Ablaut* S. 14; H. Güntert, *Idg. Ablautprobleme* S. 69; H. Möller, Z. f. deutsche Philol. 25, 374; Sommer, *Handbuch* S. 43. — Phonetische Erklärung: Meillet, MSL. 13, 32; Unterschied zwischen den sonantischen Nasalen in den modernen nl. Dialekten und den erschlossenen der idg. Ursprache: Colinet, Album Kern S. 231.

Über gr. ρω und λω: Kretschmer, KZ. 31, 402; Literatur über αρ : ρα bei Brugmann-Thumb, *Handbuch* S. 100; *u*-Laut vor Liquida: ebd. S. 99; Güntert, *Ablautprobl.* S. 32, 100 f., auch schon bei Joh. Schmidt, *Vokalismus*. — Gr. ορ < αρ: Joh. Schmidt, bes. KZ. 32, 376; Hirt, IF. 7, 197; die Gleichung ὀρθός : *ūrdhvás* macht Schwierigkeit.

Über germ. *un*, *ur* usw. als Vertreter langer silbischer Nasale und Liquiden vgl. Streitberg, IF. 6, 141 f.; Hirt, IF. 7, 193 f., PBB. 23, 297 f.

---

4. Die Liquiden und Nasale als Sonanten im Griechischen, Lateinischen und Gemeingermanischen.

Es folgen hier einige Beispiele zur Illustrierung der verschiedenen Fälle für klassische Philologen und Germanisten; von einer systematischen Übersetzung der Formen wurde abgesehen.

Griechisch. *r̥*. 1. Θρασύς, θαρσύς, äol. θέρσος, skr. *dhr̥ṣṇóti* ‘er wagt’; ἔπραθον : πέρθω; ταρπώμεθα : τέρπω; ἐβράχην (Anakreon 31, 26): βρέχω; ἔσπαρται : σπείρω; δεδαρμένος : δέρω; εἵμαρται : μείρομαι < *σμερ-

ꝉομαι. Ferner die Verbaladjektive δρατός, φθαρτός, σπαρτός (Soph. OC. 1534) usw.

2. Πταρεῖν ‘niesen’ : πτόρος = πταρμός; διαπαρῆ : πείρω; βαρύς : got. *kaúrus*; δαρῆναι : δέρω; καρῆναι : κείρω; πάρος : got. *faúra* ‘vorn, nach vorn’.

3. Gen. κρᾱτός aus *κρᾱσατος : κέρας; κρηπίς; γρηύς: γέρας ‘Altersgeschenk’; βρωτήρ ‘Fresser’, skr. *gīrṇás* ‘verschlungen’, lit. *gírtas* ‘trunken’; κρημνός ‘Abgrund’ : got. *hramjan* ‘kreuzigen’.

l̥. 1. Sonantisches *l* in antekonsonantischer Stellung zeigt sich u. a. in ἔσταλμαι : στέλλω; πλατύς, skr. *pṛthú̆s*; μαλθακός : skr. *mṛdhyāt* opt. von *márdhati* ‘er läßt nach’; κλαπῆναι; λάσιος; αὖλαξ aus *ἀ-ϝl̥κς, vgl. ἕλκω.

2. Βαλεῖν : βέλος; σταλῆναι : στέλλω; μάλα, μάλιστα : μέλει ‘es liegt mir am Herzen’, lat. *melior*.

3. Κλητός, ἐπί-κλησις, lat. *nomenclātor*, *clāmor*; τλητός, lat. *lātus*, ahd. *gi-dul-t*; dor. σκλᾱρός : σκελετός ‘dürr’; βλωθρός ‘hoch aufgeschossen’ : skr. *mūrdhán-* ‘Höhe, Kopf’.

m̥. 1. Ἅπαξ < *σμ̥-παξ, lat. *simplex* aus **semplex* : *semel*, skr. *sa-kṛt* ‘einmal’; βατός, βάσις : skr. *gatás* ‘gegangen’, lat. *inventus*. Auslautend: πόδα, lat. *pedem*; ἑπτά, lat. *septem*, ved. *saptá*; ἦα ‘ich war’ aus **ēs-m̥* < **e-es-m̥*.

2. Ταμεῖν : τέμ-νω; χαμαί : χθών; ἅμα, got. *sums* ‘jemand’ : εἷς aus **sems*.

3. Bei Pindar findet man u. a. νεό-δμᾱτος ‘neu gebaut’ : δέμας ‘Gestalt, Körperbau’, lat. *māteries* ‘Baustoff’, vielleicht aus **dmāteries*; δμητός : δάμνημι; τμητός : τέμνω.

n̥. 1. -φατός < *φn̥-τος, skr. *hatás* ‘erschlagen, getötet’, lit. *giñczas* ‘Streit’; μέ-μα-μεν, lat. *memento*. Weiter die thematischen Aoriste ἔπαθον : πένθος; ἔχαδον : Fut. χείσομαι < *χενδ-σομαι, Präs. χανδάνω, lat. *pre-hendo*; ἔλαχον : λέλογχα. Perf. μέμονα : μένος; γέγαμεν : γένος; πέφαται : φόνος. Auch in Nominalstämmen zeigt sich der vokalisierte Nasal, z. B. παχύς, lat. *pinguis* < **penguis*; δασύς, lat. *densus*; in Suffixen: ὄνομα, lat. *nomen*; in Endungen, besonders 3. Plur. -νται, -ντο, nach Konsonanten: n̥ται, -n̥το = -αται, -ατο. Regelmäßig sind daher die Formen: hom. ἧαται < *ἥσn̥ται, τετεύχαται, ἐρράδαται, altatt. (auf Inschriften) γεγράφαται u. ä.; desgleichen die

Optativformen ἐπισταίατο (-αˌατο), φεροίατο (-οˌατο). Dagegen sind βεβλήαται, κεχολώατο u. a. analogische Formen.

2. Κτανεῖν : κτείνω; μανῆναι : μαίνομαι und μένος, got. *munaiþ* ‘er denkt’; τυφεδανός : τυφεδών.

3. Κνημίς : ahd. *hamma* ‘Schinken’; θνητός : τέθνηκα; γνητός, lat. *nāscor*, *nātus* : γένεσις.

Lateinisch. *r̥.* 1. *Vorsus*, skr. *vr̥ttás* ‘gewendet’, air. *frith* ‘gegen’; *portus*, ahd. *furt* ‘Furt’; *cornus*, gr. κράνος; *dormio*, *fors*, *fortis*, *mors* usw.

2. *Parens*: lit. *periù* ‘ich brüte’; *varus* ‘Pustel’ : lit. *viras*.

3. *Crātes* neben got. *haúrds* ‘Türe’; *grānum*, got. *kaúrn* ‘Korn’; *rādix*, got. *waúrts* ‘Wurzel’.

l̥. 1. *Molta*, *multa*, osk. *moltam* ‘multam’; *mollis*, skr. *mr̥dúš*. *ul* aus *ol* noch in *pulsus* : *pello*; *vulsus* : *vello*; *perculsus* : *percello*; *sepultus* : *sepelio*.

2. *Palea*, gr. παλύνω usw.; *calēre*, lit. *szilumà* ‘Wärme’.

3. *Lāna*, vgl. S. 268.

m̥. 1. *Simplex*, *centum*, *semper*, *septem*, *decem*; *imber*, skr. *abhrá-*.

2. *Semol*, *semul*, gr. ἅμα. Die Fälle sind nicht sicher; vielleicht waren *am*, *im* (und *an*, *in*) die antesonantischen Formen.

3. Vielleicht *māteries*; es gibt nur wenig sichere Beispiele.

n̥. 1. *Census* für lautgesetzl. **censtus*, skr. *çastás* ‘besprochen, gepriesen’; *ensis*, skr. *asíš* ‘Schwert’; *densus*, gr. δασύς; *memento*, gr. μεμάτω; *tentus*, gr. τατός; *tentio*, gr. τάσις. Mit Übergang von *e* zu *i*: *ignis*, *inguen*, *lingua*, *pinguis*, *stringo*, *viginti*.

2. *Tenuis*, vgl. jedoch oben bei *m̥*, Nr. 2.

3. *Gnārus*, got. *kunnan*, ahd. *kunst*, lit. *pažinti* ‘kennen’; *nātus*, *nātio* : *gigno*.

Gemeingermanisch. *r̥.* 1. Got. *þaúrnus* ‘Dorn’, an. *þorn*, as. *thorn*, skr. *tr̥ṇam* ‘Grashalm’.

2. Got. *baúrans*, an. *borenn*, ahd. *gi-boran* : got. *baíran*.

3. Got. *kaúrn*, ahd. *korn*, skr. *jīrṇás* ‘zerquetscht’, lat. *grānum* ‘Getreidekorn’.

l̥. 1. Got. *wulfs*, an. *ulfr*, nhd. *Wolf*, skr. *vṛ́kas*.

2. Got. *hulundi*, ahd. *hol*, an. *holr* ‘hohl’, skr. *kulá-yam* ‘Nest’, air. *celim* ‘ich verberge’, as. ahd. *helan*, nhd. *hehlen*.

3. Got. *wulla*, lat. *lāna*; *fulls*, skr. *pūrṇás*.

m̥. 1. Got. *ga-qumþs* ‘Versammlung’, ahd. *cumft* usw.

2. Got. *sums*, an. *sumr* ‘jemand’.

3. Ahd. *zumft* ‘Regel, Gesetz’ : *zeman* ‘ziemen’, gr. δμῆσις ‘Zähmung’.

n̥. 1. Got. *tunþus* ‘Zahn’, skr. *datás* (Gen.), lit. *dantìs*, lat. *dentis* (Gen.).

2. Got. *munan* ‘denken’, an. *muna*, asl. *mĭněti*; siehe auch S. 268.

3. Got. *aírþa-kunds* : skr. *jātás* ‘geboren’.

Anm. Germ. *ur*, *ul*, *um*, *un* scheinen durch Kürzung aus *ūr*, *ūl*, *ūm*, *ūn* entstanden zu sein, wenn sie idg. ‘langen’ silbischen Liquiden und Nasalen entsprechen. *u* ging später durch *a*-Umlaut oft in *o* über.

Fünftes Kapitel.

Die Ablauterscheinungen.

1. Quantitativer und qualitativer Ablaut.

Unter Ablaut versteht man den regelmäßigen Wechsel von Vokalen oder Diphthongen innerhalb einer Gruppe von Wörtern, die auf derselben Wurzel beruhen oder zum gleichen Paradigma gehören und die schon in der Ursprache vorhanden waren. Z. B. gr. λείπω, λέλοιπα, ἔλιπον; δέρκομαι, δέδορκα, ἔδρακον; lat. *foedus*, *fīdo*, *fīdes*; got. *nima*, *nam*, *nēmum*, *numans*, nhd. *nehmen*, *nahm*, *genommen*. Diese Veränderungen beruhen durchweg auf dem wechselnden indogermanischen Wortakzent, nicht auf den besonderen Akzentverhältnissen der Einzelsprachen. Das Griechische, das z. B. im Inf. des Aorists Suffixbetonung mit Schwächung der Wurzelsilbe (πέτ-εσθαι, aor. πτ-έσθαι) zeigt, hat den ursprünglichen indogermanischen Zustand treu bewahrt.

Man stelle sich den indogermanischen Ablaut nicht als ein einheitliches Lautgesetz vor. Er umfaßt eine große Anzahl von Erscheinungen, die in folgende zwei Hauptgruppen eingeteilt werden können.

1. Quantitativer Ablaut («Abstufung»). Hierunter versteht man den Wechsel:

a) Zwischen Vokal und Vokalverlust, z. B. gr. πέτ-εσθαι : πτ-έσθαι; λείπειν : λιπεῖν; lat. *doc-eo* : **di-dc-scō* > *disco*; got. *rais* : *risum*; *gaut* : *gutum*. Bis in die siebziger Jahre ging man von der unbetonten, schwächeren Form des Vokals aus, jetzt stets von der betonten stärkeren. An Stelle des Prinzips der Wurzelverstärkung («Steigerung») trat dasjenige der Wurzelschwächung. Man spricht also nicht mehr von einer Basis *i* als Grundform, sondern von einer Basis *ei*; λειπ ist somit nicht eine verstärkte Form, sondern λιπ eine durch Einwirkung des Akzents abgeschwächte.

Als allgemeine Regel gilt, daß die Vokale *ē*, *ā*, *ō*, *e*, *a*, *o* und ihre diphthongischen Verbindungen mit *i*, *u*, *r*, *l*, *m*, *n* in der indogermanischen Ursprache infolge von Unbetontheit geschwächt wurden.

Aber wie ist der Vorgang des Vokalverlustes phonetisch zu erklären? Passy und nach ihm Finck wollten zeigen, daß ein Übergang wie *supep* zu *sup* (gr. ὕπνος aus **supnós*) durch das Springen des Akzents bei *dynamischer* Betonung (Intensitätsakzent) nicht zu erklären sei: «Immer bleibt der Vorgang der, daß der am meisten sonore Laut zuerst schwindet. Nimmt man dagegen an, daß die unbetonte Silbe geflüstert wurde, so muß *e* eher fallen als *i* und *u*. Wer der Theorie nicht glaubt, spreche mit Vollstimme *supepnós* und verlege den Ton auf die Endung: das Resultat ist *supepnós* oder *sepnós*. Man flüstere *supepnós*, und es ergibt sich unfehlbar *supnós*» (Finck). Wie dem auch sei, jedenfalls müssen wir doch neben dem musikalischen Akzent einen Intensitätsakzent, der dann weniger stark hervorgetreten wäre, annehmen. Ferner scheint der Vorgang des Vokalverlustes immer zwei Stufen vorauszusetzen: auf der ersten verlor der Vokal ganz oder teilweise seinen Ton, auf der zweiten schwand der Vokal völlig.

b) Wechsel zwischen langem und kurzem Sonanten; z. B. φώρ : φόρος; *rēx* : *rĕgo*; die Länge ist hier Folge von Dehnung (vgl. später). Andrerseits φᾱμί : φᾰμεν; *stāre* : *stătus*; hier vertritt die Länge die starke, die Kürze die schwache Wurzelform.

2. Qualitativer Ablaut («Abtönung») ist der Wechsel zwischen Sonanten verschiedener Klangfarbe: gr. πείθω : πέποιθα; φέρω : φόρος; lat. *tego* : *toga*; got. *giutan* : *gaut*.

Mahlow, Die langen Vokale S. 161, Fick, Gött. gel. Anz. 1880 S 117ff. und H. Möller, PBB. 7, 495ff. nehmen an, daß *o* aus *e* in der Silbe nach dem Hochton entstanden sei. Doch hat Kretschmers Kritik (KZ. 31. 367ff.) gezeigt, daß die Stellung des Vokals nach dem Hochton unmöglich die einzige Vorbedingung für die Abtönung sein könne.

Nach Hirt ist der qualitative Ablaut jüngeren indogermanischen Datums und wahrscheinlich dadurch entstanden, daß die schon durch den quantitativen Ablaut veränderten Formen ihren Hauptton verloren und enklitisch wurden. Namentlich Zusammensetzung, dann auch sekundäre Akzentverschiebung veränderten den Hauptton. Haupttoniges *é* z. B. erhielt einen «Gegenton» oder Nebenton und wurde zu *ò*. Statt «Hauptton» spricht man auch von «Hochton», da es sich hier ganz sicher um den musikalischen Akzent handelt. Auch die *o*-Formen waren also ursprünglich haupttonig und zeigen noch die volle Wurzelform.

Dagegen glaubt Güntert, daß die Ursache der Klangfarbenänderung weder in der Zusammensetzung noch in der Nebentonigkeit, sondern ausschließlich in der Tatsache zu suchen sei, daß zur Zeit der musikalischen Intonation der Akzent etwa eines haupttonigen *é* oder *ế* um eine Silbe vorwärts nach dem Wortende oder rückwärts nach dem Wortanfang verlegt wurde; dadurch gerieten diese hellen Vokale in die größte Tieftonigkeit, und diese bewirkte ihre Änderung zu den dumpfen Vokalen *ó* und *ố*. So auch im wesentlichen Hirt, Idg. Grammatik 2, 172ff.

Die Erklärung der vielgestaltigen Erscheinungen, die der Ablaut umfaßt, wurde, nachdem durch Verner, Osthoff und Brugmann der Grund gelegt war, zweifellos am meisten durch die geniale Schrift de Saussures gefördert: *Mémoire sur le système primitif des voyelles dans les langues indo-européennes* (Leipzig 1879). Seine Gedanken wurden in dem Systeme Hirts umgestaltet und weitergebildet. Die wichtigsten Punkte der Wurzeltheorie von de Saussure sind folgende:

1. Jede ungeschwächte normale indogermanische Wurzel enthält ein *e*, entweder allein oder mit einem «sonantischen Koeffizienten» verbunden. Solche sind *i̯*, *u̯*, *r*, *l*, *m*, *n* (also Halbvokale, Liquiden und Nasale in konsonantischer Funktion, s. S. 186) und das Phonem *A*.[1]) Aus ihrer Verbindung mit *e* ergeben sich die Diphthonge *ei̯*, *eu̯*; *er*, *el*, *em*, *en* und *eA*, der sich als *ē* und *ā* darstellt. So wird also nicht nur die Verbindung von *e* mit *i̯* und *u̯* derjenigen von *e* mit Liquida oder Nasal vollkommen gleichgestellt, sondern auch die langen Vokale sind letzten Endes nur das Ergebnis der Verbindung eines kurzen Vokales mit einem sonantischen Koeffizienten.

2. Vor dem Hauptton schwindet *e*; infolgedessen wird der sonantische Koeffizient (also der *kon*-sonantische Bestandteil) sonantisch oder silbisch. Wir erhalten dann: *i*, *u*; *r̥*, *l̥*, *m̥*, *n̥* und *A*. Z. B. λείπειν : λιπεῖν; φεύγειν : φυγεῖν; δέρκεσθαι : *δρκεῖν = δρακεῖν; πένθος : *πn̥θεῖν = παθεῖν. — Enthält die Wurzel keinen *Kon*-sonanten, sondern nur einen Sonanten, so fällt der Vokal gänzlich aus, und es bleibt nur das Wurzelskelett; z. B. πέτ-εσθαι : πτ-έσθαι; ἔχ-ειν (aus *σεχ-ειν) : σχ-εῖν; ἕπεσθαι (aus *σεπεσθαι) : σπ-έσθαι; lat. *es-t* : *s-únt*.

[1]) Von einem zweiten Wurzelelement, nämlich *o*, wird hier abgesehen. Hermann Möller, Engl. Studien 3, 151 Anm. und PBB. 7, 492 Anm. 2, nahm noch ein drittes Element an, nämlich *E* zur Erklärung von *ē*. Später gebrauchte er andere Lautzeichen und legte auf Grund seiner vergleichenden idg.-semitisch-hamitischen Studien (vgl. oben S. 41) die laryngale Natur dieser und anderer idg.-sem. konsonantischen Bestandteile dar. Siehe vor allem sein letztes Werk: *Die semit.-voridg. laryngalen Konsonanten*, Kopenhagen 1917 (Mém. de l'Acad. Royale des Sciences et des Lettres de Danemark, Copenhague, 7e série, Section des Lettres, t. IV, no. 1).

Der Koeffizient *A* erscheint auffallenderweise, namentlich am Ende der Wurzeln, in abgeschwächter Form; das Zeichen dafür ist ^{A}, eine Art «*e* muet» (unser [ə]).

3. Idg. Wurzeln wie *bheid* und *peu*^{A} sind völlig gleichwertig; m. a. W., das abgeschwächte Phonem *A* der zweiten Wurzel entspricht morphologisch genau dem *d* der ersten; es ist ein Bestandteil der Wurzel. In den altindischen Wurzelformen *sthi-* und *pavi-* zeigt sich das abgeschwächte Phonem gleichermaßen als *i*. Aber zwischen den beiden besteht der wichtige morphologische Unterschied, daß im ersten Fall das *i* (d. h. ^{A}) erst durch Reduktion aus *ā* (d. h. *eA*) entstand, während es im zweiten Fall ursprünglich ist.

Aus dieser Erklärung folgt notwendig, daß wir im Indogermanischen zwei Gruppen von Wurzeln unterscheiden müssen, nämlich 1. solche, die auf ^{A} (skr. *ī*) ausgehen und somit zweisilbig sind: Wurzeln mit *i*-Endung, oder *sēṭ*-Wurzeln; 2. solche, die nicht auf ^{A} endigen, also nur einsilbig sind: Wurzeln ohne *i* oder *aniṭ*-Wurzeln (vgl. S. 212). Diese Unterscheidung ist für die indogermanische Wurzelstruktur von grundlegender Bedeutung.

4. Wenn der Gruppe Sonant + ^{A} ein Konsonant vorhergeht oder sie im Anlaut steht, wird sie zum langen Sonant, gleichgültig, welcher Laut folgt. Nach diesem de Saussureschen Gesetz werden also die Gruppen [Kons. +] *i̯ə*, *-u̯ə*, *-rə*, *-lə*, *-mə*, *-nə*, die durch Schwachtonigkeit aus [Kons. +] *i̯ā* (d. i. *əA*) usw. entstanden sind, zu [Kons. +] *ī*, *-ū*, *-r̥̄*, *-l̥̄*, *-m̥̄*, *-n̥̄*. —

Gegen diese Theorie wurden ernste Einwände erhoben, namentlich gegen die Zurückführung aller Vokalreihen auf die *e*-Reihe und die damit unzertrennbar verbundene Rolle des Koeffizienten *A*. Jedenfalls hat uns de Saussure mehr als irgend ein anderer Einsicht in die Struktur der indogermanischen Wurzeln verschafft; er hat ein für allemal die schwere Basis (mit langem Vokal) von der leichten geschieden; er hat gezeigt, daß die sogenannten langen Liquiden und Nasale in enger Beziehung zu den schweren Basen stehen und daß sie den gemurmelten Schwa-Vokal enthalten, der der schweren Basis eigentümlich ist.[2])

[2]) Vgl. W. Streitberg, Idg. Jb. 2 (1914), S. 203.

Dieses System liegt auch der Ablauttheorie von Hirt zugrunde, die den von Hübschmann, Brugmann, Kretschmer, Osthoff, Bechtel und vor allem Joh. Schmidt erzielten Erkenntnissen Rechnung trägt. In den wichtigsten Punkten wird das System nun auch von Brugmann angenommen. Ich beschränke mich auf eine kurze Darlegung des Problems, wobei u. a. die Hirtschen theoretischen Murmelvokale *a, e, o* ausgeschaltet und einige andere unwesentliche Abänderungen vorgenommen werden.

1. Wie S. 211 gesagt wurde, spricht man bei den Ablauterscheinungen lieber nicht von Wurzel, sondern von der Basis. Was hier von der Basis gesagt wird, gilt jedoch im allgemeinen auch von der Wurzel. Wir beschränken uns dabei auf die ein- und zweisilbige Basis.

Die einsilbige Basis heißt schwer, wenn sie einen langen Vokal (z. B. DHĒ 'setzen' : τίθημι), leicht, wenn sie einen kurzen Vokal enthält (z. B. ES 'sein' : ἔστι).

Die zweisilbige Basis heißt schwer, wenn sie in der ersten Silbe einen kurzen, in der zweiten einen langen Vokal enthält (z. B. PELĀ 'nähern' : πέλας, πλησίον), leicht, wenn beide Silben einen kurzen Vokal zeigen (z. B. TERES 'zittern' : τρέσσαι, ἔτερσεν zum Präs. τρέω). Kurzer Diphthong wird kurzem Vokal gleich geachtet.

2. Beim quantitativen Ablaut unterscheidet man, wie gesagt, vor allem zwischen betonten und unbetonten Silben. Erstere nennt man am besten «starke», letztere «schwache» Formen (nicht «lang» und «kurz» oder «verkürzt»). Natürlich ist damit das *ursprüngliche* Verhältnis gemeint, denn in den Einzelsprachen hat der Akzent seine Stelle öfters geändert. Dies ist besonders bei der Beurteilung der griechischen Formen zu beachten.

In einer mehrsilbigen Form kann der volle Ton nur auf *einer* Silbe ruhen: diese stellt die Vollstufe dar (durch **V** bezeichnet). Auf einer zweiten Silbe kann jedoch ein «Gegenton» ruhen (dem, nach S. 274, vielleicht der qualitative Ablaut zu verdanken ist). Man unterscheidet eine erste und eine zweite Vollstufe, die nur qualitativ, d. h. in der Klangfarbe, verschieden sind, **V** und **V°**; z. B. **V** : φέρω, λέγω, **V°** : φόρος, λόγος.

Silben, die weder Haupt- noch Gegenton tragen, heißen unbetont (tonlos). Aber diese Unbetontheit kennt wieder zwei Stufen: die Reduktionsstufe **R** (auch «nebentonige Schwundstufe»), z. B. πεπτός aus **pₑqᵘtós* und die Nullstufe **N**, z. B. πτ-έσθαι.

Weiter gibt es eine Dehnstufe **D** sowohl bei Basen mit langen wie mit kurzen Vokalen, z. B. gr. ναῦς; dann auch lat. *pēs* : gen. *pĕdis*, gr. πέδον 'Boden'.

3. Das Wesen des quantitativen Ablauts besteht darin, daß alle unbetonten Vokale abgeschwächt werden; teils werden sie reduziert, teils fallen sie ganz fort. Die beiden Lautstufen der Unbetontheit **R** und **N** stehen in historischer Zeit *nebeneinander* und beruhen auf dem gleichen Vorgang. Aber höchst wahrscheinlich entstanden sie *nacheinander*, in dem Sinne, daß erst alle Vokale reduziert wurden und daß dann erst der reduzierte Vokal in bestimmten Fällen geschwunden ist. Jede Nullstufe setzt somit wahrscheinlich eine Reduktionsstufe voraus, die sich jedoch in einigen Fällen unserer Wahrnehmung entzieht.

Vollstufe. Bei zweisilbiger Basis ist hervorzuheben, daß niemals beide Silben Vollstufe zeigen. Steht die erste Silbe auf der Vollstufe, so zeigt die zweite Reduktions- oder Nullstufe und umgekehrt, wenigstens bei lautgesetzlichen Formen.

Die Silbe, die in der ersten Vollstufe steht (in der der normale Vokal auftritt), zeigt die kurzen Vokale *e*, *o*, *a* oder die langen *ē*, *ō*, *ā*, entweder allein, oder mit dem sonantischen Koeffizienten (de Saussure, Regel Nr. 1) zu *ĕi̯*, *ĕu̯*, *ĕr*, *ĕl*, *ĕm*, *ĕn* usw. verbunden. Die zweite Vollstufe zeigt stets den Vokal *ŏ*. Mit *ā*ˣ wird ein langer Vokal angedeutet, den man entweder nicht näher als *ē*, *ō*, *ā* qualifizieren kann oder auf dessen nähere Bezeichnung es weniger ankommt. Die normale Vollstufe vertreten: *a*) die Präsentien der thematischen Verba mit Wurzelbetonung, z. B. λείπω, γεύω, βλέπω, δέρω; *b*) das Präs. Sing. der athematischen Verba, z. B. εἰμι, τίθημι, δίδωμι; *c*) das Futur: δείξω, *d*) die nominalen *s*-Stämme, z. B. γένος. Die Vollstufe mit *o*-Vokalismus (v°) steht meist *a*) im Sing. des Perf. Akt.: οἶσθα, οἶδε; *b*) bei den Kausativen: φορέω; *c*) in zahlreichen $^{e}/_{o}$-Stämmen: λόγος.

Dehnstufe. Nach dem Streitbergschen Gesetz wird bei völligem Verlust einer Silbe nach betonter offener Silbe ein vorhergehender kurzer Vokal gedehnt und ein langer durch Dehnung überlang; im letzteren Falle entsteht eine dreimorige Silbe mit Schleifton, im Griechischen der Zirkumflex (z. B. ναῦς : dreimorig). Hierdurch werden besonders die griechischen und lateinischen Nominative mit langem Vokal erklärt, z. B. gr. dor. πώς (πούς), lat. *pēs* aus **pédos*, got. *fōtus*, skr. *pād-*; so auch Ζῆν aus **di̯ē(u̯)m*, vgl. *Iovem*; βῶν aus *gu̯ō(u̯)m*, vgl. *bovem*; θήρ : lat. *ferus*; κλώψ : κλοπός; φώρ : φορός; ποιμήν : ποιμένος; πατήρ : πατέρα usw. Zahlreiche Ausgleichungen haben eine Uniformierung der Paradigmen herbeigeführt und das lautgesetzliche Verhältnis dadurch gestört.

Außer in den erwähnten Wurzel- und Suffixstämmen kommt Dehnstufe vor allem noch im sigmatischen Aorist vor, z. B. skr. *á-vākšam* 'ich habe geführt', lat. *vēxi* : skr. Präsens *váhati* 'er führt', lat. *vĕhit*; lat. Formen wie *lēxi*, *rēxi* setzen also **légesai*, **régesai* voraus. Ferner in einigen Lok. und Akk. Sing. und im Instrum. Sing. der $^{e}/_{o}$-Stämme. Die Dehnstufe ist für uns auch vor allem deshalb von Wichtigkeit, weil sie uns lehrt, daß nach dem Hauptton der kurze Vokal ganz verschwunden ist.

Van Blankenstein meint jedoch, daß Streitbergs Hypothese im günstigsten Fall nur einen kleinen Teil der indogermanischen Formen mit Dehnstufe erkläre. In den Ablautreihen mit kurzen Vokalen kommen lange Vokale vor, die nach ihm älter sind als die sogenannte Ablautsperiode und daher keineswegs in der Dehnung ihren Ursprung haben. Doch vgl. jetzt Hirt, Idg. Gramm. 2, 36ff.

Reduktionsstufe. Unbetontheit zieht nicht immer vollen Vokalverlust nach sich, sondern oft nur Vokalreduktion. Als Reduktionen der langen Vokale *ē*, *ō*, *ā* kämen nach Hirt nur *e*, *o*, *a*, in Betracht; er bezeichnet sie mit Punkten (*e̤*, *o̤*, *a̤*), um sie von den betonten vollstufigen *é*, *ó*, *á* zu unterscheiden (S. 243). So kann man griechische Formen mit kurzem Vokal erklären wie θετός : τίθημι; στατός : ἵστᾱμι; δοτός : δίδωμι, wenn man sie als selbständige Formen (und nicht mit Brugmann als Neubildungen) betrachten will. Aber es ist auch sehr wohl

möglich, daß die Murmelvokale, die als Residuum der langen Vokale in der Nullstufe überbleiben, nur noch im Griechischen als Schwächung von *ē*, *ā*, *ō* gesondert blieben und in allen anderen Sprachen zu einem einzigen Laut zusammenschmolzen. Jedenfalls ist diese Frage mehr theoretischer Art; Hirt hält an *ę*, *ǫ*, *ą* fest, da sonst der Sprung vom langen Vokal zum Murmelvokal zu groß sei und da man auch bei kurzen Vokalen ein Reduktionsprodukt voraussetzen müsse. Praktisch können wir den Reduktionsvokal des langen Vokals als identisch mit seinem Nullvokal betrachten.

Für die kurzen Vokale muß man jedoch stets sowohl eine Reduktionsstufe wie einen besonderen Reduktionsvokal annehmen. Namentlich in der ersten Silbe des Wortes sind unbetonte *e*, *o*, *a* nicht immer völlig geschwunden, sondern meist zu Flüstervokalen (S. 177) reduziert worden (durch Petitdruck bezeichnet $_{e}$, $_{o}$, $_{a}$). Man findet sie z. B. in Formen wie gr. πεπτός, skr. *paktás* < *idg. $p_{e}q^{u}tós$; im got. *gibans*, in der Reduplikationsilbe der Perfekta skr. *dadárśa* : gr. δέδορκα; in Präsensformen wie ἄρνυμαι, δάμνημι, ἀσπαίρω, βαίνω; im 2. Aorist von schweren Basen wie βαλεῖν, θανεῖν. Als Regel gilt, daß in der ersten Silbe die Reduktionsstufe mit der Nullstufe wechselt, wenn der Akzent auf der zweiten Silbe ruhte, und stets Reduktionsstufe steht, wenn die dritte Silbe betont war.

Die Reduktionsvokale müssen ihre Klangfarbe voll bewahrt haben, denn vor Verschlußlauten erscheinen sie in den historischen Sprachen meist wieder als *e*, *o*, *a*. Nur im Griechischen findet man neben ε auch ι, z. B. in πίτνημι < *$p_{e}tnámi$, σκίδνημι usw., und υ neben ο, z. B. νυκτός < *$n_{o}któs$. Im Italischen dagegen entspricht reduziertem $_{e}$ mitunter ein *a* (*quattuor*, *aper*, *magnus* usw.), so daß manche Forscher geneigt sind, den *a*-Laut hier für lautgesetzlich zu halten. Vor Liquida oder Nasal in antesonantischer Stellung werden die reduzierten Vokale in eigentümlicher Weise gefärbt (vgl. S. 266 und 267 f.). In antekonsonantischer Stellung entspricht dem Reduktionsvokal + Liquida oder Nasal in allen Sprachen gleichmäßig Liquida oder Nasal in der Nullstufe, d. h. Liquida oder Nasalis sonans. Auch $_{e}i$ und $_{e}u$ fielen mit *i* und *u* zusammen.

Nullstufe. Ziemlich allgemein betrachtet man den Schwa-Vokal *ə* als Entsprechung der langen Vokale *ē*, *ō*, *ā* in der Nullstufe; die Entwicklung dieses Vokals in den historischen Sprachen findet man in der Tabelle auf S. 244. Er war ein Murmelvokal, der einen Reflex der ursprünglichen Verschiedenheit vielleicht nur noch im Griechischen bewahrt hat (siehe S. 177 und 280). Die Nullstufe der langen Diphthonge *ēi̯*, *ēu̯*, *ōi̯*, *ōu̯*, *āi̯*, *āu̯* war antekonsonantisch *əi̯*, *əu̯*, die wahrscheinlich schon in der Grundsprache zu *ī* und *ū* kontrahiert wurden. In antesonantischer Stellung kann natürlich keine Kontraktion stattfinden, und es erscheint in allen Sprachen *a*.

Bei den kurzen Vokalen tritt in einigen Fällen völliger Verlust ein: *a*) nach dem Hauptton, z. B. lat. **pēds* aus **pédos*, gr. δίφρος, γόν-υ 'Knie' aus **gon-eu*, ahd. *kn-iu*; *b*) unmittelbar vor der zweiten betonten Silbe: dor. ἔντι aus **s-enti* < **es-énti* : **és-mi* 'ich bin'; *c*) in einer Mittelsilbe vor dem Akzent, z. B. πατρ-ός, πατρά-σι aus **patersí*. Hierbei werden die Diphthonge (im weitesten Sinn) vor Konsonanten zu *i*, *u*, *r̥*, *l̥*, *m̥*, *n̥*.

Bei den Verbalformen findet man die Nullstufe vor allem: *a*) im 2. Aorist leichter Basen, z. B. ἰδεῖν : εἶδομαι; δρακεῖν : δέρκομαι; *b*) im Aor. pass., z. B. ἐχύθην : χέω; ἐτάθην : τείνω; *c*) im Plur. ind. praes. und perf., z. B. ἴμεν : εἶμι; ἴσμεν : οἶδα; γέγαμεν : γέγονα; μέμαμεν : μέμονα.

Zweite Nullstufe. Neben **R** und **N** gibt es noch eine zweite Schwundstufe, in der die **N**-Vokale *e*, *o*, *a* und *ə* völlig schwinden. Ihr Hauptgebiet ist da, wo schon durch den Akzent umgebildete Wörter enklitisch werden, d. h. besonders in der Komposition.

---

2. Die zweisilbigen Basen.

Bezeichnen wir die kurzen Sonanten mit *e*, die langen mit *ā* und einen beliebigen Konsonanten mit *x*, dann erhalten wir als normale zweisilbige Basen unter Vernachlässigung des Anfangskonsonanten folgende mögliche Formen:

Schwere Basen: ERĀ-, ELĀ-, ENĀ-, EMĀ-, EI̯Ā-, EU̯Ā-, EXĀ-, EXĀI̯- und EXĀU̯-.

Leichte Basen: EXEU̯-, EXEI̯-, EXER-, EXEL-, EXEM-, EXEN-, EREX-, ELEX-, ENEX-, EMEX-, EI̯EX-, EU̯EX-, EXEX- und EXE-. Letztere kann man als einsilbige Basen + *e* betrachten, ohne daß damit etwas über den Ursprung der EXE-Basen behauptet sein soll.

Da nun, wie wir sahen, der Hauptton in jedem Wort nur auf einer Silbe ruhen kann, kann auch nur in einer Silbe der volle Lautstand erhalten bleiben. Die zweisilbigen Basen zeigen daher Vollstufe nicht in beiden Silben, sondern entweder in der ersten oder in der zweiten, was man mit **V I** und **V II** andeutet. Durch **D I** wird die Dehnung des Vokals der ersten, durch **D II** die des Vokals der zweiten Silbe bezeichnet. Bei den schweren Basen wird der Lautstand der Silben oft getrennt angegeben und durch ein Plus-Zeichen verbunden; z. B. **N + V**, d. h. Nullstufe der ersten, Vollstufe der zweiten Silbe.

Die schwere zweisilbige Basis ERĀ kann z. B. die folgenden Formen annehmen: *érə*, *ₑrá*, *ₑrə́* (auch abgeschwächt zu *er*, *rā*, *rə*). In der Form *ₑrə* steht die erste Silbe in der Reduktionsstufe nach der Regel, daß die erste Silbe nur reduziert wurde, wenn der Akzent auf der dritten Silbe ruhte, und die zweite in der Nullstufe; die Form zeigt also **R + N** oder **R N**, während bei *rə* beide Silben in der Nullstufe stehen (**N N**). Diese Formen müssen bis zur Periode der Dialektscheidung vorhanden gewesen sein.

Statt *ₑrə* usw. nehmen de Saussure und nach ihm verschiedene andere Sprachforscher langes sonantisches *r* an (*r̄* usw.), und zwar nach Regel Nr. 4 (S. 276). nach welcher der Sonant der ersten Silbe spurlos verschwindet. Dagegen spricht jedoch u. a. das tatsächliche Vorhandensein zweisilbiger Gruppen wie αρα, ανα, in denen α der lautgesetzliche Vertreter des Reduktionsvokals ₑ und des Schwa-Vokals ə ist. War die erste Silbe sekundär betont, dann blieben diese Gruppen erhalten; daher θάνατος **R N b** zur Basis DHU̯ENĀ, κάματος, βάραθρον usw. Aber bei normaler Entwicklung erhalten wir im Griechischen, ebenso wie im Lateinischen und Keltischen ρā, λā, μā, νā, also θνητός, κμητός, τλητός, γνητός usw. Im Griechischen und im Italo-Keltischen ist der erste Vokal geschwunden und der zweite gelängt, während in den anderen indogermanischen Sprachen der zweite Vokal meist unter Dehnung des

ersten verschwand (siehe die Tabelle S. 267). Ob die Vertreter von *ɛ̯rə* und *ɛ̯lə* im Griechischen ρᾱ, λᾱ oder ρω, λω waren, bleibt unsicher; im ersteren Fall zeigen στρωτός, und βλωθρός in der ursprünglich zweiten Silbe Vollstufe (also **V II**). Jedenfalls können ρω und λω sich schwerlich aus den sicheren Formen mit αρα und αλα gebildet haben[1]). Bei Formen wie δέδμηκα; δμητός ist morphologisch **R N** von **V II** natürlich nicht zu unterscheiden; den Ausschlag geben hier der Akzent und der Vergleich mit anderen indogermanischen Sprachen.

Idg. *ɛ̯i̯ə* und *ɛ̯u̯ə* werden in den historischen Sprachen durch *ī* und *ū* dargestellt. Während also *ĭ* und *ŭ* ursprünglich sind, müssen *ī* und *ū* stets als das Ergebnis einer Kontraktion betrachtet werden, sei es von *əi̯*, *əu̯* oder von *ɛ̯i̯ə*, *ɛ̯u̯ə*.

Beispiele für schwere Basen.

Bas. G̑ENH̄ ‘gebären’. **V** + **N** skr. *jáni-ma* ‘Geburt’, gr. γενέ-τωρ ‘Erzeuger’, lat. *geni-tor* (*i* aus *a*, als Entsprechung von *ə*, nach der Regel der unbetonten Silben behandelt); **N** + **V°** gr. γνωτός ‘Bruder’, got. *knōþs* ‘Stamm’, ahd. *chnuat*; **R** + **N** skr. *jātás*, gr. γνητός, lat. *nāscor*, *nātus*, got. *kuni* ‘Geschlecht’.

Bas. TELH̄ ‘tragen’. **V** + **N** gr. τελαμών ‘Tragriemen, Träger’; **R** + **N** **a** gr. τλητός, lat. *lātus*, lit. *tíltas* ‘Brücke’; **b** gr. τάλαντον ‘Wagschale’, τάλαρος ‘Korb’; **N** + **N** gr. τέτλαμεν.

Beispiele für leichte Basen.

Bas. ENEK̑ ‘bringen’. **V I** gr. ἐν-εγκ-εῖν (mit Reduplikation); **V° I** gr. ὄγκος; **D II** got. *ga-nōhs*; **V° II** got. *ga-nah*. — Bas. AU̯EI̯ ‘Vogel’. **V I** gr. αἰετός ‘Adler’ aus **ἀϝι̯-ετος*, lat. *avis*; **V° I** gr. οἰωνός ‘Raubvogel, Wahrsagevogel’ aus **ὀϝι̯-ωνος*; **V II** ahd. *wīo* ‘Weih’ (unsicher).

---

[1]) Van Wijk, IF. 20, 342 f., hält Formen wie θάνατος für **V I**-Formen mit ursprünglichem °/₀-Vokalismus in der ersten, und mit *ə* in der zweiten Silbe. Das doppelte *a* des Griechischen sei erst nachträglich entstanden.

3. Die Ablautreihen.

Hübschmann und nach ihm viele andere haben sich bemüht, die wechselnden Formen einer Ablautsilbe nach dem Schema Vollstufe, Dehnstufe, Reduktionsstufe und Nullstufe zu ordnen, in Reihen einzuteilen und die Normalvokale einer jeden Reihe zu bestimmen. Dabei wird vorausgesetzt, daß gleiche Formkategorien auf gleicher Ablautstufe stehen, so daß z. B. das η von τίθημι dem ω von δίδωμι und dem ᾱ von ἵστᾱμι entspricht.

Nach dem normalen Vokal der Vollstufe unterscheidet er sechs Reihen: drei leichte mit den Grundvokalen *e*, *o*, *a* und drei schwere mit den Grundvokalen *ē*, *ō*, *ā*. Diese Reihen blieben trotz mancher späteren Umbildungen und Erweiterungen im wesentlichen unverändert.

Leichte Reihen.

	V	V°	D	R	N
1. *ĕ*-Reihe:	*e*	*o*	*ē ō*	*e*	—
2. *ŏ*-Reihe:	*o*	*o*	*ō ō*	*o*	—
3. *ă*-Reihe:	*a*	*o*	*ā ō*	*a*	—

***e*-Reihe.** **V** lat. *pedem*; **V°** gr. πόδα; **D** lat. *pēs*, got. *fōtus* ‘Fuß’; **R** lat. *pedis*; **N** ved. *upa-bdá-s*(?) — **V** lat. *vehere* ‘fahren’, got. *ga-wigan*, ahd. *wegan*, an. *vega*, nhd. *bewegen*; **V°** gr. *Fόχος*, an. *vagn*, ahd. *wagan*, nhd. *Wagen*. — **V** gr. πέτομαι ‘ich fliege’; **V°** gr. ποτή ‘Flug’; **N** gr. πτ-έσθαι. Man denke weiter an griechische Formen wie ἔ-σχ-ον, σπ-έσθαι, πί-πτ-ω u. a. m. **V** gr. φέρω ‘ich trage’, lat. *ferre*, got. *baíran*, ahd. *beran*, an. *bera*, lit. *bernas* ‘Knabe’; **V°** gr. φορά ‘das Tragen’, got. *barn* ‘Kind’; **D** gr. φώρ ‘Dieb’; **N** gr. δί-φρ-ος ‘Wagen’. — **V** gr. πατέρες; **V°** gr. εὐ-πάτορες; **D** gr. πατήρ, εὐ-πάτωρ; **N** gr. πατράσιν. — **V** got. *bindan*; **V°** got. *band*; **N** got. *bundans*.

***o*-Reihe.** **V** gr. ὄψομαι ‘ich werde sehen’; **D** gr. ὤψ ‘Auge’, ὄπ-ωπ-α ‘ich habe gesehen’; **R** ὀπτέον Adj. verb. — **V** an. *baka*, ahd. *bahhan*, nhd. *backen*; **D** gr. φώγω ‘ich röste’, ahd. *buoh* ‘ich buk’. — **V** gr. βό*Fες* ‘Rinder’; **D** skr. *gāúś* ‘Rind’; **N** gr. ἑκατόμ-βη < -β*F*-η.

***a*-Reihe.** **V** gr. ἄγω ‘ich führe; **V°** gr. ὄγμος ‘Furche, Bahn’; **D** lat. *ambāges* ‘Umweg’, gr. ἀγωγή ‘das Führen’; **R** gr. -ακτός ‘geführt’; **N** ved. *pári-jman-* ‘rundumlaufend’.

— **V** gr. αἶθος ‘Brand’, αἰθήρ ‘Äther’, lat. *aestus* ‘Hitze’, *aestas* ‘Sommer’, skr. *ēdhas* ‘Brandholz’; **N** gr. ἰθαρός ‘hell’, skr. *idh-ma* ‘Brandholz’. — **V** gr. αὖος ‘trocken’, lit. *saũsas* ‘trocken’; **N** altsl. *sŭchnąti* ‘trocknen’.

Schwere Reihen.

Hierbei können für praktische Zwecke die Dehn- und Reduktionsstufe weggelassen werden (siehe S. 280).

	V	**V°**	**N**
1. *ē*-Reihe	*ē*	*ō*	*ə*
2. *ō*-Reihe	*ō*	*ō*	*ə*
3. *ā*-Reihe	*ā*	*ō*	*ə*

***ē*-Reihe.** **V** skr. *da-dhāmi* ‘ich setze, lege’, gr. τί-θημι, altsl. *dějǫ*, lit. *dėmi*, lat. *fēci* ‘ich machte’, got. *ga-dēþs* ‘Tat’, ahd. *tāt*, an. *dáð*, nhd. *Tat*; **V°** gr. θωμός ‘Haufen’, got. *dōms* ‘Urteil’, ahd. *tuom*, an. *dómr*; **N** skr. *-dhitas* (Part.), gr. τί-θε-μεν, ἔ-θε-μεν, θε-ίην usw. — **V** lat. *sēvi* ‘ich säte’, *sē-men* ‘Saat’; **N** *să-tus* ‘gesät’; — **V** gr. χῆρος ‘beraubt’, χῆτος ‘Mangel’ : idg. Basis $G^{u}H\bar{E}[\underline{I}]$-; **V°** χώρα ‘offene Fläche’ [Zugehörigkeit unsicher]; **N** got. *gaidw* ‘Mangel’.

***o*-Reihe.** **V** gr. δώσω ‘ich werde geben’; **N 1** lat. *dătus* (Part.); **N 2** skr. *prá-ttas* (aus *d-tas*) ‘gegeben, angeboten’, lat. *dē-d-ī*; — **V** ahd. *guomo* ‘Gaumen’, ae. *gōma* : idg. Basis $GH\bar{O}[\underline{U}]$; **N** gr. χαῦνος ‘schlaff’.

***ā*-Reihe.** **V** gr. (dor.) φᾱμᾱ ‘Rede’; **V°** gr. φωνή ‘Stimme’; **N** gr. φαμέν ‘wir sagen’; — **V** gr. σεσᾱρώς (σεσηρώς) Part. Perf.; **V°** gr. σωρός ‘Haufen’; **N** σαίρειν ‘fegen’, σεσαρυῖα.

---

4. Der sekundäre Ablaut.

Man muß a priori annehmen, daß jede Sippe oder Gruppe verwandter Wörter nur eine einzige Basis oder Grundform haben kann. Findet man eine zweite oder dritte, so sind diese sekundär entstanden.

1. Für jede Basis sind bestimmte Ablautbeziehungen im Auge zu behalten. Wenn jedoch zwei oder mehrere Basen eine gemeinschaftliche Ablautstufe besitzen, so

kann eine Basis von einer Reihe in die andere übergehen. In diesem Falle entsteht Basenmischung.

2. Die Ablautverhältnisse einer Basis können durch Nasalinfixe oder Determinative modifiziert werden (vgl. später). So entstehen Basisstörungen, die besonders in den Einzelsprachen auftreten.[1])

Basenmischung und Basisstörung bezeichnet man zusammen als sekundären Ablaut.

1) Basenmischung.

a) Schon im indogermanischen Zeitraum ging vor Konsonanten das *i̯* und *u̯* der Basen mit langem Diphthong oft verloren.[2]) So kommt es, daß deren Vollstufe oft der der monophthongischen Basen gleich ist; dadurch wird eine Brücke von einer Basis zur anderen gebildet. Z. B. Basis DĀI̯ 'teilen'. **V** vor Konsonant: skr. *dáti* 'er teilt' < **dāi-ti*, dor. δᾶμος 'geteiltes Land' < *δᾱ̯-μος; **N** vor Vokalen: gr. δαίομαι 'ich teile' aus *δᾱομαι = *δᾱ̯ομαι, nach Analogie von δαίσομαι. — Basis DĀ : **N** gr. δατέομαι 'ich teile'.

b) Nach dem Streitbergschen Gesetz werden kurze betonte Silben gedehnt, wenn die folgende Silbe schwindet.[3]) Dadurch erklärt man die Mischung schwerer einsilbiger und leichter zweisilbiger Basen indem die Vollstufe der ersteren mit der Dehnstufe der letzteren zusammenfällt.

c) Das *ə* der zweisilbigen schweren Basen schwindet in der zweiten Nullstufe. So erklärt man die Mischung der *sēt̰*- und *anit̰*-Basen.

2) Basisstörung durch Ein- oder Hinzufügung fremder Bestandteile. In Nr. 1*a* sahen wir, daß *i̯* und *u̯* manchmal verloren gehen. Aber *i̯* und *u̯* können auch an eine Basis antreten, ebenso wie *r*, *l*, *m* und *n*. Diese Elemente sind als Determinative zu betrachten;

---

[1]) Vom Ablaut im strengsten Wortsinn kann deshalb hier nicht die Rede sein.

[2]) Hieraus folgt jedoch nicht, daß die Formen auf *i̯* und *u̯* stets das Ursprüngliche waren.

[3]) Man sagt vielleicht besser: «können unter gewissen Umständen gedehnt werden»; denn sonst wären z. B. die *exe*- und *exek*-Basen **V** + **N** nicht möglich.

doch besteht auch die Möglichkeit, daß sie übertragen sind von Basen wie $\bar{E}\underline{I}$, $\bar{E}\underline{U}$, $\bar{E}R$, $\bar{E}L$, $\bar{E}M$, $\bar{E}N$, bzw. $EX\bar{E}\underline{I}$, $EX\bar{E}\underline{U}$, $EX\bar{E}R$, $EX\bar{E}L$, $EX\bar{E}M$, $EX\bar{E}N$. Die Basis, an welche dieser Bestandteil sich anschließt, wird modifiziert, und es kann ein neuer Ablaut entstehen. Basisstörung und -mischung gehen also Hand in Hand. Nebeneinander stehen z. B. die indogermanischen Basen $STH\bar{A}\underline{U}$ und $STH\bar{A}$ 'stehen'. Tritt nun zu dieser letzteren, die durch den Verlust von *u̯* entstanden ist, ein analogisches *i̯*, so erhält man $STH\bar{A}\underline{I}$: **V** vor Vokalen: skr. *sthāyin* 'stillstehend'; altsl. *stają* 'ich stelle mich'; **N** vor Vokalen: altsl. *stoją* 'ich stehe'.

Bibliographie. Eine populär-wissenschaftliche Darstellung seiner Ablauttheorie gab Hirt in den Neuen Jb. f. d. klass. Altertum 8 (1915), S. 465. Vgl. vor allem seinen *Idg. Ablaut* und IF. 7, S. 111 und 185; 8, S. 367; 10, S. 30; 12, S. 195; 32 S. 209; *Griech. Laut- und Formenlehre* S. 95. Eine neue Bearbeitung des 'Ablauts' bietet der 2. Teil von Hirts *Idg. Grammatik*, der den idg. Vokalismus behandelt (Heidelberg 1921).

Über Hirts Verhältnis zu de Saussure: Hirt, *Ablaut* S. IV, Streitberg, Idg. Jb. 2, 208. Gegen Hirts Wortbasis: Per Persson in *Beitr. zur idg. Wortforschung*, vgl. auch H. Pedersen, KZ. 38, 398. Über Günterts *Ablautprobleme* vgl. S. 178 (Bibliogr.).

Vollstufe. Idg. *a* als Vollstufenvokal wird abgelehnt von de Saussure, *Mémoire* S. 160, Bechtel, *Hauptprobleme* S. 265, Pedersen, KZ. 36, 75; verteidigt von Hübschmann, *Vokalsystem* S. 62 und vielen anderen. Den $^{e}/_{o}$-Ablaut erklärt Hirt, *Idg. Gram* 2, 172 f. im Anschluß an Güntert, IF. 37, S. 48 (§ 71), dadurch, daß ein idg. *e* nach Vollendung der Abstufung seinen Akzent verlor und zu *o* gewandelt wurde.

Dehnstufe. Bartholomae, BB. 17, 105; Streitberg, IF. 3, 305; Hirt, *Idg. Grammatik* 2, 31 f. Vgl. jedoch Wackernagel, *Altind. Gram.* S. 68; Bloomfield, *Transactions* 26, 5 und vor allem van Blankenstein, *Untersuchungen* (dagegen Hirt, IF. 30, Anz. 2). Ferner H. Möller, KZ. 42, 188.

Reduktionsstufe. J. Schmidt, *Sonantentheorie* S. 4; Fortunatov, KZ. 36, S. 39; Hirt, *Idg. Grammatik* 2, 76 f.; van Wijk, IF. 20, 332.

Nullstufe. Brugmann, *Grundriß* I², S. 392; ders., *Nasalis sonans in der idg. Grundsprache*, Stud. 9, 285; de Saussure, *Mémoire*, passim; ders., MSL. 8, 431; Osthoff, MU. 4, 1; Schulze, KZ. 27, 420; Hübschmann, *Vokalsystem*, passim; Kretschmer, KZ. 31, 373; Bechtel, *Hauptprobleme*, passim; Schmidt, *Sonantentheorie*, passim; Hirt, IF. 7, S. 138, 185 usw., PBB. 23, 288 f. (sog. lange sonantische Liquiden und Nasale) und *Idg. Grammatik* 2, 124 f.

Vokalschwund. Passy, *Changements phon.* S. 114; Finck, *Über das Verh. des balt.-slav. Nominalakzents zum uridg.* S. 29; Hirt, *Ablaut* S. 21. — Gegen die von diesen drei Forschern vertretene Ansicht wendet sich Sütterlin in ZfdPh. 34, 410.

Sekundärablaut. H. Reichelt, KZ. 39, 1; P. Persson, *Beiträge* S. 144.

Ferner: H. Schröder, *Ablautstudien*, Heidelberg 1910; Wood, *Indoeurop.* $a^x : a^xi : a^xu$, Straßburg 1915; Johansson, KZ. 30, 402; Osthoff, MU. 4, 277; IF. 8. 56; BB. 24, 208; Schulze KZ. 27. 420; Bartholomae, BB. 7, 91, IF. 7, 50; usw. — In seiner Abhandlung über *Die semitisch-voridg. laryngalen Konsonanten* verteidigt H. Möller die Thesis, «daß die idg. Wurzelvokale *á* und *ó* (in ἄγω, ὄζω etc.) im Anlaut nach bestimmten anlautend vorhanden gewesenen Laryngalen ihre Stellen haben, und daß lange Vokale idg. *ē*, *ā*, *ō* im Inlaut und Auslaut der Wurzel aus Wurzelvokal + Laryngal, semitischem Laryngal entsprechend, hervorgegangen sind» (S. 5). Man fühlt den engen Zusammenhang mit de Saussure.

Sechstes Kapitel.

Die indogermanischen Geräuschlaute.

A. Die Verschlußlaute.

1. Die indogermanischen Verschlußlaute. — Centum- und Satem-Sprachen.

Die indogermanische Grundsprache besaß folgende Verschlußlaute:

	Tenues	Mediae	Ten. Aspiratae	Med. Aspiratae
Labiale . . .	*p*	*b*	*ph*	*bh*
Dentale . . .	*t*	*d*	*th*	*dh*
Palatale . . .	*k̂*	*ĝ*	*k̂h*	*ĝh*
Velare . . .	*q*	*g*	*qh*	*gh*
Labiovelare . .	q^u	g^u	q^uh	g^uh

1. Die Tenues aspiratae sind ziemlich selten; ihr Vorhandensein in der Grundsprache ist erst seit Grassmann festgestellt. In den Einzelsprachen sind sie zum Teil mit den reinen Tenues zusammengefallen. Im Griechischen blieben sie erhalten, und die indogermanischen Mediae aspiratae fielen mit ihnen zusammen. Im Lateinischen ist der Sachverhalt zweifelhaft; nach *s* erscheinen

sie als einfache Tenues, in absoluter Stellung fielen sie nach Kluge u. a. mit den Mediae aspiratae zusammen, nach Uhlenbeck werden sie durch reine Tenues vertreten. Z. B. skr. *prthús* 'breit', gr. πλάθανον 'Kuchenbrett', ahd. *flado* 'Fladen'. — Gr. σχίζω 'ich spalte', lat. *scindo*, got. *skaida* 'ich scheide', skr. *chinátti* 'er spaltet'. — Lat. *rota* 'Rad' : skr. *rátha-*, av. *raṇa* 'Wagen', lit. *rãtas*, air. *roth*, ahd. *rad*.

Unter noch unsicheren Bedingungen wechselte im Indogermanischen Tenuis mit Media, Media mit Media aspirata usw.

2. Durch Osthoff und Bezzenberger wurden für die Grundsprache drei vollständige Reihen von Gutturalen aufgestellt, nachdem schon Ascoli und Fick die Existenz einer besonderen Palatalreihe dargetan hatten. Seither unterscheidet man Palatale (Vordergaumenlaute), reine Velare (Hintergaumenlaute) und Labiovelare (Hintergaumenlaute mit Lippenrundung, S. 184—85). Die beiden letzteren Velarreihen werden im Gegensatz zu den Palatalen auch wohl (im engeren Sinn) Gutturale genannt. Die Labiovelare sind einfache Laute, keine Konsonantengruppen. Man verwechsle vor allem nicht idg. q^u (z. B. gr. ἕλιπον) mit idg. $k\underline{u}$ (z. B. gr. ἵππος).

Auf Grund der Entsprechungen dieser drei Gutturalreihen hat man die ganze indogermanische Sprachenfamilie in zwei große Gruppen geteilt, eine östliche: Arisch, Armenisch, Thrako-Phrygisch, Albanisch und Baltoslavisch, und eine westliche: Griechisch, Italisch, Keltisch und Germanisch. In der östlichen Gruppe erscheinen die indogermanischen Palatale als Spiranten, in den westlichen dagegen als Verschlußlaute. Das neuentdeckte Tocharische (S. 51) hat trotz seiner Heimat in Ostturkestan Verschlußlaute, nicht Spiranten, als Vertreter der idg. Palatale.[1]) Nach der iranischen Form[2]) von idg. *ḱṃtóm* 'hundert'

[1]) Vgl. darüber Meillet (Idg. Jb. 1 [1913], S. 15): « .... Die präpalatale Reihe ist durch *k* vertreten und nicht durch Spiranten. Es wäre jedoch verfrüht, daraus zu schließen, daß das Tocharische der westlichen Gruppe (Griechisch, Germanisch, Italo-Keltisch) angehörte». Siehe auch den oben (S. 56 [Bibl.]) angeführten Aufsatz von J. Pokorny.

[2]) Idg. *k* ist skr. durch *ç*, iran. durch *s* vertreten.

nennt man daher die erste Gruppe **Satem-Sprachen,** die zweite **Centum-Sprachen.**

Natürlich handelt es sich hier um tiefgreifende Unterschiede, die auf dialektische Schattierungen in der Grundsprache selbst zurückgehen. Ob jedoch die normale Lautung der indogermanischen Palatale mehr nach der explosiven oder nach der spirantischen Seite hinneigte, ist nicht sicher zu erschließen; wahrscheinlicher ist das erstere. Ein anderer Unterschied ist der: in den Satem-Sprachen sind die reinen Velare mit den Labiovelaren, in den Centum-Sprachen dagegen mit den Palatalen zusammengefallen. Doch ist zu beachten, daß gr. und ital. $\hat{k}$ und q wenigstens vor u unterschieden blieben.

Bibliographie. Ausführlich: Bechtel, *Hauptprobleme* S. 291; die drei Reihen wurden von Osthoff MU. V, S. 63 und Bezzenberger BB. 16, S. 234 aufgestellt. Dagegen Meillet MSL. 8, 277 f.

H. Pedersen, KZ. 36, 277 behauptet, daß das Albanische die drei Reihen noch tatsächlich unterscheide, hat aber fast überall Widerspruch gefunden; denn eine Mischsprache wie das Albanische ist für einen solchen Nachweis durchaus ungeeignet. — Hirt BB. 24, 218 erwägt die Möglichkeit von nur zwei Reihen in der idg. Grundsprache, ohne zu gesicherten Ergebnissen zu gelangen.

Über die Entsprechung der Tenues aspiratae im Latein siehe Kluge, KZ. 26, 88 und Uhlenbeck, IF. 13, 213. Als idg. hat sie zuerst Grassmann, KZ. 12, 81 ff. erkannt.

---

2. Lautverschiebung. — Grimms und Verners Gesetz.

Unter «Lautverschiebung» im engeren Sinne versteht man die historische Entwicklung der indogermanischen Verschlußlaute in den einzelnen Sprachgruppen, wobei die germanischen Sprachen eine besondere Stellung einnehmen, da sie gerade in diesem Punkte wesentlich stärker vom ursprünglichen Konsonantismus abweichen als die meisten andern indogermanischen Sprachen. Die germanische Lautverschiebung ist vielleicht durch Sprachmischung zu erklären (S. 88), und Meillets Vermutung, daß das Germanische durch die Sprache einer mitteleuropäischen Rasse beeinflußt wurde, trifft möglicherweise das Richtige. Der ganze Vorgang steht im Zusammenhang mit der Stellung der Stimmritze bei der Artikulation der Explosivlaute. Während bei

der Implosion der indogermanischen Tenues die geschlossene Stimmritze keinen Luftstrom durchließ und die Explosion von keiner Aspiration gefolgt war, wurden die Tenues auf germanischem Boden mit Öffnnng der Stimmritze während der Implosion gesprochen; infolgedessen trat nach der Explosion ein Luftstrom aus. Die Stimmbandschwingungen dagegen, die für die Mediae charakteristisch sind, begannen erst nach der Implosion, etwa im Augenblick der Explosion. Es handelt sich hier also um Explosivlaute, die mit ziemlich offener Stimmritze gesprochen wurden. Das Gleiche gilt im Prinzip auch für die armenische Lautverschiebung, obwohl sie ohne jede Beziehung zur germanischen ist.

Das Verhältnis vor allem des germanischen Konsonantismus zu dem der klassischen Sprachen wurde erst von Grimm in seiner *Deutschen Grammatik* scharf formuliert **(Grimms Gesetz).** Wohl steht er auf den Schultern von Rask, und sein Gesetz wurde für die nichtgermanischen Sprachgruppen später von Bopp, Pott u. a. ergänzt, fürs Germanische besonders von R. von Raumer (*Die Aspiraten und die Lautverschiebung* [1837]), von Grassmann, Paul u. a. Aber dies hindert nicht, daß der Kern aller wissenschaftlichen Lautgesetze, die den indogermanischen Konsonantismus betreffen, in Grimms grundlegendem Werke enthalten ist.

Bei der sogenannten «ersten», auf urgermanischem Boden vollzogenen Lautverschiebung (über die «zweite» vgl. unten S. 297) ist die Hauptregel diese, daß die Artikulationsstelle im großen und ganzen dieselbe bleibt, aber die Artikulationsart sich ändert. Die chronologische Folge der einzelnen Vorgänge, die in ihrer Gesamtheit die germanische Lautverschiebung darstellen, war nach der gewöhnlichen Anschauung diese:

1. Die indogermanischen Tenues *p*, *t*, *k* wurden, falls nicht *s* oder — bei *t* — *f* und *h* unmittelbar vorhergingen, zu den Tenues aspiratae *ph*, *th*, *kh* und fielen so mit den alten Tenues aspiratae zusammen.

2. Die Tenues aspiratae wurden (außer nach *s*, *f*, *h*) zu den stimmlosen Spiranten *f*, *þ*, *h* (= [χ], dem palatogutturalen stimmlosen Spirant); gleichzeitig wurden die

indogermanischen Mediae aspiratae *bh*, *dh*, *gh* zu den stimmhaften Spiranten *ƀ*, *đ*, *ʒ*.

3. Die nach Nr. 2 auf urgermanischem Boden entstandenen stimmlosen Spiranten *f*, *þ*, [χ] sowie *s* wurden im Inlaut zwischen stimmhaften Lauten zu den stimmhaften Spiranten *ƀ*, *đ*, *ʒ* und [*z*], wenn der unmittelbar vorhergehende Sonant nach der indogermanischen Betonung nicht den Hauptton trug: **Verners Gesetz.** Nach dieser Formulierung hat also der vorausgehende Akzent, d. h. die beträchtliche Intensität des vorhergehenden Sonanten, die Spirans stimmlos erhalten.[1])

4. Die indogermanischen Mediae *b*, *d*, *g* gingen in die Tenues *p*, *t*, *k* über.

5. Die nach Nr. 2 und 3 entstandenen urgermanischen stimmhaften Spiranten *ƀ*, *đ*, *ʒ* sind in allen germanischen Sprachen meist zu den stimmhaften Verschlußlauten *b*, *d*, *g* geworden, und zwar teils in prähistorischer, teils in historischer Zeit. (Beispiele zu all diesen Vorgängen siehe in den folgenden Abschnitten.)

Durch die Entdeckung von Karl Verner wurde eine scheinbare Ausnahme zu Nr. 2 erklärt, nämlich die Tatsache, daß den indogermanischen Tenues einmal gemäß dem Lautgesetz die stimmlosen Spiranten *f*, *þ*, *h* entsprechen, während sie ein andermal der Regel entgegen durch die stimmhaften Spiranten *ƀ*, *đ*, *ʒ* vertreten werden. Z. B. skr. ***pitár***, gr. πατήρ ‘Vater’, lat. ***pater*** : got. ***faƀar***, ahd. ***fater***; aber skr. ***saptá*** ‘sieben’, gr. ἑπτά : got. ahd. ***sibun***. — Skr. ***çatám*** ‘hundert’, gr. ἑκατόν, lat. ***centum***, got. ***hund***, an. ***hund-rađ***; aber gr. μακρός ‘lang’, lat. ***macer*** ‘mager’ : ahd. ***magar*** ‘mager’. Die Sanskritformen ***pitár***, ***saptá*** usw. geben genau den indogermanischen Akzent wieder.

Unter dem von Holtzmann geprägten Namen des **grammatischen Wechsels** findet man diese Erscheinung häufig bei Gruppen von stammverwandten Wörtern oder innerhalb desselben Paradigmas. Z. B. ahd. ***durfan*** ‘nötig haben’,

---

[1]) Vgl. de Saussure, *Linguistique générale* S. 207: «En germanique, comme en latin, *þ* tendait à se sonoriser spontanément à l'intérieur du mot; seul l'accent placé sur la voyelle précédente a pu l'en empêcher».

got. *þarf* 'ich habe nötig', plur. *þaúrbun*, *ga-þarban*, ahd. *darbēn* 'sich enthalten'; ähnlich die Wechselformen ahd. *sluoh* : *sluogum*, ahd. *zēh* : *zigum* (zu *zîhan* 'zeihen'), as. *lēth* : *giliden* (zu *lîthan* 'gehen') usw. Sie alle werden durch die Tatsache erklärt, daß nach den Regeln der indogermanischen freien Betonung in den starken Formen die Wurzelsilbe den Hauptton trug; zu den starken Formen gehörte der Singular des Perf. Act., zu den schwachen der Plural (vgl. S. 201, 278, 281). Dieser Unterschied ist noch deutlich ersichtlich im altindischen Perfekt; z. B. Wurzel PAT 'fliegen', Perf. *papáta* : *pa-pt-úr*.

Eine zweite Abweichung von der Regel der Lautverschiebung wird von einigen Forschern dadurch erklärt, daß schon im Urgermanischen die nach Nr. 2 entstandenen stimmhaften Spiranten ein folgendes *n* assimiliert hätten, wenn der indogermanische Akzent nachgefolgt sei. Die so entstandenen Doppelspiranten *þþ*, *đđ*, *ʒʒ* gingen nach dieser Auffassung in doppelte Mediae über: *bb*, *dd*, *gg*, und diese wieder, zusammen mit den alten Mediae, in die Tenues *pp*, *tt*, *kk*. Die Angleichungen *þn*, *đn*, *ʒn* > *þþ*, *đđ*, *ʒʒ* und der Übergang *þþ*, *đđ*, *ʒʒ* > *bb*, *dd*, *gg* wären nach dieser Anschauung dem letzten Stadium der Lautverschiebung (Nr. 4) vorhergegangen. Vgl. auch S. 217.

Über den Zeitraum der Lautverschiebung ist man sich noch keineswegs einig. Es ist jedoch sicher, daß sie größtenteils vor dem Beginne unserer Zeitrechnung stattfand und sich in ihrem Gesamtverlauf über eine ausgedehnte Periode erstreckte, vielleicht von 1000—400 v. Chr. Zugleich ist zu beachten, daß die germanische Akzentverschiebung, die jünger ist als das Vernersche Gesetz, meist als eine notwendige Voraussetzung für den Stabreim betrachtet wird, d. i. die metrische Form, in die die alten Germanen ihre dichterischen Erzeugnisse schon zu Beginn unserer Zeitrechnung gekleidet haben müssen.

Nach Boer wurde jedoch die Erweichung der stimmlosen Spiranten durch den musikalischen Charakter des indogermanischen Akzentes verursacht. Träfe diese Theorie das Richtige, so würde die Annahme unnötig, daß das Vernersche Gesetz älter als die germanische Betonung sei.

Bibliographie. Streitberg, *Urgerm. Gram.* S. 163; Kluge, *Urgermanisch* S. 49; Boer, *Oergerm. Handboek* S. 116 f. Jüngere Lite-

ratur über Chronologie und Erklärung der germanischen Lautverschiebung: Loewe, *Relative Chronologie*, IF. 10, 77; R. H. Meyer, IF. 22, 116; E. Prokosch, *Forchhammers Akzenttheorie und die germ. Lautverschiebung*, Journ. of Engl. and Germ. Philol. 11 (1912); Meillet, *Dialectes indo-européens* S. 18; IF. 10, 63; 15 (Anz.), 216; *Caractères généraux des langues germaniques* S. 27; van Ginnecken, *Principes* S. 465; Feist, *Kultur der Indogermanen* S. 483; PBB. 36, 307. Den Zusammenhang der Lautverschiebungen in den germanischen Dialekten besprechen Boer, Neophilologus 1, 103; Frantzen und Boer, Neophilol. 2, 110 (gegen Feist, ebd. 2, 20, der den inneren Sprachtrieb, der ihm als ein «mystischer Begriff» erscheint, doch zu niedrig anschlägt). — Über die Streitfrage, ob in den Verbindungen *sp, st, sk, ft, ht* die Tenuis nach der Spirans unverändert erhalten oder verschoben sei, vgl. Meringer, Zeitschr. f. österr. Gymn. 39, 140 ff.; Walde, KZ. 34, 395 ff.; Möller, HZ. Anz. 43, 117 ff.; Michels, IF. 14, 224 ff.; Streitberg, Festschrift für E. Kuhn (Breslau 1916) S. 265 ff. Die Annahme einer Verschiebung ist nicht haltbar.

3. Die Labiale und Dentale in den indogermanischen Sprachen. Grassmanns Gesetz.

Die gewöhnliche Entsprechung der indogermanischen Labiale und Dentale in den Einzelsprachen ist folgende:

Uridg.	Altind.	Gr.	Lat.	Urgerm.	Got.	Ahd.	Nhd.	Lit.	Slav.	Kelt.	Arm.
p	*p*	π	*p*	*f, ƀ*	*f, b*	*f, b*	*f*	*p*	*p*	—	*h, w*
b	*b*	β	*b*	*p*	*p*	*p, pf, f*	*f*	*b*	*b*	*b*	*p*
bh	*bh*	φ	*f, b*	*ƀ*	*b*	*b, p*	*b*	*b*	*b*	*b*	*b*
t	*t*	τ	*t*	*þ, đ*	*þ, d*	*d, t*	*d*	*t*	*t*	*t*	*th*
d	*d*	δ	*d*	*t*	*t*	*z*	*s*	*d*	*d*	*d*	*t*
dh	*dh*	ϑ	*f, b, d*	*đ*	*d*	*t*	*t*	*d*	*d*	*d*	*d*

p. Skr. *pitar* ‘Vater’, air. *athir*, got. *fadar* (s. S. 246). — Gr. ὕπνος ‘Schlaf’, lat. *sopor*, skr. *svápiti* ‘er schläft’, ae. *swefan* ‘schlafen’, lit. *sãpnas* ‘Traum’, asl. *sŭpati* ‘schlafen’. — Got. *faihu*, ahd. *fihu*, an. *fé*, nhd. *Vieh*, skr. *páçu*, lat. *pecu*.

b. Idg. *b* ist ziemlich selten, so daß früher sein Vorhandensein in der Grundsprache von mehreren bezweifelt wurde. Skr. *lámbate* ‘er hängt ab’, lat. *lābi* ‘gleiten’. —

Got. *diups* 'tief', lit. *dubùs*, asl. *dŭbrĭ* 'Höhle, Spelunke', nhd. *tief*.

bh. Skr. *bhárāmi* 'ich trage' (S. 245). — Gr. νέφος, asl. *nebo* 'Himmel', lat. *nebula*, skr. *nábhas* 'Nebel, Wolke', ahd. *nebul*, nhd. *Nebel*. — Got. *beitan*, an. *bita*, nhd. *beißen*, gr. φείδομαι 'ich spare', eigtl. 'ich trenne mich von etwas', lat. *findo* 'ich spalte'.

t. Skr. *tanómi* 'ich breite aus', gr. τείνω, lat. *tenuis* 'dünn', got. *þanjan*, nhd. *dehnen*. — Gr. τρεῖς, lat. *trēs*, skr. *tráyas*, air. *trī*, got. *þreis*, nhd. *drei*, lit. *trỹs*, asl. *trĭje*. — Skr. *bhrátā* 'Bruder', gr. φρᾱτήρ, lat. *frater*, got. *brōþar*, ahd. mhd. *bruoder*, nhd. *Bruder*.

d. Skr. *dáma-* 'Haus', gr. δόμος, lat. *domus*, asl. *domŭ*. — Gr. πόδα, lat. *pedem*, skr. *pádam*, got. *fōtus*, nhd. *Fuß*. — Skr. *véda* 'ich weiß', gr. οἶδα, lat. *video* 'ich sehe', asl. *vědě*, got. *wait* 'ich weiß'.

dh. Skr. *dhūmás* 'Rauch', gr. θῡμός 'Geist, Mut', lat. *fūmus* 'Rauch', lit. *dúmai*, asl. *dymŭ*. — Gr. ἀνάθημα 'Weihgeschenk', lat. *fē-ci* 'ich machte', skr. *dhāma* 'Gesetz' (mit ähnlichem Bedeutungsübergang wie in nhd. *Gesetz*), got. *ga-dēþs* 'Tat', lit. *dėti*, asl. *děti* 'legen'. — Got. *ana-biudan* 'befehlen', ahd. *biotan*, an. *bióða*, nhd. *bieten*, skr. *bódhati* 'er merkt', gr. πεύθομαι 'ich forsche'.

Grassmanns Gesetz (vgl. S. 30). Nach den S. 212 gegebenen Regeln kann die indogermanische einsilbige Wurzel mit einer Aspirata beginnen und endigen, z. B. BHENDH 'binden'. Aber Griech. und Aind. dulden keine zwei Aspiraten im Beginn zweier aufeinander folgenden Silben; die erste wird dann durch Hauchdissimilation zur entsprechenden Tenuis (Gr.) oder Media (Ai.) verändert (s. S. 226). Z. B. gr. Wurzel θρεφ 'nähren': τρέφω 'ich nähre'; skr. Wurzel *bhudh* 'wissen' : *bódhati* 'er erwacht, merkt'.

Dadurch erklärt sich die scheinbare Unregelmäßigkeit, daß skr. *b*, gr. π, lat. *f* und germ. *b* wechseln, z. B. skr. *bandhás* 'Band', gr. πενθερός 'Schwiegervater', eigentl. 'verbunden', πεῖσμα 'Tau, Seil', lat. *of-fend-ix* 'Priesterbinde' (bei Festus), got. *bindan*. Die gr. Form steht für *φενθερος, die skr. Form für **bhandhas*, die lat. und got. Formen sind die regelmäßigen indogermanischen Entsprechungen.

Bibliographie. K. F. Johansson, KZ. 36, 342 zeigt, daß idg. *b* in der Tat nicht so selten ist, als man dachte; daselbst auch Literaturangaben.

Grassmann formulierte sein Gesetz KZ. 12, 81. Für das Altindische ist es schon 25 Jahre früher durch Rudolf von Raumer entdeckt worden, vgl. Streitberg IF. 34, 366.

---

4. Die Labiale und Dentale im Griechischen, Lateinischen und Gemeingermanischen.

Griechisch. Im allgemeinen gilt im Griechischen die Regel, daß die Mediae aspiratae in Tenues aspiratae verändert werden, so daß sie mit den indogermanischen Tenues aspiratae zusammenfielen. Gr. φ wurde also nicht spirantisch wie *f* ausgesprochen, sondern wie *p* + *h* (S. 192). Z. B. skr. *bhū* 'sein', gr. φύω 'ich lasse wachsen', lat. *fu-ī* 'ich war'; skr. *údhar* 'Euter', gr. οὖθαρ, lat. *ūber*.

Andere Veränderungen erfuhren die indogermanischen Labiale und Dentale auf griechischem Boden nicht. Über die Verbindung von Labial oder Dental mit *i̯* und *u̯* vgl. S. 256ff. Allmählich wurde die Artikulation der griechischen Konsonanten immer schwächer; die Folge war dann u. a. der Übergang der Medien β, δ, γ und der Tenues aspiratae φ, ϑ, χ zu Spiranten.

Lateinisch. Idg. *bh* wurde uritalisch zu *ph*, das am Wortanfang zu *f*, im Wortinnern zu *b* weiterentwickelt wurde. Z. B. gr. πυθμήν < *φυθμην, lat. *fundus* 'Boden'; gr. φῦναι, lat. *fuisse* 'gewesen sein'; gr. φύλλον, lat. *folium* 'Blatt'. Dagegen: skr. *túbhyam*, lat. *tibi* 'dir', vgl. umbr. *tefe*, osk. *tifei*; gr. νέφος, lat. *nebula* 'Nebel'; gr. ἀμφί, lat. *ambi-* 'beiderseits'.

t = *t*, z. B. *terminus* 'Grenze', gr. τέρμων; *vetus* 'alt', gr. ἔτος 'Jahr'. Die Gruppe *tl-* wurde zu *l-* vereinfacht: *lātus* p. p. vom *tollo* 'ich erhebe' aus **t̥lə-tós*, vgl. gr. τάλας, τλᾶτός, τάλαντον. Inlautend wurde *tl* zu *cl*, woraus weiterhin mit Anaptyxis *cul (cil)* entstand, geradeso wie aus ursprünglichem *cl*: z. B. *saec(u)lum* 'Geschlecht' aus **sai-tlo-m*; *pōc(u)lum* aus **pō-tlo-m*.

d = *d*, z. B. *dīco* 'ich zeige, sage', osk. *deíkum* 'dicere', skr. *diçáti*, gr. δείκνυσι 'er zeigt', got. *ga-teihan* 'zeigen'.

Manchmal findet man im Lateinischen statt *d* ein *l*, das man durch sabinischen Einfluß erklären wollte; doch hat sich diese Auffassung nicht bewährt. Entwicklung von *d* zu *r* zeigt z. B. die bekannte altlateinische Formel im Senatusconsultum de Bacchanalibus: *scribendo arfuerunt.*

dh wurde urit. zu *th*. Noch im gleichen uritalischen Zeitraum wurde dieses *th* zu *f* — außer in der Gruppe *sth*, später *st*. — Im historischen Latein wird *f* vertreten: 1. anlautend durch *f*, z. B. *facio* 'ich mache' : gr. τί-θημι 'ich setze'; *fores* < **dhuores* : gr. θύρα 'Türe'; *femina* 'Frau' : gr. θῆλυς 'weiblich'. 2. inlautend vor und nach *r*, vor *l* und nach *u* oder *ŭ* durch *b*, z. B. *rubrum* : gr. ἐρυθρός 'rot'; *verbum* : got. *waúrd*, nhd. *Wort*, lit. *vařdas* 'Name'; *stabulum* : ahd. *stal* < **staðla-* 'Stall'. Dem gr. Suffixe -θρο- und -θλο- entspricht also regelmäßig lat. *-bro-* und *-blo-*, *-bulo-*, vgl. gr. πτολίε-θρον und lat. *Vela-brum*. 3. inlautend in anderen Stellungen durch *d*, z. B. *vidua* 'Witwe', skr. *vidhávā*, got. *widuwō*, aslaw. *vĭdova*, gr. ἠ-ί-θεος 'Jüngling' (eigentlich 'ledig').

Gemeingermanisch. Auf einigen Teilen des germanischen Gebietes hat der schon durch die erste Lautverschiebung umgeänderte indogermanische Konsonantismus noch eine weitere beträchtliche Veränderung erfahren durch die sogenannte **zweite (oder hochdeutsche) Lautverschiebung,** die Grimm ebenfalls entdeckt hat; vor ihm war man nur auf vereinzelte Fälle aufmerksam geworden. Sie ist zwischen dem 5. und 7. Jahrh. unserer Zeitrechnung anzusetzen.

Bei dieser Lautverschiebung, die die germanischen Dialekte in zwei große Hälften spaltet, ging der Anstoß vom oberdeutschen Bergland aus. Die Welle pflanzte sich langsam fort und erschöpfte sich zwischen dem 50. und 52. Breitegrad. Die Grenze nennt man die Benrather Linie, da sie nördlich des Ortes Benrath den Rhein überschreitet. In östlicher Richtung durchquert sie ganz Deutschland bis zur polnischen Grenze, nach Westen verläuft sie südlich von Neuß, Rheydt, Erkelenz,

Heinsberg und betritt bei Geilenkirchen niederländisches Gebiet. Dieses verläßt sie wieder zwischen Cottesen und Vaals und fällt etwa bei Malmedy mit der germanischen und romanischen Sprachgrenze zusammen. Die niederländische Schriftsprache und der bei weitem größte Teil der niederländischen Dialekte befinden sich somit auf dem Stand *vor* der zweiten Lautverschiebung.

Von ihr wurden am meisten betroffen die nach Nr. 4, S. 292 aus den indogermanischen Mediae entstandenen:

1. germanischen Tenues.

a) Im Anlaut, im Inlaut nach Konsonanten und in der Gemination wurden sie zu Affrikaten (S. 187); also *t* > *ts* (geschrieben *z* [gemein-hochdeutsch]); *p* > *pf* (oberdeutsch-ostfränkisch); *k* > *kch (kh, ch)* (oberdeutsch). Diese Verschiebung war nicht so durchgreifend wie die unter *b* angeführte. Beispiele:

t > *ts*; as. *tīd*, mnl. *tijd* : ahd. *zīt*, nhd. *Zeit*.

p > *pf*; as. *plegan*, nnl. *plegen* : ahd. (oberdeutsch und ostfränkisch) *pflegan*, nhd. *pflegen*.

k > *ch*; got. *drigkan*, nnl. *drinken* : ahd. *trinchan* (nur oberdeutsche Dialekte; nhd. Schriftsprache *trinken*).

b) Im Inlaut und im Auslaut nach Vokalen wurden die Tenues zu stimmlosen Spiranten. Z. B.:

t > *ʒʒ*; got. *itan*, nnl. *eten* : ahd. *ezzan*, nhd. *essen*.

p > *ff*; got. *slēpan*, nnl. *slapen* : ahd. *slāffan*, nhd. *schlafen*.

k > *hh*; got. *taikns*, nnl. *teeken* : ahd. *zeihhan*, nhd. *Zeichen*.

Im Auslaut wurden die Geminaten vereinfacht.

Unverschoben blieben *p*, *t*, *k* in den Gruppen *st*, *sp*, *sk*, *tr*, *ht*, *ft*. Siehe jedoch S. 312.

2. Von den germanischen Mediae, die nach Nr. 5, S. 292 aus urgermanischen stimmhaften Spiranten unmittelbar entstanden, wurde *d* oberdeutsch und ostfränkisch zu *t* verschoben, z. B. got. *dags*, nnd. *dag* : ahd. (obd., ostfr.) *tag*, nhd. *Tag*. Die Verschiebung von *g* zu

k war nur in der Gemination von Dauer; z. B. nnl. *rug* (< *rugge*) : nhd. *Rücken.*

3. Die germanischen stimmlosen Spiranten wurden nicht berührt. Unabhängig von der Lautverschiebung ist der viel jüngere Übergang von *þ* zu *d*, der sich nicht nur im Hochdeutschen, sondern auch im Niederdeutschen vollzog. Z. B. got. *þaúrp*, engl. *thorp* : nhd. *Dorf*, nnl. *dorp.* Ferner wurden die Spiranten *f* und *s* teilweise stimmhaft.

Anm. Anlautendes *s* wurde *š* (= [ʃ]) in den Verbindungen *sp*, *st*, *sl*, *sm*, *sn* und *sw* auf hochdeutschem Boden, sowie auf einem Teile des niederländischen Sprachgebietes (Panninger Linie).

Bibliographie. Griechisch. Meillet, *Sur l'histoire des consonnes en grec*: MSL. 19, S. 163. Lateinisch. Zum «sabinischen *l*» vgl. Schrijnen, KZ. 46, 376; Sommer, *Handbuch* S. 176, *Krit. Erläut.* S. 65; Conway, IF. 2, 157; Petr, BB. 25, 150. — Eine Spur des urital. *þ* findet man im Lehnwort λίτρα (: *libra*), s. Schulze, KZ. 33, 223.

Germanisch. Zur hochdeutschen Lautverschiebung vgl. u. a. Behaghel, *Deutsche Sprache* S. 243 (mit Literatur); Bremer in *Pauls Grundriß*[2] 3, 926 f.; Kauffmann, *Das Problem der hochd. Lautversch.*, Z. f. d. Philol. 46, 333. Außer den S. 93 f. angeführten Werken über deutsche Dialekte vgl. die wichtigen Zusammenfassungen von Frings, PBB. 39, 362; 41, 193; 42, 177. Zur Benrather, Panninger und Ürdinger Linie (letztere eine Isoglosse für den [χ]-Laut): Schrijnen, Tijdschrift 21, 249; 26, 81; Leuvensche Bijdragen 8, 259 und *De Isoglossen van Ramisch in Nederland*, Bussum 1920.

5. Die Gutturale im Indogermanischen.

I. Die Palatale.

Uridg.	Centum-Gruppe							Satem-Gruppe			
	Gr.	Lat.	Kelt.	Urgerm.	Got.	Ahd.	Nhd.	Aind.	Lit.	Slav.	Arm.
$\widehat{k}$	κ	*e*	*g*	*h, ʒ*	*h, g*	*h, g*	*h, g*	*ç*	*sz*	*s*	*s*
$\widehat{g}$	τ	*g*	*g*	*k*	*k*	*k, kch*	*k*	*j*	*ž*	*z*	*c*
$\widehat{gh}$	χ	*h, g*	*g*	*ɔ̄*	*g*	*g, k*	*g*	*h*	*ž*	*z*	*j, z*

k̂. Gr. ἑκατόν ‘hundert’, lat. *centum*, got. *hund*, air. *cēt* + skr. *çatám*, lit. *szimtas* (s. S. 292)[1]). — Got. *hliuma* ‘Gehör’, gr. κλυτός ‘berühmt’, lat. *in-clutus*, air. *cloth* + skr. *çrutás* ‘berühmt’, abulg. *slovo* ‘Wort’.

ĝ. Gr. γιγνώσκω ‘ich erkenne’, lat. *gnōsco*, air. *gnāth* ‘bekannt’, ahd. *knāen* ‘kennen’ + skr. *jānáti* ‘er kennt’, lit. *žinóti* ‘wissen’, abulg. *znati* ‘kennen’. — An. *aka* (infin.), gr. ἄγω ‘ich treibe, führe’, lat. *ago*, air. *agat* ‘sie führen’ + skr. *ájāmi*, arm. *acem*.

ĝh. Got. *ga-wigan* ‘bewegen’, gr. ὄχος ‘Wagen’, lat. *veho* ‘ich fahre’ + skr. *váhati* ‘er fährt’, lit. *vežù*, abulg. *vezą* ‘ich fahre’, *vozŭ* ‘Wagen’.

II. Die Velare.

	Centum-Gruppe							Satem-Gruppe			
Uridg.	Gr.	Lat.	Kelt.	Urgerm.	Got.	Ahd.	Nhd.	Aind.	Lit.	Slav.	Arm.
q	κ	*c*	*c*	*h, ƺ*	*h, g*	*h, g*	*h, g*	*k, c*	*k*	*k, č, c*	*k*
g	γ	*g*	*g*	*k*	*k*	*k, kch*	*k*	*g, j*	*g*	*g, ž, z*	*g*
gh	χ	*h, g*	*g*	*g*	*g*	*g, k*	*g*	*gh, h*	*g*	*g, ž, z*	*k*

q. Gr. κρέας ‘Fleisch’, lat. *cruor*, air. *crū* ‘Blut’, an. *hrār* ‘roh’ + skr. *kravíš* ‘rohes Fleisch’, abulg. *krŭvĭ* ‘Blut’. — Got. *hals-agga* ‘Nacken’, gr. ἀγκών ‘Krümmung’, lat. *ancus*, air. *ēcath* ‘Haken’ + skr. *aṅkás* ‘Biegung zwischen Brust und Hüfte’.

g. Gr. στέγω ‘ich decke’, lat. *tego*, air. *teg* ‘Haus’, an. *þak* ‘Dach’ + skr. *sthágāmi*, abulg. *o-stegŭ* ‘Deckung’. — Ahd. *cranuch* ‘Kranich’, mnl. *kraan-vogel*, gr. γέρανος, lat. *grūs* < **grōus* (Basis GERŌ N + V), nkymr. *garan* + arm. *krunk*, lit. *gérvė*, abulg. *žeravĭ*.

gh. Gr. χανδάνω ‘ich erfasse’, lat. *pre-hendo*, got. *bi-gitan* ‘erlangen’ + asl. *gadają* ‘ich rate’. — Got. *steigan*, gr. στείχω ‘ich steige’ + skr. *ati-ṣṭígham* ‘hinaufsteigen’, abulg. *stignǫ* ‘ich komme’.

[1]) Durch + scheiden wir die Centum- und die Satem-Gruppe.

III. Die Labiovelare.

Uridg.	Centum-Gruppe							Satem-Gruppe			
	Gr.	Lat.	Kelt.	Urgerm.	Got.	Ahd.	Nhd.	Aind.	Lit.	Slav.	Arm.
q$^{u̯}$	π, τ, κ	*qu̯, c*	*c*	*ƕ, h* / *ʒu̯, ʒ, u̯*	*ƕ, h* / *w, g*	*h* / *w, g, k*	*h, w* / *g*	*k, c*	*k*	*k, č, c*	*k*
g$^{u̯}$	β, δ, γ	*gu̯, v, g*	*b*	*ku̯, k*	*q, k*	*qu, k, kch*	*qu, k*	*g, j*	*g*	*g, ž, z*	*k*
g$^{u̯}$*h*	φ, ϑ, χ	*f, gu̯* / *v, g*	*g*	*ʒu̯, ʒ, u̯*	*gw, g, w*	*w, g, k*	*w, g*	*gh, h*	*g*	*g, ž, z*	*g*

q$^{u̯}$. Gr. ἕπομαι 'ich folge', lat. *sequor* 'ich folge', *socius* 'Genosse', air. *sectem* 'das Folgen', ae. *secg* 'Mann, Gefolgsmann', + skr. *sácate* 'er geleitet', lit. *sekù* 'ich folge'. — Got. *ƕis* 'wessen?' *ƕō* 'welche?' (fem.), gr. πόϑεν 'woher?', hom. τέο 'wessen?', τίς 'wer?', lat. *quō, quā, quis* + skr. *kás* 'wer?', lit. *kàs*, abulg. *kŭto* 'wer?', *čĭto* 'was?'.

g$^{u̯}$. Gr. βάσκε 'gehe!', lat. *venio* 'ich komme', got. *qiman* 'kommen' + skr. *gácchati* 'er geht', arm. *e-kn* 'er kam'. — Got. *riqis* 'Finsternis', gr. ἔρεβος + skr. *rájas* 'Finsternis', arm. *erek* 'Abend'.

g$^{u̯}$*h*. Gr. ϑερμός 'warm', lat. *formus* 'warm' + skr. *gharmás* 'Glut', abulg. *gorěti* 'brennen'. — Got. *snaiws* 'Schnee', gr. νίφα (acc.) 'Schnee', lat. *nivem, ninguit* 'es schneit' + av. *snaežaⁱti* 'es schneit' (*ž* aus *j*), lit. *snẽgas*, abulg. *sněgŭ* 'Schnee'.

---

6. Die Gutturale im Griechischen, Lateinischen und Gemeingermanischen.

Der Vertretung der indogermanischen Gutturale in den historischen Sprachen wurden mehrere Einzeluntersuchungen gewidmet; so fürs Griechische von Mansion, *Les gutturales grecques* 1904, fürs Lateinische von Bersu, *Die Gutturale und ihre Verbindungen mit v im Lateinischen* 1885, fürs Germanische von E. Zupitza, *Die germanischen Gutturale* 1896.

Griechisch. 1. Die Palatale + *u̯* sind im großen und ganzen mit den Labiovelaren zusammengefallen; also *ku̯* > π oder ππ im Anlaut, ππ im Inlaut; *gu̯* > β, δ; *ghu̯* > θ vor ε, η und > φ vor nichtpalatalen Vokalen. Z. B. gr. ἵππος 'Pferd', skr. *áçvas*, lat. *equos*, got. *aíhva-* (z. B. in *aíhvatundi* 'Dornstrauch'): idg. K̑U̯-. — Gr. θήρ 'wildes Tier', lat. *ferus*, lit. *žvėrìs*, asl. *zvěrĭ* : idg. G̑HU̯-; gr. φάος 'Licht', lat. *fax* 'Fackel': idg. G̑HU̯-.

Dagegen wurde die indogermanische Gruppe *qu̯* zu κ, z. B. καπνός 'Rauch', lit. *kvāpas*. Hier bleiben die Palatale also von den reinen Velaren geschieden, vgl. S. 290.

2. Wo nicht Delabialisierung (Nr. 4) eintrat, haben sich die Labiovelare auf griechischem Boden infolge ihres labialen Charakters teils zu Labialen, teils zu Dentalen entwickelt.

a) Vor nichtpalatalen Vokalen und vor Konsonanten, außer vor idg. *i̯*, werden sie zu Labialen: π, β, φ.

q̑u̯. Gr. πό-θεν, lat. *quō*, got. *hvō* 'quae'? + skr. *kás* 'wer?', lit. *kās* 'wer?'; — gr. λείπω 'ich lasse', lat. *linquo*, got. *leihva* 'ich leihe' + skr. *riṇákti* 'er räumt', lit. *lėkù* 'ich lasse'; — gr. ἕπομαι 'ich folge', lat. *sequor* + lit. *sekù* 'ich folge'.

gu̯. Gr. βοῦς, air. *bō*, ahd. *kuo* 'Kuh' + skr. *gāuś*, abulg. *govedo* 'Rind'; — gr. βιβρώσκω 'ich esse', βορά 'Aas', lat. *vorare* 'verschlingen' + skr. *giráti* 'er verschlingt', lit. *geriù* 'ich trinke'.

ghu̯. Gr. φόνος 'Mord', -φατός, πέφαται, ἔπεφνον, lat. *offendo* 'ich stoße an', air. *gonim* 'ich verwunde, töte' + skr. *ghn-ánti* 'sie schlagen', lit. *genù* 'ich treibe'; — gr. φαιδρός, lit. *gaidrùs* 'hell, klar'.

b) Vor Palatalvokalen werden sie zu Dentalen: τ, δ, θ, außer im Äolischen, wo sie meist als Labiale erscheinen. Man nimmt an, daß *q̑u̯* usw. vor hellen Vokalen zu *q̑ʷ̑* palatalisiert wurde, woraus sich dann *tʷ̑* entwickelte. Diese Laute fielen später mit den gewöhnlichen Dentalen zusammen, außer im Äolischen; z. B. att. πέντε : äol. πέμπε; att. θήρ : äol. φήρ; att. τέλλομαι : äol. πέλομαι, ferner πελώριος gegenüber τελώριος auf einer Inschrift von Memphis.

q^{u}. Gr. τέτταρες 'vier' (aber lesb. πέσσυρες, hom. πίσυρες), lat. *quattuor*, air. *cethir* + skr. *catváras*, lit. *keturì*; — gr. πέντε 'fünf' (aber äol. πέμπε), lat. *quinque* + skr. *páñca*.

g^{u}. Gr. δελφύς 'Gebärmutter', lat. *volba* (durch Assimilation zu *volva*) 'Gebärmutter' + skr. *gárbhas* 'Mutterleib'.

g^{u}*h*. Gr. θέρος 'Sommer' + skr. *háras* 'Glut'; — gr. θείνω 'ich treffe, verwunde' aus *g*^{u}*hen-i̯ō*, neben φόνος, vgl. oben.

Im Äolischen kommen jedoch auch *t*-Laute vor Palatalvokalen vor, wie πέντε (neben πέμπε), τέλος, θέλω usw., die schwerlich alle durch Entlehnung aus anderen Dialekten erklärt werden können; doch stoßen andere Erklärungsversuche ebenfalls auf Schwierigkeiten.

Eigenartig ist die gemeingriechische Vertretung von *g*^{u} und *g*^{u}*h* vor (meist antevokalischem) ι: βίος 'Leben', lat. *vīvos*, got. *qius* + skr. *jīvás*; — βία 'Gewalt', lat. *vīs* + skr. *jyá* 'Übermacht'; — ὄφις, ὄφιος 'Schlange' + skr. *ahiš*. Auf Grund dieser und ähnlicher Beispiele (diejenigen für die labiovelare Aspirata sind jedoch ziemlich unsicher) haben Schulze u. a. vermutet, daß die labiovelare Media bzw. Media aspirata vor ι durch β bezw. φ vertreten wird.

3. Vor *i̯* fielen auf griechischem Boden alle indogermanischen Gutturale zusammen. Als Regel gilt, daß *k̂*, *ĝh*, *q*, *qh* und *q*^{u}, *g*^{u}*h* + *i̯* über κι̯, χι̯ im Att. und Böot. zu ττ wurden, sonst (ion. dor. usw.) zu σσ; die ältere attische Schreibung σσ war ein Ionismus. Z. B. ἐλάσσων, ἐλάττων 'geringer' : ἐλαχύς, skr. *laghúś* 'schnell, leicht', Wurzel LENGU̯H. Im Anlaut wurde diese Gruppe vereinfacht.

Dagegen wurden *ĝ*, *g* und *g*^{u} + *i̯* über γι̯ zu urgr. [zd], geschrieben ζ (lesb. σδ); z. B. *ἁρπαγ-ι̯ω > ἁρπάζω 'ich entreiße'; vgl. S. 257.

4. Die Labiovelare können ihre Rundung verlieren und fallen dann natürlich mit den reinen Velaren zusammen. Dies geschieht nach Mansion vor allem:

a) Nach idg. *u*, z. B. gr. ὑγρός 'feucht' lat. *uvens*, *uvidus*, skr. *ukṣáti* 'er befeuchtet', an. *vǫkr* 'feucht'; — gr. λύκος 'Wolf', lat. *lupus*, idg. **luq*^{u}*os*.

b) Manchmal vor gr. *u* (υ). z. B. gr. σκύλλω 'ich streife ab', σκύλος 'Haut', lat. *quisquiliae* 'Abfall', lit. *skeliù* 'ich spalte'. Die Gruppe υλ vertritt hier mit *u*-Färbung die indogermanische Liquida sonans, die in σκάλλω 'ich grabe um' ihre gewöhnliche Entsprechung hat. In Formen wie γυνή 'Frau' und κύκλος 'Kreis' vertritt gr. υ wahrscheinlich den vokalisierten *w*-Laut der indogermanischen Labiovelare.

c) In einigen Fällen von Assimilation und Dissimilation, auf die vor allem Solmsen hinwies. So entspricht der indogermanischen Wurzel GU̯LEP(H) regelmäßig gr. βλέπω 'ich sehe'; aber sobald die Wurzel durch Dissimilation ihren labialen Charakter verlor, nahm sie die Form GLEP(H) an; daher ποτι γλέπει (Alkman 5,75) und γλέφαρον (Pindar usw.) = βλέφαρον 'Augenlid'.

Lateinisch. 1. In vielen Fällen sind die Labiovelare von Palatalen + *u̯* nicht zu unterscheiden. So kann z. B. *quo* idg. *ḱu̯o* und *qu̯o* vertreten. Aber während die indogermanische Gruppe *ḱu̯* stets durch *qu* dargestellt wird, wird idg. *qu̯* zu *v*, z. B. lat. *vapor* 'Dampf' : lit. *kvāpas*, gr. καπνός aus **κϝαπ-*. Hier bleiben Palatale und reine Velare also geschieden, vgl. S. 290.

2. Abgesehen von Entrundung gilt die Regel, daß idg. *qu̯* zu lat. *qu̯* (osk.-umbr. *p*) wird, idg. *gu̯* zu lat. *gu̯* (nach [*n*]) und *v* (osk.-umbr. *b*), und idg. *gu̯h* anlautend zu lat. *f* (osk.-umbr. *f*), inlautend zu lat. *gu̯* (nach [*n*]) und *v* (osk.-umbr. *f*).

Die so entstandenen Gruppen *qu̯* und *gu̯* können ihr *u̯* verlieren; so in der Lautverbindung *-u̯o*, die z. T. aus *-u̯e* entstanden ist. Z. B. *colo* 'ich bebaue, bewohne' aus **quelo*, vgl. *inquīlinus* 'Bewohner, Mieter', *Esquilinus* = *Exquīlīnus* 'der draußen wohnt' : hom. πέλομαι 'versari, sich befinden', an. *huel* 'Rad' + skr. *cárati* 'versatur', abulg. *kolo* 'Rad' : Wurzel QU̯EL.

Anm. Lat. *Q* entspricht gr. *Ϙ* oder Koppa und stellt ursprünglich den stimmlosen Velar, später den stimmlosen Guttural (Palatal wie Velar) dar. Man findet es z. B. in *qolonia, pequnia*. Öfters trat Verwechslung von *q, qu* und *c* ein.

g^u. Lat. *quō*, *quam*, *quis* ‘wer’, osk. *paam* ‘quam’, umbr. *pis* ‘quis’, gr. πόθεν, τίς, got. *hwis* usw. Vgl. S. 301.

g^u. Lat. *torvus* ‘grimmig’, gr. τάρβος ‘Schrecken’ + skr. *tarjati* ‘er droht’; — lat. *vivus* ‘lebend’, gr. ζῆ<*$g^u i\bar{e}$- ‘er lebt’ + skr. *jīvás*, abulg. *živŭ* ‘lebend, lebendig’.

g^uh. Lat. *anguis* ‘Schlange’, m.-ir. *esc-ung* eig. ‘Sumpfaal’ + lit. *angìs* ‘Schlange’; — lat. *faveo* ‘ich begünstige’, *faustus* ‘günstig’ + asl. *govĕti* ‘scheuen’ (unsicher); — lat. *formus*, gr. θερμός usw. Vgl. S. 302.

3. Delabialisierung (Entrundung) findet urit. statt vor Konsonanten und *u*. Z. B. *socius* aus *$soq^u ios$, vgl. *sequor*; *coctus* zu *coquo*, idg. *$peq^u ō$; *gurdus* ‘dumm’ : gr. βραδύς ‘träge’, idg. $g^u u$; lat. *quercus* ‘Eiche’ neben *querquētum* ‘Eichenwald’ mit Assimilation aus *$perquētum$, idg. $q^u u$.

Gemeingermanisch. 1. Die gewöhnliche Vertretung der indogermanischen Labiovelare im Germanischen ist: $q^u > k$; $g^u > ku$; $g^uh > gu$. Z. B.:

q^u. An. *huel* ‘Rad’, gr. πέλομαι + skr. *cárati*, vgl. oben; — got. *leiƕa* ‘ich leihe’, gr. λείπω ‘ich verlasse’, lat. *linquo* + skr. *riṇákti* usw. Vgl. S. 302.

g^u. Got. *naqaþs*, an. *nǫkkuerr*, lat. *nūdus* aus *$nog^u edos$ + lit. *núgas*, abulg. *nagŭ* ‘nackt’; — got. *riqis* ‘Finsternis’, gr. ἔρεβος + skr. *rájas* ‘Finsternis’.

g^uh. Got. *siggwiþ* ‘er singt’, as. ahd. *singen*, gr. ὀμφή aus *$sonɡ^uhā$ ‘Stimme’.

2. Urgermanische Entrundung fand statt:

a) Vor allen labialen oder labialisierten Sonanten, nämlich idg. *u*, *ū*, *ō*, *l̥*, *m̥*, *n̥*, *r̥* — letztere waren im Germanischen ja zu *ul*, *un* etc. geworden.

b) Vor *i̯*.

c) Vor einigen anderen Konsonanten und im Auslaut.

So entstand der Wechsel $k : h$; $ku : k$; $gu : g$. Im Westgermanischen schwand dann später das *u* von inlautendem *hu*, *ku* und *gu*, soweit der Guttural selbst nicht geschwunden war (Nr. 3).

Z. B. got. *kaúrus* ‘schwer’ : gr. βαρύς; ahd. *gund-fano* ‘Kriegsfahne’, an. *gunnr* ‘Schlag’ : gr. -φατός usw. Vgl. S. 302.

Unsicher ist die Behandlung von uridg. g^uh (im Anlaut) vor Sonanten. Während Zupitza annimmt, daß

$g^{u}h$ ausschließlich durch *g* vertreten werde, glauben Uhlenbeck und Hirt, daß der indogermanischen aspirierten labialen Media im Wortanfang germ. *u̯* entspricht; z. B. ahd. *warm*, an. *warmr* : skr. *gharmá-*, lat. *formus*.

3. Sicher wurde *gu̯* im Inlaut zu *u̯*. Z. B. got. *snaiws* < **snaigu̯iz* 'Schnee', ahd. *snīwan* + asl. *sněgŭ* < **snoigu̯hos*.

Diese Regel gilt sowohl für *gu̯*, das aus idg. $g^{u}h$ entstanden ist, wie für *gu̯*, das (nach Nr. 4) auf idg. k^{u} zurückgeht.

Zu beachten ist jedoch, daß neben *w* auch *g* auftritt, vgl. z. B. got. *hneiwan* 'sich neigen' neben aisl. *hníga*, ae. as. ahd. *hnīgan*. Die Ursache dieses Wechsels ist nicht mit Sicherheit festzustellen.

4. Nach dem Vernerschen Gesetz wechseln je nach der urgermanischen Betonung: *w* und *gu̯*. *h* und *g*; nach Nr. 2, 3 und 4 entstand der «grammatische Wechsel» *w* : *h* : *gu̯* : *g* : *u̯* und *gu̯* : *g* : *u̯*.

5. In einigen Fällen scheinen *f* und *þ* für *w* bzw. *gu̯* zu stehen. Vielleicht kann die Regel dahin formuliert werden, daß bei unmittelbarer Verbindung mit *l*, *n*, *r* idg. q^{u} im Germanischen überall zu *f* wird und idg. $g^{u}h$ zu *þ*. Z. B. air. *yákrt*, gr. ἦπαρ, lat. *iecur* : ahd. *lebara*, ae. *lifer*, an. *lifr* 'Leber'. Von Zupitza wird ein germanischer Übergang von Labiovelaren zu Labialen auch in labialer Umgebung entschieden in Abrede gestellt. Er bringt daher got. *wulfs* nicht mit skr. *vṛ́ka-* usw., sondern mit lat. *vulpes* in Zusammenhang, was aber an der Femininform an. *ylgr* 'Wölfin' scheitert; got. *fidwōr* 'vier' soll nach ihm sein *f* aus *fimf* entlehnt haben, was nicht unmöglich wäre.

Bibliographie. Bespr. von Mansion, *Les gutturales grecques*, s. Thumb, IF. 18, Anz. 40. Vergleiche ferner außer der S. 301 genannten Litteratur Meillet MSL. 13, 38 (griech. Labiovelare) und 21, 86 (Chronologie); Solmsen, *Javlenija* S. 1; Hermann, KZ. 41, 51; Buck, IF. 4, 156; Schulze, Göttg. Gel. Anz. 1897, S. 907; Brugmann, Ber. d. sächs. Ges. d. Wissensch. 1895, S. 32; Jacobsohn, Hermes 45, 122. Sporadische Vertretung labiovelarer Media und Aspirata vor ι: Roscher, Rhein. Museum 44, 312.

Idg. velare Media aspirata im germ. Anlaut: Uhlenbeck, PBB. 22, 543 und Museum 2, 9; Hirt, PBB. 23, 312 usw.; Zupitza, *Germ. Gutt.* S. 59 und PBB. 23, 236. Noreen, *Urgerm. Lautlehre* S. 147. Zu urg. *gu̯* vgl. Sievers, PBB. 5, 149 sowie Streitberg, *Urg. Gramm.* S. 123, Anm. 3.

B. Die Spiranten.

1. Die Spiranten in den indogermanischen Sprachen.

Wir unterscheiden die *p*-Laute und die *s*-Laute.

1. Die idg. *p*-Laute erscheinen im Griechischen und wahrscheinlich auch im Keltischen als *t*-Laute; in den anderen Sprachen sind sie mit den *s*-Lauten zusammengefallen. Sie stehen nach Gutturalen.

Man unterscheidet: *p*, *ph*; *d*, *dh*, bzw. gr. τ, ϑ; δ, ϑ. Z. B. idg. Wurzel K̂P̣EI̯ : skr. *kšitíš*, gr. κτίσις, ahd. *sedal* 'Wohnsitz', lit. *szeimýna* 'Familie'.

Die *p*-Laute sind vielleicht teilweise das Ergebnis von beweglichen *i̯*- oder *u̯*-Elementen, die sich vor dem indogermanischen Wurzelvokal zeigten. Bei einer Wurzel PEL müßte man also von den idg. Tripletten *pel* : $p^{i}_{,u}el$: *pel* ausgehen. Dadurch würde sich nicht nur der Wechsel im Anlaut bei gr. πόλις : πτόλις; πόλεμος : πτόλεμος; πέρνα : πτέρνα; χαμαί : χθαμαλός; καίνω: κτείνω usw. erklären (*p* > gr. τ, ϑ), sondern auch bei χθές : skr. *hyás* 'gestern' : lat. *heri*; πτίσσω : lat. *pinso*; πτέρον : lit. *spārnas* 'Flügel' u. dgl.

2. Die *s*-Laute. Man unterscheidet vor allem stimmloses *s* und stimmhaftes [z]. Der [z]-Laut scheint im indogermanischen Zeitraum nicht selbständig aufgetreten zu sein, sondern nur *s* in gewissen Stellungen vertreten zu haben.

s. Idg. *septṃ* 'sieben' : skr. *saptá*, gr. ἑπτά, lat. *septem*, air. *secht*, got. *sibun*, lit. *septynì*, abulg. *sedmĭ*.

[*z*]. Idg. *ni-zdo-* 'Niederlassung', zur Wurzel SED: [z] ist hier also die Folge einer regressiven Assimilation. Skr. *nīḍás* < **niẓḍás* 'Ruheplatz', arm. *nist* 'Sitzort', lat. *nīdus* < **ni-zdo-s*, ahd. nhd. *Nest*. Zum beweglichen *s* vgl. S. 317.

---

2. Die Spiranten im Griechischen, Lateinischen und Gemeingermanischen.

Griechisch. 1. Die *p*-Laute. Gr. ἄρκτος 'Bär', lat. *ursus*, skr. *ṛkšas* : idg. *ḳ̂p̣*; gr. χθών 'Erdboden', χθαμαλός

'auf dem Boden', skr. *kšam-* 'Erde' : idg. *ĝĕh.* Ferner κτείνω 'ich töte' : skr. *kšanóti* 'er verwundet'; φθίνω : skr. *kšiṇáti* 'er vernichtet'; φθείρω 'ich richte zugrunde' : skr. *kšárati* 'er schwindet hin' usw.

2. Die *s*-Laute.

s. *a*) In Verbindung mit stimmlosem Verschlußlaut blieb *s* erhalten: gr. σχίζω 'ich spalte' (idg. *skĥ-*), lat. *scindo*; gr. ποσσί (ποσί), skr. *patsú* 'in pedibus'.

b) *ss* nach Vokalen blieb in den meisten Fällen: ἔζεσσα von ζέω 'ich siede', att. σ: ἔζεσα. Aber nach Konsonanten wurde *ss* stets *s*: τέρσασθαι < *τερσ-σασθαι, sigmatischer Aorist zu τέρσομαι 'ich werde trocken', von der Wurzel TERS.

c) Verbindungen mit Nasal oder Liquida.

α) In den indogermanischen Gruppen *-sm-*, *-sn-*, *-sr-* und *-sl-* wurde *s* erst zu [z]; durch Assimilation entstand dann -μμ-, -νν-, -ρρ- und -λλ-. Das Lesbische und Thessalische blieb auf dieser Stufe stehen, während in den übrigen Dialekten Vereinfachung zu μ, ν, ρ und λ mit sonorer Vokaldehnung des vorhergehenden Vokals (S. 232) eintrat. Z. B. *φαϝεσνος > lesb. φαεννός : ion. φαεινός 'glänzend'; *ἄσμε (vgl. skr. *asmá-*) > lesb. ἄμμε : dor. ἁμές, att. ἡμεῖς.

β) Die indogermanischen Gruppen *-ms-* und *-ns-* wurden vor Sonanten zu -μμ- und -νν-; dann weiter wie in *α*. Z. B. ὦμος 'Schulter' aus *ὀμμος, vgl. skr. *ámsas*. Diese Regel gilt vor allem für die Bildung des sigmatischen Aorists der Verba auf Liquida oder Nasal, z. B. *ἐνεμσα > lesb. ἔνεμμα : ion.-att. ἔνειμα, aor. von νέμω 'ich teile zu'; ferner ἔμεινα, ἔφηνα usw.

γ) Aber im Auslaut,oder wenn die Gruppe Nasal + σ sich auf griechischem Boden entwickelt hatte, blieb *s* erhalten, wobei der vorhergehende Vokal gedehnt wurde und der Nasal verschwand. Z. B. τιμάς aus *τιμᾰνς; εἰς aus *ἐν-ς. Beginnt das folgende Wort mit Konsonant, so unterbleibt die Vokaldehnung: also ἐς für εἰς (vgl. unten bei *δ*); daraus erhellt wieder die besondere Behandlung der Lautgruppen am Ende des Wortes (vgl. S. 235, 237). Sekundär ist z. B. -νσ-, wenn es aus -ντ- entstanden ist, z. B. λέγουσι 'sie sagen' aus λέγοντσι (so noch im Dialekt

von Kreta und Argos) < *λεγοντι; oder aus -ντσ-, z. B. ἔσπεισα aus *ἐσπενσα < *ἐσπεντσα; γέρουσι aus *γέρονσι < *γεροντσι; auch wenn ντσ auf ν + Dental + i̯ (S. 256) zurückging, z. B. πᾶσα aus *πανσα < *παντσα < *παντi̯α.

Das Gesetz der Vokaldehnung muß jünger gewesen sein als der Wandel des gemeingr. ᾱ zum ion.-att. η; sonst müßten die Formen τάς und πᾶσα lauten: *τής und *πῆσα.

Vokaldehnung mit Erhaltung des σ findet sich auch bei der Gruppe -νσσ- aus ν + Gutt. + i̯ (S. 303), z. B. ἄσσον, Komp. von ἄγχι 'nahe' < *ἀνσσον < *ἀγχi̯ον.

δ) Vor σ + Konsonant fiel der Nasal ohne Vokaldehnung: z. B. κεστός < *κενστος 'gestickt'.

ε) Die indogermanischen Gruppen *-rs-* und *-ls-* blieben in der Regel unverändert, z. B. ἄρσην 'männlich', ἔρση 'Tau'; erst im späteren Attisch finden sich ἄρρην u. ä. Die hom. Aor. ἔφθερσα, ἔκελσα u. a. sind also lautgesetzlich, während ἔφθειρα, ἔστειλα als Analogiebildungen zum Typus ἔκτεινα, ἔνειμα betrachtet werden können.

Wackernagel dagegen glaubt, daß *-rs-* und *-ls-* ebenso wie *-ms-* und *-ns-* behandelt wurden, wenn die folgende Silbe den Hauptton trug. Z. B. κόρση 'Schläfe', aber κουρεύς 'Barbier'; διακέρσαι, aber κειράμενος. Später wurden nach dieser Theorie die sigmatischen Aoriste auf verschiedene Weise uniformiert.

d) Idg. *s* wurde urgr. *h* (spiritus asper) vor Sonanten und vor *i̯, u̯, r, l, m, n*; z. B. ῥέω 'ich fließe', vgl. καταρρέω : skr. *srávati* 'er strömt'. Dieses *h* verschwand jedoch wieder aus dem Urgriechischen, wenn in einer der beiden folgenden Silben eine Aspirata oder Spiritus asper vorkam. Z. B. ἔχω 'ich habe' aus *ἔχω, vgl. σχεῖν; ἀ-δελφός 'Bruder' : skr. *sá-garbhyas* 'co-uterinus' (Hauchdissimilation, vgl. S. 226).

e) Idg. *s* wurde urgr. zwischen Sonanten zu *h*, das aber schon vorhistorisch schwand; z. B. γένεος : skr. *jánasas*; φέρεαι > φέρῃ.

Dieses *h* aus *s* wurde auf den vokalischen Anlaut übertragen, z. B. ἱερός < *ἰhερος : skr. *iširás* 'kräftig, frisch, lebendig'; εὕω < *εὐhω : lat. *ūro* 'ich senge'.

f) Vor Nasal oder Liquida verband sich *h* aus *s* mit

vorhergehender Tenuis zur Aspirata, d. h. zu χ (= κ + *h*) und φ (= π + *h*), z. B. λύχνος 'Leuchter, Lampe' aus *λυκσνο-; ἀράχνη 'Spinne', λάχνη 'flockiges Haar' usw.

g) Manchmal schwand urgr. σ spurlos zwischen Konsonanten, z. B. πτέρνα : got. *fairzna*, altniederfränkisch *fersna* 'Ferse'; hom. χέρνιψ 'Waschwasser' aus *χερσ-νιψ.

[z] konnte als σ geschrieben werden; es blieb nur vor Media erhalten, z. B. πρέσβυς 'alt'; hom. ἐπεσβόλος 'dreist'; -ζ, urspr. *zd*, *dz*, wurde später [z].

Lateinisch. 1. Die *p*-Laute. Lat. *texo* 'ich webe, baue', gr. τέκτων 'Zimmermann', skr. *tákšan-* 'Bildhauer', ahd. *dehsala* 'Beil', nhd. (veraltet) *Deichsel* 'kurzstielige Axt'.

2. Die *s*-Laute.

a) Urit. *s* blieb erhalten: anlautend vor silbischen oder unsilbischen Vokalen, z. B. *sunt* : skr. *sánti* 'sie sind', *suāvis* : skr. *svādúš* 'süß'; verbunden mit stimmlosem Verschlußlaut, z. B. *specto*, *esto*; in der Gruppe *ss*, z. B. *gessi* : *gestus*, *quaesso* < **quaisso*[1]); in der Gruppe *ns*, z. B. *pinso* : skr. *pišánti* 'sie zerschmettern'; im Auslaut, z. B. *hortus* : gr. χόρτος 'umzäunter Platz'.

b) Rhotazismus. Zwischen Vokalen ging *s* uritalisch über in [z]; dieses [z] blieb im Oskischen, wurde aber lat.-umbr. zu *r*. Der ganze Vorgang war um 330 v. Chr. vollendet. Z. B. lat. *ero* 'ich werde sein', osk. *ezum*, umbr. *erom* 'sein' : skr. *ásat* 'er sei', von der Wurzel ES. Durch folgendes *r* konnte der Rhotazismus verhindert werden, z. B. *miser* 'unglücklich', *caesaries* 'Haupthaar'. Bei diesen Wörtern kann jedoch mit Ernout auch an dialektischen Ursprung gedacht werden; sicher müssen z. B. *rosa* und *asinus* als Lehnwörter betrachtet werden. Wo intervokalisches *s* auf *ss* oder auf *ns* beruhte (*caussa*, *vicensimus*), kann von Rhotazismus natürlich nicht die Rede sein.

c) Idg. *sr* > urit. *fr* wurde lat. *fr-*, *-br-*, z. B. *frigus* 'Kälte', gr. ῥῖγος 'Frost', nslov. *srĕž* 'Frost, Eis'; *consobrinus* 'blutsverwandter Neffe mütterlicherseits' aus **con-suesr-īnos*, vgl. *soror* 'Schwester'. Wo nur *r* erscheint,

[1]) Im Uritalischen fielen idg. *ss* und *ts* zusammen; vgl. lat. *vīso*, *visso* 'ich besehe' aus **ueitsō*.

muß wahrscheinlich an indogermanische asigmatische Doppelformen gedacht werden; so *rigeo* neben *frigeo*, *frigus*, falls diese Wörter denselben Ursprung haben.

d) Idg. *sm-*, *sn-*, *sl-* wurden ital. *m-*, *n-*, *l-*, z. B. *lūbricus* ‘schlüpfrig’ : got. *sliupan* ‘schlüpfen’.

e) Idg. *rs*, *ls* > [rz], [lz] > *rr*, *ll* vor stimmhaften Lauten, z. B. *ferre* ‘tragen’, *velle* ‘wollen’, aus **fer-se*, **velse*; *collum* : got. *hals*, *halsis* ‘Hals’. Im Silbenschluß wurde *rs* zu *r* und *ls* zu *l*, z. B. *cernuus* ‘kopfüberstürzend’ aus **cers-nuos*, vgl. *cerebrum* ‘Gehirn’.

f) Idg. *-sm-*, *-sn-*, *-sl-*, *-sṷ-* nach Vokalen, *n* und Verschlußlauten blieben bis zu Beginn der historischen Zeit erhalten, während *n* und Verschlußlaute vor diesen Gruppen wegfielen. Hierauf wurde *s* zu [z] und schwand mit sonorer Vokaldehnung. Z. B. lat. *prīmus* ‘der Erste’, vgl. *prīscus* ‘alt’; *ōmen* ‘Vorzeichen’, altlat. *ōsmen*; *cānus* ‘grau’ aus **casnos* : osk. *casnar* ‘Greis’; *aēnus* ‘kupfern’ : *aes* ‘Kupfer’; *lūna* ‘Mond’, urit. **louksnā*; *āla* ‘Flügel’ aus **akslā*; *ēmitto*, *ēlido* usw. aus *exm-*, *exl-*; *scāla* ‘Stufe’ aus **scantsla*; *pōmērium* ‘geweihte Stadtgrenze’ aus **pos-moiriom*.

Die gleiche Behandlung erfuhr *-sr-* jüngeren Ursprungs (vgl. unter *c*), z. B. *dīruo*, *ēruo* usw.

g) Lat. *sf* wurde *ff*, z. B. *differo* ‘ich schiebe auf’ aus **dis-ferō*; *sd* wurde [zd] > *d*: *trēdecim*, *iūdex* aus **trēs-decem*, **ious-dix* (*-dex* analogisch nach *auspex*, *opifex* u. ä.).

[z]. Idg. [z] blieb urit. meist erhalten. Nur

a) [zg] wurde *rg*, z. B. *mergo* ‘ich tauche ein’ aus **mezgo*.

b) In der Gruppe [zd] nach Vokalen, *n* und Verschlußlauten verschwand [z] mit sonorer Vokaldehnung, z. B. *nīdus* ‘Nest’ aus **ni-zdo-s* (S. 307); *cē-do* ‘ich gehe’ aus **ce-zdo*; *trāduco* ‘ich führe über’ aus **tranz-duco*.

c) Die Gruppe [rzd] wurde *rd*, z. B. *hordeum* : ahd. *gersta* ‘Gerste’; *turdus* ‘Drossel’ : an. *þrǫstr*, lit. *strazdas*.

Gemeingermanisch.

Die *s*-Laute. Idg. *s* blieb erhalten

a) im Anlaut vor Vokal, Nasal und Liquida. Z. B.

got. *swistar* 'Schwester', ahd. *swester* : skr. *svásar-*, lat. *soror*; ahd. *stroum*, an. *straumr*, nhd. *Strom* : skr. *srávati* 'er strömt'.

b) Im An- und Inlaut in Verbindung mit Verschlußlauten. Z. B. got. *speiwan*, ahd. *spīwan*, nl. *spuwen*, nhd. *speien* : lat. *spuere*.

c) Der anlautende Spirant *s* wurde in den Verbindungen *sp*, *st*, *sl*, *sm*, *sn* und *sw* im Hochdeutschen und in einigen niederdeutschen Mundarten zu *ś* (= [ʃ]).

Noch weiter erstreckt sich die (ziemlich alte) Assimilation von *sk* zu [sχ] und dann zu (ʃ), z. B. ahd. *skōni*, nl. *schoon* (gespr. [sχō:n]), nhd. *schön* [ʃœ:n].

d) Urg. *s* wurde nach dem Vernerschen Gesetz zusammen mit *f*, *þ* und *h* zu stimmhaftem [z], wenn der unmittelbar vorhergehende Sonant nicht den Hauptton trug. Dieses [z] blieb im Gotischen, soweit nicht (wie häufig) *s* wieder hergestellt wurde. Im West- und Nordgermanischen wurde [z] zu *r* (vgl. den italischen Rhotazismus). Z. B. ahd. *kiusu* 'ich wähle', *kōs*, aber : *kurum*, *gikoran*. Wahrscheinlich wurde [zm], [zl] urg. zu *mm*, *ll*, während [rz] und [lz] urwestgerm. *rr* und *ll* ergab. Z. B. ahd. *derren* 'trocknen, dörren' got. **þarzjan* : skr. *taršáyati* 'er läßt dürsten'.

[z]. *a*) Idg. [z] vor indogermanischer Media aspirata blieb im Urgermanischen und Gotischen, wurde aber im West- und Nordgermanischen zu *r*. Z. B. ahd. *marg*, an. *mergr*: abulg. *mozgŭ* 'Mark'; got. *mizdō* 'Lohn' : gr. μισθός (ϑ aus idg. *dh*), abulg. *mĭzda* 'Lohn'.

b) Idg. [z] + Media wurde urg. *s* + Tenuis, z. B. ahd. *ast* 'Ast' : gr. ὄζος (ζ = [zd]).

Bibliographie. Zu den Spiranten der Grundsprache u. a.: Kretschmer, KZ. 31, 428; Brugmann, *Grundriß* I ², 2, 790; Meillet, MSL. 11, 315; Zupitza, KZ. 37, 393. Zur strittigen Behandlung von griechischen *-rs-* und *-ls-*: Wackernagel, KZ. 29, 127 und Solmsen, KZ. 29, 352; 30, 600; 35, 452; IF. 7, 44; dagegen Schmidt, KZ. 32, 386 und Ehrlich, KZ. 39, 507. Ferner Brugmann-Thumb, *Griech. Gramm.* S. 141. Zum anlautenden Konsonantenwechsel im Griech.: Schrijnen, KZ. 44, 17, der seine Anschauung gegen A. Cuny, Rev. de Phonétique 4, 97 auch jetzt aufrecht hält.

Zu Tenuis + *s*: de Saussure, MSL. 7, 190; Walde, KZ. 34, 477. Zu τιμᾶς aus *τιμᾶνς: Gauthiot, *La fin de mot* S. 141.

Zum italischen Rhotazismus: Ernout, *Éléments dialect.* S. 73, 132, 197; Sommer, *Handb.* S. 191, folgt Meyer-Lübke, *Wien.*

Stud. 16, 317 und v. Planta, *Gr. des osk.-umbr. Dial.* S. 527. Zu anlautendem *sr-*: Collitz, BB. 3, 322, inlautendem *-sr-*: Ebel, KZ. 14, 77. De Saussure, *Ling. générale* S. 207 weist darauf hin, daß Ausdrücke wie: «Im Lat. ist *s* zwischen Vokalen zu *r* geworden» unrichtig sind.

Zu den germanischen Spiranten: Kluge, *Urgermanisch* S. 58.

Siebentes Kapitel.

Wurzelvariation.

1. Wurzelvariation. — Metathesis. — Reduplikation.

1. Unter Wurzelvariation versteht man eine Erscheinung, die darauf beruht, daß zweisilbige Basen in der Regel nicht in beiden Silben Vollstufe zeigen können — wenigstens nicht nach den uns bekannten Gesetzen der indogermanischen Betonungslehre. Steht also die erste Silbe in der Vollstufe und die zweite in der Nullstufe oder umgekehrt, so erhält man eine Art Wurzelvariation, die man durch die Formel [XYX]: YX : XY ausdrücken kann, wobei X einen beliebigen Konsonanten und Y einen beliebigen Sonanten andeutet. Z. B. Wurzel [AU̯EG]: AU̯G: U̯EG 'zunehmen, wachsen'. Lat. *augēre*, got. *aukan*, an. *auka* 'vermehren', lit. *áugti* 'wachsen', skr. *ójas* 'Kraft' : lat. *vĕgēre* 'lebendig sein', skr. *vakṣ-*, *vājas* 'Kraft', got. *wahsjan* 'wachsen'.[1])

2. Idg. *u̯r* und *u̯l* erfahren unmittelbar vor haupttonigen Silben oft eine Metathese zu *ru* und *lu*. Z. B. KᵘETU̯ŌR 'vier', schwache Form: KᵘTU̯R > KᵘTRU. Skr. *catváras*, gr. τέσσαρες, lat. *quatuor*, got. *fidwōr* : gr. τρυφάλεια 'Helm mit vier Bügeln', lat. *quadruplex* < **quatru-*, mhd. *rūte* < **hrūdō* 'Viereck', nhd. *Raute*. — Idg. U̯ELKᵘ 'ziehen, reißen', schwache Formen U̯LKᵘ > LUKᵘ. Skr. *vṛ́kas* 'Wolf', got. *wulfs* : gr. λύκος, lat. *lupus*.

3. Unter Wurzelreduplikation, die wir für den indogermanischen Zeitraum mit voller Sicherheit annehmen

[1]) Formen wie gr. ἀέξειν 'vermehren' zeigen nach Noreen, *Urg. Lautlehre* S. 88 doppelte Vollstufe; Brugmann, *Kurze Gr.* S. 147 behandelt sie als Neubildungen.

können, versteht man die Verdoppelung der Wurzel; vergleiche die historischen Formen gr. πάμ-παν, lat. *se-se*, *iam-iam*, fr. *bon-bon*, nhd. *ha-ha* usw.

Die Wurzel kann ganz oder teilweise wiederholt werden, im letzteren Falle kann der Wurzelteil vor oder nach der ganzen Wurzel zu stehen kommen.

Wir unterscheiden folgende Fälle:

a) Die ganze Wurzel wird verdoppelt. Z. B. gr. μορ-μύρ-ειν, πορ-φύρ-ειν, γαρ-γαίρ-ειν; lat. *mur-mur-are*, ahd. *mur-mur-ōn*, mit Dissimilation *mur-mul-ōn*, nhd. *murmeln*; vgl. auch ἀγ-αγ-εῖν, ἀρ-αρ-ίσκειν, ὀρ-ορ-εῖν u. ä.

b) Der Wurzelteil steht vor dem Wurzelkern. Z. B. gr. πί-πτ-ω 'ich falle', lat. *pāpilio* 'Schmetterling' < **pa-pit-lio* : gr. πότ-μος 'Los' (vgl. nhd. «Zufall»), πέτ-ομαι 'ich fliege', lat. *pet-o* 'ich überfalle'.

c) Der Wurzelteil steht nach dem Wurzelkern. Z. B. gr. εἰλύω 'ich wälze, umhülle' < **ϝελ-υ-ω*, lat. *vol-v-ere* 'wälzen', got. *wal-w-jan* 'rollen' *(afwalwjan)* : gr. *ϝελίσσω* 'ich wälze', an. *valr* 'rund', *velta* 'wälzen'.[1]) So auch lat. *grĕx* 'Herde' < **gre-g-s*. vgl. gr. ἀγείρω 'ich versammle', ἀγορά 'Markt'.

In diesem letzteren Fall spricht man wohl auch von «gebrochener Reduplikation».

Durch Wurzelvariation kann man auch teilweise die Prothese erklären. Man versteht darunter die besonders im Griechischen häufige, bis auf die indogermanische Grundsprache zurückgehende Erscheinung, daß gewisse Formen vor dem gewöhnlichen Anlaut α, ε oder ο zeigen. Sie entsteht

1. durch Wurzelvariation, wenn die Wurzel mit einem Vokal beginnt, z. B. ὄνομα : lat. *nomen*, got. *namō*, idg. Basis **E/ONOMEN*. Die Prothese ist hier also nur scheinbar;

2. durch Reduplikation, z. B. ἑορτή aus **ϝεϝορτη* 'Fest' : skr. *vratá-* 'votum';

3. durch Vokalentwicklung, wie in fr. *étendard*, *école* (< *st-*, *sc-*); so vor allem vor gr. ρ und λ: ἐρείκω, ἐρυθρός, ἔρεβος, ἐλαφρός, ἐλεύθερος. Vielleicht handelt es sich

[1]) Hirt u. a. nehmen hier zweisilbige Basis U̯ELEU̯ an.

auch hier meist um Wurzelvariation, oder es steckt in dem prothetischen Vokal ein Präfix, wie man es etwa bei ὀλισθάνω vermuten könnte: ae. *slīdan* ‘gleiten’; oder bei ὀρέγω : nhd. *strecken*; ἀλείφω : λίπος ‘Fett’.

4. Bei anl. *m* und *n* sind die Fälle sehr selten: ἀνήρ, ἀμέλγω, ὀμόργνυμι usw.

5. Prothese vor *ϝ* scheint von besonderer Art zu sein; Fälle wie ἔϝεδνα, ἐϝέλδωρ, ἐϝέρση usw. stehen vielleicht mit der sogenannten «epischen Zerdehnung» auf gleicher Linie.

Bibliographie. Noreen, *Urg. Lautlehre* S. 88, 244; G. Meyer, *Griech. Gramm.* S. 162; K. Glaser, *Die Prothese im Griech., Roman. und Engl.*, Weidenau 1879; Fick, Gött. Gel. Anz. 1881, S. 1448; Hirt, *Griech. Laut- u. Formenl.* S. 183; Schrijnen, *Prothese*, KZ. 39, 486. Zur Prothese vor *ϝ*: Solmsen, *Untersuchungen* S. 220; Prothese im Neugriechischen: Hatzidakis, *Einleitung* S. 325.

2. Wurzeldeterminative und Präformanten.

Unter **Wurzeldeterminativen** versteht man Suffixe aus einer älteren Sprachperiode, die wurzelfest geworden sind. Es handelt sich hier also um suffixale Bestandteile, durch die eine primäre Wurzel oder ein Wurzelkern erweitert wird. Diese Erweiterung gehört ins Gebiet der sekundären Wurzelbildung.

Wie eine solche Erweiterung stattfand, können wir unschwer aus den geschichtlichen Sprachen folgern. Vergleicht man z. B. gr. θηλή ‘Mutterbrust’, θηλ-άζω ‘ich säuge, sauge’, θηλ-ώ ‘Amme’, θῆλ-υς ‘weiblich’ usw., so scheinen bestimmte Suffixe sich an eine griechische Wurzel θηλ- gefügt zu haben. Ein Vergleich mit homer. Inf. θῆ-σθαι, θή-σατο ‘er sog’, θή-νιον ‘Milch’ (Hesych.), γαλα-θη-νός ‘noch Milch saugend’, τι-θή-νη ‘Amme’ zeigt uns jedoch, daß die eigentliche Wurzel θη ist, idg. DHĒ. Aber infolge von Bildungen mit dem Suffix *-lo-*, *-lā* wie in θηλή, verband sich für das Sprachgefühl von Hörer und Sprecher das *l* dergestalt mit der Wurzel, daß man das Wort als θηλ-ή auffaßte und fortan θηλ- als Basis betrachtete und behandelte. So wurde auch das *l* des lat. Diminutivsuffixes in *rotula* (von *rota*) wurzelfest in frz. *rouler*, und es entstanden Bildungen wie *roulet*, *rouleur*, *roulis* u. ä.

Vergleicht man nun weiter in den verschiedenen Sprachen Wörter, die zum indogermanischen Sprachgut gehören, wie einerseits gr. θῆλυς, lat. *fē-lare*, skr. *dhā-rú-* 'saugend', andrerseits skr. *dhāy-as* 'nährend', *dhē-nā* 'Milchkuh', lit. *dėnà* 'trächtig', abulg. *dojǫ* 'ich säuge', lat. *fīlius* (*dhə*), so konstatieren wir wiederum eine Wurzelvariation DHĒ : DHĒI̯ 'saugen'. Es besteht nun zwar die Möglichkeit, daß *dhēi̯* die ursprüngliche Wurzel ist und daß *dhē* durch Abfall des *i̯* entstand, geradeso wie auch *u̯* im indogermanischen Silbenauslaut und vor bestimmten Konsonanten verschwand, z. B. βῶς : βοῦς; Ζῆν : Ζεύς. Aber da es sich hierbei nicht nur um *i̯* und *u̯*, sondern auch um verschiedene andere Elemente handelt, die sich oft in Suffixen zeigen, erscheint die Erklärung durch Wurzelsuffigierung die wahrscheinlichere.

Wie man sich aber auch das ursprüngliche Verhältnis zwischen solchen Doppelformen vorstellen mag, keinesfalls geht es an, so offensichtlich zusammengehörige Wurzeln wie K^{u}ER und K^{u}ER-T [K^{u}ER(T)] zu trennen: κείρω 'ich schneide, schere', κορμός 'Klotz', lat. *caro*, *corium*, skr. *kṛṇáti* 'er verwundet', ahd. *scerm* 'Schild', lit. *skiriù* 'ich trenne' + skr. *kṛntáti* 'er schneidet', lit. *kertù* 'ich spalte, haue', lat. *cortex* 'Rinde', *scortum* 'Haut', *cēna* < **kertsnā* usw. — MER und MER-D : skr. *mar-* 'reiben', gr. μαραίνω 'ich zehre aus', ahd. *marawi* 'sanft' + skr. *mard-* 'reiben', lat. *mordeo* 'ich beiße', gr. σμερδνός 'schrecklich', nhd. *Schmerz*; — K̂LEU̯ und K̂LEU̯-S : skr. *çru-* 'hören', gr. κλυτός 'berühmt', lat. *clueo* 'ich höre, bin berühmt', *inclutus* 'berühmt' + skr. *çruš-tí* 'Folgsamkeit', as. *hlust* 'Gehör', an. *hlust* 'Ohr', lit. *klùsti* 'Gehorsam'.

Mit Recht schreibt daher van Wijk im Vorwort. (S. XII) seines *Etymologisch Woordenboek*: «Wenn wir der Etymologie von niederländischen Wörtern wie *klei* 'Lehm', *klein* 'klein', *kleven* 'kleben', *klis* 'Klette' nachgehen, so kommen wir von selbst zur Erkenntnis, daß das Indogermanische mehrere Gruppen von Wörtern besaß, die alle ein Element *gli-*, *glei-*, *gloi-* enthielten; jede Gruppe, außer derjenigen, zu welcher *klei* gehört, hatte außerdem noch einen Konsonanten nach dem Vokal. Alle diese Wortgruppen haben ein gemeinsames Bedeutungselement: die Idee des

Klebens, Klebrig-, Zäh- und Schlüpfrigseins. Unter diesen Umständen geht es nicht an, diese Gruppen voneinander zu sondern.» *Glei-*, *gleį-n*, *gleį-bh* usw. bilden die Elemente, die in einer gewissen, weit zurückliegenden Periode mehreren Worten gemeinsam waren und als gemeinschaftlicher Bestandteil der Wortgruppe gefühlt wurden; daher «lieferten sie auch bei der Bildung neuer Wörter den Rumpf, an dem die Formanten befestigt wurden» (*ebd.*).

«Wurzeldeterminative» heißen diese wurzelfesten formativen Bestandteile seit den Wurzelstudien Ficks und vor allem Perssons. Die Entstehungszeit dieser Determinative liegt im vorindogermanischen Zeitraum. Fast alle Konsonanten, auch konsonantisches *į* und *ų*, werden hierzu verwandt. Wechseln die Konsonanten untereinander, so erhalten wir einen besonderen Fall von Wurzelvariation, z. B. U̯EI-P und U̯EI-B : skr. *vip-* ‘zittern’, an. *veifa* ‘in zitternder Bewegung sein’, ahd. *weibōn* ‘wanken, schweben’ + lat. *vibro*, ahd. *wipf* ‘Schwung’, mhd. *wīfen* ‘schwingen’, nl. *wip* ‘Schaukelbrett’, nhd. *Wipfel*. So finden wir auch STHĀ : STHĀ-I̯ : STHĀ-U̯, z. B. gr. ἵστημι, lat. *stare* + skr. *sthāyin-* ‘stillstehend’, *sthēmán-* ‘Stillstand’ + got. *stōjan* ‘richten’, lit. *stovėti* ‘stehen’, *staviti* ‘setzen’.[1])

Unter den Beispielen auf Seite 361 kam auch eine Form mit *sk-* neben *k-* vor. Dies ist das sogenannte «bewegliche *s*», der häufigste **Präformant**, d. h. ein Präfix aus einer älteren Sprachperiode, das wurzelfest geworden ist. So wurden z. B. die Präfixe *ga-* und *fra-* wurzelfest in nhd. *glauben* : got. *galaubjan*, und *fressen* : got. *fra-itan*.

Nur einige Beispiele aus einer reichen Fülle. Asigmatische Formen: Gr. τέγος, τέγη ‘Dach’, lat. *tego* ‘ich decke’, an. *þekja* ‘decken’; sigmatische Formen: skr. *sthágati* ‘er deckt, umhüllt’, gr. στέγω, στέγος, στέγη ‘Dach’, lit. *stógas* ‘Dach’, *stėgti* ‘decken’, abulg. *o-stegŭ* ‘Kleid’. — Asigmatisch: skr. *kṛṇáti* ‘er verwundet’,

---

[1]) Das Verhältnis dieser Theorie zu den verschiedenen Formen und Bestandteilen der *sēṭ-* und *aniṭ*-Wurzeln bespreche ich hier nicht. Es sei nur angedeutet, daß durch Streitbergs Dehnungstheorie die Frage nach der Entstehung von Wurzeln wie *bhere* nicht entschieden wird.

av. *kar-* 'schneiden', gr. κείρω 'ich schneide, schere', κομός, lat. *caro, corium* usw. (vgl. S. 316), abulg. *kora* 'Rinde'; sigmatisch: an. *skera* 'schneiden, scheren', ae. *scieran*, ahd. *scerm* 'Schild', nhd. *scheren*, lit. *skiriù* 'ich trenne', abulg. *skora* 'Haut', air. *scaraim* 'ich trenne'.

Früher erklärte man die asigmatischen Formen allgemein durch Wegfall des *s* in indogermanischer Zeit infolge der Sandhiregel, die die Gruppe *ss* zu *s* vereinfacht; z. B. Wortsandhi: gr. *δυσστηνος > δύστηνος 'unglücklich', Satzsandhi: lat. *arma corpus stegunt*, wo *s* nur einmal gehört wurde. Betrachtet man jedoch *s* als Präfix, so erklärt sich dadurch auch das Verwandtschaftsverhältnis der Formen, die auf Parallelwurzeln mit anl. *s* + Tenuis und auf anl. Media oder Media aspirata beruhen. Z. B. Wz. BRENĜH : got. *(ana)-praggan* 'drücken', nl. *prangen* 'pressen', mhd. *pfrengen*, gr. βρόγχος 'Luftröhre'; Wz. SPRENĜH : lit. *springstù, sprìngti* 'würgen', ahd. *springa* 'Falle', nhd. *sprenkel* 'Strick'. Die von Siebs und Schrijnen aufgestellte Regel lautet: Zeigt die idg. Wurzel anl. Media, so beginnt die parallele *s*-Form mit *s* + entsprechender Tenuis; zeigt sie anl. Media aspirata, so beginnt die parallele *s*-Form mit Tenuis oder Tenuis aspirata. Es liegt nun auf der Hand, daß es sich hierbei nur um ein Präfix handeln, nie aber von einem Wegfall die Rede sein kann; *s* + *b-* konnte zwar *sp-* werden, niemals aber aus *sp-* ein *b-* sich entwickeln. Dies hindert aber nicht, daß einige sigmatische Dubletten — außer dem zuletzt besprochenen Fall — ihre Entstehung *a*) dem Wegfall von *s* in indogermanischer Zeit, *b*) dem Wegfall oder der Präfigierung in den Einzelsprachen verdanken mögen.

Noch ist auf das Verhältnis der sigmatischen Formen zu den zweisilbigen Basen hinzuweisen. Wenn die Verwandtschaft von Basen wie ELEG und SLĔG[1]) gegeben ist, so ist die sigmatische Form nur erklärlich, wenn *s* präfigiert wurde, nachdem anlautendes *e* durch die Ablautsbedingungen verschwunden war. Ein Gleiches gilt für die Verwandtschaft der Basis (S)REI̯ : (S)REU̯ mit

[1]) Siehe Persson, *Beiträge* I, 136.

EREI̯ : EREU̯ 'sich bewegen, strömen'; von *srei̯* führt kein Weg zu *erei̯*, wohl aber von *(e)rei̯* zu *s-rei̯*.

Mit großer Wahrscheinlichkeit kann auch das Vorhandensein eines Präformanten *d* angenommen werden, z. B. gr. νέφος 'Wolke' : lit. *debesìs* 'Wolke', gr. δνόφος 'Finsternis', δνοφερός 'düster'; sowie eines Präformanten *u̯*, z. B. ahd. *rīzzan*, nhd. *reißen* : got. *writs* 'Strich, Punkt'; ahd. *rīban*, nhd. *reiben*: ndd. *wrīven*, nnl. *wrijven* (neben *rijven*). Diese Wahrscheinlichkeit wird dadurch beträchtlich verstärkt, daß H. Möller, unabhängig von den Untersuchungen anderer, durch seine indogermanisch-semitischen Studien zur Annahme von präformativem *s*, *d* und *u̯* gelangte.

Obwohl nun jeder Sprachforscher tatsächlich mit Wurzeldeterminativen und Präformanten arbeitet, werden die Theorien der Wurzelvariation durch Wurzelzuwachs nicht allgemein angenommen. Es scheint mir jedoch, daß diese Ängstlichkeit oder Abneigung gegenüber glottogonischen Problemen zu Unrecht besteht. Persson bemerkt hierzu sehr richtig: «Man hat . . . gegen die Determinativlehre eingewendet, daß sie ins 'Dämmerland der Glottogonie' führe, das man nicht betreten dürfe. Hierauf ist zu antworten: Von dem glottogonischen Gebiet sich fernzuhalten, ist für die vergleichende indogermanische Grammatik ein Ding der Unmöglichkeit. Sie kann sich nicht damit begnügen, die ursprachlichen Formen zu registrieren, sondern muß auch eine Analyse, Gruppierung und Erklärung derselben erstreben, zumal da sich manchmal eine solche Analyse wie von selbst aufdrängt. Auch fallen ja große Stücke der vergleichenden Grammatik in das genannte Gebiet hinein, wenn man dies auch meistens ignoriert, insbesondere die ganze Ablautlehre inkl. der Dehnstufentheorie (trotz der stolzen Worte Streitbergs IF. 3, 344), die Analyse der Flexionsformen usw.» (*Beiträge* II, 590).

Daß jede Theorie grau ist, gilt nicht nur für das «Dämmerland der Glottogonie».

Bibliographie. Unter Wurzelvariation verstehe ich auch insbesondere sekundäre Wurzelveränderung. Zur Frage im allgemeinen: Persson, *Wurzelerweit.* S. 99, 136, 204, 216, *Studia etymol.* S. 55, 107; Fick, *Vgl. Wörterb.* IV, 3; Joh. Schmidt, *Vocalismus* II, 260,

275; Möller, Z. f. dtsch. Phil. 25, 386; Johansson, KZ. 30, 348; BB. 13, 115; 15, 308; PBB. 15, 236.

Ficks fruchtbare Ideen über Wurzeldeterminative wurden zu einem selbständigen System erweitert in Per Perssons trefflichen *Studien z. Lehre v. d. Wurzelerweiterung u. Wurzelvariation*, Uppsala 1891 (bespr. von van Blankenstein, Museum 21, 122 und Vendryes, BSL. 60, 204). Später, im 2. Teile seiner *Beitr. zur idg. Wortforschung*, Uppsala 1912, hat er seinen Standpunkt behauptet und näher begründet, vor allem 1. gegen Bloomfield, Amer. Journal of Philol. 12, 1 und 16, 409, der beweisen will, daß begriffsverwandte Wörter einander besonders in ihren suffixalen Bestandteilen beeinflussen, vgl. IF. 4, 66 (S. 594 ff.); 2. gegen Hirt, *Ablaut* S. 28, *Griech. Laut- und Formenlehre* S. 202, Afk. f. nord. fil. 19, 363 (S. 611 f.: Auseinandersetzung mit Hirts Wurzeltheorie: Persson betrachtet in vielen Fällen auch den thematischen Vokal als Wurzeldeterminativ); 3. gegen Bartholomae, IF. 21, 348 (S. 618) und 4. gegen Sütterlin, IF. 25, 54, nach dem schon in der Grundsprache jeder Konsonant nach langem Vokal oder Diphthong vor Liquida oder Nasal geschwunden ist. — Weitere Besprechungen von Perssons Theorie: in Kürze von Uhlenbeck auf dem zweiten niederländischen Philologenkongreß (1900), siehe *Handelingen* S. 159; ausführlich und in scharfer Kritik von van Blankenstein auf dem 7. niederländischen Philologenkongreß (1913), siehe *Handelingen*, S. 92.

Zur Präformantentheorie, bes. zum «beweglichen *s*.»: Schrijnen, *Étude sur le phénomène de l's mobile*, KZ. 38, 138; 42, 98; Tijdschrift 20, 203; 23, 81 und 292; Wörter und Sachen 5, 195; Meringer, *Beitr. z. Gesch. der idg. Dekl.* S. 25; Colinet, *Les préformantes proto-aryennes*, Löwen 1892; J. Schmidt, *Vocalismus* 2, 284; H. Möller, KZ. 24, 460; Siebs, KZ. 37, 277; H. Schroeder, PBB. 29, 474, *Ablautstudien*, passim; Noreen, *Urg. Lautlehre* S. 201. Entschiedener Gegner: Wood, IF. 22, 168; entschiedener Verfechter: H. Möller, *Semitisch und Idg.* S. 244, 340, 363, *vgl. idg.-semit. Wb.* S. 39, 211, 257. P. Persson steht der Theorie in ihrer Allgemeinheit skeptisch gegenüber; zum beweglichen *s* bemerkte er aber doch: «es dürfte z. T. Rest eines Präfixes sein» (*Beitr.* I, 176) und: «daß das sog. bewegliche *s* wenigstens teilweise ein Präfix ist, nehmen wohl jetzt nach den Untersuchungen von Schrijnen, Siebs u. a. die meisten Sprachforscher an» (*Beitr.* II, 846). Über die idg. Präformantien vgl. jetzt auch Hirt, *Etym. d. nhd. Spr.*[2] S. 127.

Namenverzeichnis.[1]

Abbot 208
Adelung 121
Aelius Stilo 21
Amelung 243
Apollonios Dyskolos 21
Aristarchos 21
Aristophanes 47, 73, 85
Aristoteles 20, 72
Ascoli 31, 100, 108, 289.

Barbelenet 234
Bartholomae 61
Bartoli 99
Bechtel 117, 158, 163, 265, 277
Behn 202
Bell 179 f., 187
Benfey 27
Benloew 207
Bentley 256
Bergfeld 207
Bersu 301
Bezzenberger 30, 34, 202, 203, 289
Blankenstein, van 279
Boeckh 48
Boer 202, 222, 293
Boltmann 190
Bopp 23 f., 28 f., 34, 291
Bradke, v. 59
Bréal 69, 145, 153, 161, 170
Bremer 97
Brücke 189
Brugmann 31, 32 f., 35, 89, 152, 209, 211, 243, 245, 265 f., 269, 275 f.
Bücher 74
Buck 94
Burnouf 63
Busbecq 50.

Champollion 76
Charisios 21
Chrysippos 20
Cicero 117, 120
Coeurdoux 23
Collitz 34, 226, 243
Conway 109
Corssen 30
Curtius 27, 30, 33, 34, 63, 243
Cyrillus 53, 78.

Delbrück 211
Dietrich 203
Diez 25
Diomedes 21
Dionysios Thrax 21
Dittrich 36
Donaldson 27
Donatus 21
Donders 189.
Durkheim 103

Edmont 97
Ellis 200
Erasmus 52
Erdmann 125, 162, 168
Ernout 310
Euclides 77
Eulenburg 220
Exner 188
Eykman 188.

Festus 21
Feist 59, 60, 88
Fick 31, 55, 61, 63, 110, 163, 211, 244, 289, 317
Finck 42, 45, 273
Fischer, H. 94, 97
Förstemann 88, 144
Forchhammer, G. 182
Fortunatov 32, 261
Franck 110
Friesen, v. 77.

Gabelentz, v. d. 124
Gallée 188, 198
Gardiner, A. H. 77
Gauchat 93
Gauthiot 91, 235
Geiger 60
Gilliéron 97 f.
Ginneken, van 36, 94, 117, 157
Gottsched 121
Grammont 223
Grassmann 30, 63, 288, 291

[1] Die in den Bibliographien genannten Verfassernamen sind hier nicht berücksichtigt.

Grimm, J. 25f., 69, 222, 291, 297
Grimm, W. 26
Gröber 100
Grotius 52
Grünwedel 51
Güntert 178, 274
Gutzmann 188.

Haag 93, 97, 99, 100
Haller, A. von 120
Hanssen 241
Havet 234, 239, 248
Hegel 28
Hellwag 181
Helmholtz 189
Helmont, van 165
Helten, van 222
Henry 30, 31
Hensen 190
Heraeus 117
Herbig 54
Herder 26
Hermann 190
Herodot 47, 54
Hirt 31, 36, 53, 59, 60, 177, 202, 211, 241, 242, 265f., 269, 274f., 279f., 306
Holtzmann 292
Hoops 59
Hübschmann 34, 53, 277, 284
Humboldt, W. von 23, 24, 26
Humperdinck 243.

Jaberg 99, 168
Jean Paul 156
Jespersen 70, 80, 108, 124, 195
Jones, Wm. 23
Josselin de Jong 126
Jud 100
Juret 203, 205.

Kalb 118
Kālidāsa 52
Kate, ten 22
Kaufmann 88
Keanes 42
Kempf 118
Kern, H. 32, 43, 63
Kieckers 94
Kirchhoff 48
Kluge 241, 289
Kock 222
Koenig 189
Kossinna 59
Krates 20
Kretschmer 36, 59, 110, 274, 277
Kuhn, A. 29
Kuhn, E. 30
Kurschat 197.

Latham 60
Laurand 130
Le Coq 51
Leskien 31, 32, 34, 67, 89, 241
Lindenschmit, W. und L. 60
Löwe 217
Lottner 63, 261
Lucilius 21
Luther 121.

Mahlow 274
Meister 87
Mansion 301, 303
Marbe 129f., 133, 189, 191
Marey 188
Marouzeau 239
Masing 189
Mayer 142
Meillet 37, 46, 51, 66f., 80, 86, 88, 91, 103f., 110, 153, 177, 224, 233, 290
Meringer 100, 142, 147
Merkel 189
Methodius 53
Meyer, E. 61
Meyer, E. A. 180
Meyer, H. 84
Meyer, K. H. 202
Meyer, W. 130
Meyer-Lübke 99, 100
Miklosich 25
Misteli 42
Möller 34, 41, 274, 275, 319
Mommsen 49, 63
Mönch 198
Much 60, 146
Müllenhoff 243
Müller, Max 27, 72
Mussafia 100.

Niebuhr 63
Niedermann 205
Nörrenberg 88
Noiré 74
Norden 130
Noreen 313
Nyrop 126.

Opitz 121
Osthoff 31, 32f., 35, 61, 84, 89, 152, 265f., 275f., 289.

Panconcelli-Calzia 188
Panini 52
Passy 273
Paul 34, 35, 36, 84, 291
Pauli 55
Pedersen 43
Penka 60
Persson 317f.
Petronius 120
Pictet 60
Planta, v. 228
Plato 20, 110
Plautus 119f., 139, 167
Pokorny 52, 111
Portengen 116
Pott 27, 31, 34, 291
Preyer 141
Priscianus 21.

Ramisch 94
Rask 25, 26, 291
Raudnitzky 179
Raumer, von 30, 35, 291

Ries 204
Rosapelly 183, 188
Roudet 115
Rousselot 35, 188
Rutz, J. und O. 127f.

Sadée 87
Salin 77
Salverda de Grave 108, 113
Sanctius 22
Sassetti 22
Saussure, de 32, 34, 36, 41. 54, 65, 205, 212, 243, 244, 265, 275f., 282
Scaliger 22
Scherer 31, 241
Schlegel, A. W. von 26
Schlegel, Fr. von 23
Schleicher 27f., 30, 34, 45, 63f., 261
Schmidt, J. 31, 34, 60, 64f., 120, 243, 265, 269, 277
Schmidt, W. 43
Schopf 225
Schothorst 94
Schrader 59, 60
Schrijnen 97, 102, 318
Schuchardt 54, 80, 100, 104, 108, 147
Schulze, W. 30, 54, 109, 117, 163, 303
Scripture 188
Sechehaye 36
Setälä 89
Sethe 77
Siebs 317
Sieg 51
Siegling 51
Sievers 32, 84, 127f., 187, 189, 196, 245, 259
Skutsch 36, 119
Solmsen 87, 163, 219, 248, 304
Sommer 246
Sonne 63
Speyer 169
Steinen, v. d. 74
Steinthal 35, 42, 73
Stern, C. und W. 142
Streitberg 24, 28, 32, 36, 241, 276, 316, 319
Struycken 190
Stumpf 189
Sütterlin 36
Sweet 179f., 187.

Taine 141
Tappolet 99, 101
Tarde 105
Tegnér 34, 243
Thomsen 34, 55, 108, 243
Thumb 130f., 133
Thurneysen 142, 204, 248
Töpler 190
Trautmann 217
Trombetti 41.

Uhlenbeck 289, 306
Unser 191.

Varro 21.
Vendryes 85
Verdam 106
Verner 32, 34, 89, 243, 275, 292
Verrius Flaccus 21
Verschuur 84, 200
Vooys, de 122
Vossius 22.

Wackernagel 73, 203, 309
Wagner 198
Walde 64, 169, 226
Wegener 36
Weigand 94
Weil 207
Weise 124
Westphal 241
Wheeler 203
Whitney 35, 108
Winmer 77
Wrede 100
Wulfila 50, 78
Wundt 36, 74f., 133f., 141, 145, 160, 163, 165
Wijk, van 111, 283.

Zarncke 32
Zeuss 25, 63
Zielinski 130
Zoroaster 52
Zupitza 301, 305, 306
Zwaardemaker 188.

Sachverzeichnis.

Ablaut 33, 272 f.; quantitativer 272 f.; qualitativer 274 f.; sekundärer 285 f.
Affix 211
Affrikate 187
Agglutinationstheorie 24
Akzent 195 f.; Intensitätsakzent 71, 195 f.; musikalischer 71, 196 f., 199 f.; Quantitätsakzent 197 f., 205 f.; stark und schwach geschnittener 196
Akut 200, 203
Alexandriner 20
Allegroformen 119, 205, 218, 229
Alphabete 76 f.
Alveolen 176
Alveolarlaute 182, 183
Analogie 21, 31, 91, 130, 132 f.; Begriffsanalogie 135 f.; grammatische A. 133 f.; „falsche" A. 132
Analogisten 21
Anaptyxis 230
Anitwurzeln 212, 276, 286, 317
Anlautsgesetze 235 f.
Anomalisten 21
Aorist, sigmat. 132
Aphärese 236
Archäologie (prähistorische) 59
Archaismen 115, 116
Artikulation 83, 179
Aspirate 187
Assimilation 215 f.
Association phonétique internationale 195
Assoziation 130 f., 132 f., 155 f.; Begriffsa. 155 f.; Gefühlsa. 159; syntaktische 160
Athematische Verbalformen 210, 278
Augment 68, 205
Auslautsgesetze 237 f.
Ausnahmslosigkeit 30, 34, 89, 99
Aussterben der Wörter 154
Avesta 52.

Basis 211; leichte 277; schwere 277; zweisilbige 281 f., 318; Mischung 286; Störung 286
Bedeutungslehre 145 f.
Bedeutungsverdichtung 170; -verbesserung 167
Begriffsteilung 149, 161; -verengung 166
Bell-Sweetsches System 179
Benrather Linie 297
Bequemlichkeitsprinzip 83
Bindevokal 210
Brāhmaṇa 52
Brechung 222, 254
Buchenargument 60, 61
Bustrophedon 77
Byzantiner 21.

Dauerlaute 226
Dehnung 197 f., 231 f.; metrische 205
Delabialisierung 181, 233
Dentale 184, 185, 294 f.
Depalatalisierung 233
diachronistisch 41
Dialekt 92 f., 95
Dialektgeographie 35, 93, 96
Differenzierungsbestreben 85, 94, 104, 115 f., 154, 171, 223 f.
Digamma 256
Diphthonge 186
Dissimilation 223 f.
Doppelformen 161.

Edda 50
Elision 237
Endung 210
Enklisis 204
Entrundung 181, 234
Epenthese 230
Ersatzdehnung 232
Etymologie 20
Euphemismus 116, 126
Explosivlaute 184.

Farbbezeichnungen 157 f.
Fibula Praenestina 49
Flexionsformen, starke, schwache 201, 293; thematische 201, 278; athematische 210, 278
Flüstern 176, 273
Flüstervokale 177, 242 f.
Formans 209
Fortis 178
Frikativlaute 185.

Gefühlswert von Wörtern 125 f.
Gemination 164, 187, 227
Geräuschlaute 183 f.
Geschlecht, grammat. 126, 203
Gleitlaute 200
Grammatiker, alte 21
Grammatischer Wechsel 292
Gravis 203, 207
Gutturallaute 185
Gutturalreihen 289 f

Häufungsformen 135
Halbvokale 186, 254 f.
Haplologie 227
Hauchdissimilation 226, 295
Hauchlaute 186, 256
Heliand 51
Humanisten 22
Hypokoristika 164

Infix 210
Inschriften: Duenos 49, 239; Korkyra 193; Lapis niger 49; Lemnos 13. 55; Tabula Bantina 48; Tab. Iguvinae 48; Xuthias 87
Integrierungsbestreben 85, 94, 104, 115
Isethnen 100.
Isoglossen 65, 93 f.

Jambenkürzung 207
Junggrammatiker 32.

Kadenzen 130
Kakuminallaute 182
Kasus 126, 200, 201
Kindersprache 117, 131, 138, 140 f.
Kirchenlatein 116, 120 f.
Klauseln 130
Klima, Einfluß des 84
Koeffizient, sonantischer 275, 278
Koine 48, 96
Konsonanten 186; Entwicklung von 226
Konsonantenschwund 225
Kontamination 130 f.
Kontraktion 219
Koppa 304
Krasis 236, 237
Kurznamen 164, 263

l, „sabinisches“ 109, 297
Labiale 184, 185, 288 f.
Labialisierung 180, 221, 222
Labiodentale 184, 185
Labiovelare 185, 289 f., 301 f.
Laterallaute 182
Lautgebärde 74
Lautgesetz 30, 89 f.
Lautgesetze von Brugmann 245; Fortunatov 261; Grassmann 30, 226, 295; Grimm 25, 291, 297; Lachmann 233; W. Meyer 130; de Saussure 276; Streitberg 279, 286; Thurneysen-Havet 248; Verner 32, 292; Wheeler 203.
Lautnachahmung 73
Lautphysiologie 35, 174 f.
Lautsymbolik 73
Lautverschiebung, armenische 291; germanische 88, 111, 290 f.; hochdeutsche 112, 297 f.
Lautwandel 82 f., 89, 213
Lehnwörter 59, 105 f.
Lenis 178
Lentoformen 119, 205, 229
Liquiden 182, 260 f.; silbische 33, 265 f.

Mahābhārata 52
Mediae 178
Metapher 156, 165
Metathese 229
Mittelwörter 158, 169
More 197
Mouillierung 184
Murmelvokale 177, 242 f.

Nachahmungstheorie 73 f., 140
Namenforschung 54, 117, 163

Nasale 183, 260 f.; silbische 33, 265 f.
Nasalierung 176
Naturlauttheorie 73
Neolinguisten 37, 99
Neubildungen 64, 114, 165.

Orthographie 76.

Paläontologie (linguistische) 57
Palatale 184 f., 288 f.
Palatalgesetz 33 f., 243
Palatalisierung 184, 221, 222
Phonetik, experimentelle 35, 129, 179, 187 f.; psychologische 190 f.
Polysemie 162
Präfix 210, 317 f.
Präformant 317
Proklisis 204
Prothese 314
Psilosis 83.

Quantitätsumstellung 230; quantitative Vokalveränderungen 231.

Rāmāyaṇa 52
Reduplikation 218
Rhotazismus 91, 133, 310
Rhythmus 104, 127 f., 129
Rig-Veda 27, 52, 261
Rundung 180, 221, 248
Rutz-Sieversche Lehre 128

s, bewegliches 317
Śākuntala 52
Samprasāraṇa 229
Sandhi 125, 214, 318
Schleifton 197, 199 f.
Schrift 76 f.; Lautschrift 76, 179, 195
Schwa-Vokal 177, 178, 246, 281
Semantik 145 f.
Setwurzeln 212, 286, 317
Sonanten 186
Sonorlaute 178 f.
Spiranten 185, 307 f.
Sprachen (allgemein) 76; Einteilung 42 f.; Centum- und Satemspr. 51, 290; Echospr. 141; Gebärdenspr. 76; Kinderspr., s. d.; Kulturspr. 118; künstliche Spr. 80; Mischspr. 53 f.; Schriftspr. 99, 118, 121; Sonderspr. 114 f.; Trommelspr. 104; Volksspr. 118; Ursprache, idg. 29; Ursprung der Spr. 72 f.
Sprachen, indogermanische: Albanisch 53; Arisch 52; Armenisch 53; Baltisch-Slavisch 53, 201; Germanisch 50; Griechisch 46; Indo-Iranisch 52; Italisch 48; Keltisch 49, 111; Romanisch 49, 119 f.; Tocharisch 51, 61, 67, 289.
Sprachen, nichtindogerm. (Auswahl): Austronesisch 43; Bantu 43, 59, 70, 107; Baskisch 55, 87; Chamitisch-Semitisch 44, 60; Chinesisch 42, 44; Dravidisch 44; Etruskisch 54, 109; Finnisch 43, 59; Hettitisch 54 f.; Kaukasisch 45, 55; Malaisch - Polynesisch 43; Mexikanisch 42; Nostratisch 43; Pelasgisch 54, 109; Sumerisch 61; Ural-Altaisch 43, 55; Zigeunerdialekte 54
Sprachforschung, allgemeine 40; historische 23 f.; kulturgeschichtliche 35; psychologische 31, 36, 37, 124 f.; soziale 36, 37, 112 f.
Sprachlaute (Einteilung) 178 f.
Sprachmelodie 104 f., 127 f., 140
Sprachpsychologie, experimentelle 129
Sprachveränderung 82 f.
Sprachverwandtschaft 42 f., 45 f.
Sprechwerkzeuge 174 f.
Stabreim 293
Stamm (eines Wortes) 209
Stammbaumtheorie 63
Stammland, idg. 56 f.
Stimmton 175, 178
Stoßton 199, 202
Substrat 86
Suffix 209, 315 f.
Suffixbasis 212
Svarabhakti 230
Synästhesie 157
synchronistisch 41
Synizese 186, 221
Synkope 207, 228.

Tabu 106, 116, 126
Tenues 178
Tenues aspiratae 187, 192
Thema 209.

Udātta 201
Umlaut 112, 221.

Veda 52
Velare 185, 289
Verschlußlaute 183, 288 f.
Visarga 194
Vokale 178 f.
Vokalharmonie 43, 217, 218, 222
Vokalschwund 281
Vokalismus, idg. 33 f., 242 f.
Volksetymologie 108, 136 f.
Völkerpsychologie 36
Vulgärgriechisch 119
Vulgärlatein 116, 119 f.

Wellentheorie 64 f.
Wohllaut 71
Wurzel 209, 211 f., 315 f.; zweisilbige 212; W.-Determinative 210, 315; W.-Reduplikation 313; W.-Schwächung 273; W.-Variation 27, 313; W. - Verstärkung 273.

Zerdehnung, epische 315
Zerebrallaute 182
Zirkumflex 197, 200, 203
Zischlaute 185
Zweckmäßigkeit, sprachliche 83, 215.

Wörterverzeichnis.

a) Griechisch.

ἀ priv. 33, 268
ἀγείρω 314
ἀγκών 300
ἀγορά 203, 314
ἀγρός 29
ἄγχι 309
ἄγχω 262
ἄγω 245, 284, 300, 314
ἀγωγή 284
ἀδελφός 309
ἀειδω 253
ἀέξειν 313
ἄζομαι 257
ἀήρ 224
αἰετός 150, 283
αἰθήρ 285
αἶθος 285
αἴθω 251
αἰόλος 158
ἀκούω 158
ἀλεγεινός 230
ἀλείφω 315
ἀλήθεια 257
ἀλκυών 136
ἄλλομαι 257
ἄλλος 216, 246, 257, 259
ἅμα 270, 271
ἀμαλδύνω 268
ἄμβροτος 227
ἀμέλγω 315
ἀμο- 268
ἀμφί 296
ἀμφιλύκη 169
ἀμφορεύς 227
ἄνα 237
ἀνάθημα 295
ἀνδάνω 257
ἀνήρ 227, 315
ἄντιτα ἔργα hom. 227
ἀξίνη 230
ἅπαξ 270
ἀπέλλω lesb. 232
ἀπό 245
ἄπορος 163
ἀραρίσκειν 314
ἀράχνη 310
ἀργαλέος 225
ἀργός 158, 215
ἄρκτος 307
ἄρνυμαι 280
ἁρπάζω 257, 303
Ἀρποκράτης 137
ἄρσην 309
ἀρύω 135
ἀρχαί (αἱ) 170
ἄρχοντοι 134
-ᾱς-(Ak.-Endung) 231, 262, 308, 312
ἀσάμινθος 110
ἀσπαίρω 280
ἄσσον 309
αὖ 254
αὐλαξ 270
αὐξάνω 254
αὖος 252, 285.

βαίνω 109, 231, 263. 264, 268, 270, 280
βαλεῖν 270, 280
βανά bŏot. 268
βάραθρον 282
βαρύς 270, 305
βάσις 270
βάσκε 301
βέλος 270
βία 303
βιβλίον 218
βιβρώσκω 109, 302
βίος 303
βλάξ 237, 264
βλέπω 278, 304
βλέφαρον 304
βλωθρός dor. 270. 283
βόλυβδος 217, 223
βορά 302
βοῦς 200, 279, 284, 302, 316
βραδύς 305
βρέμω 237, 264
βρέχω 269
βρόγχος 318
βροντή 263
βροτός 227
βρῦτον 110
βρωτήρ 270
βυσσοδομεύειν 165.

γάλα 237, 240
γαλαθηνός 315
γαργαίρειν 219, 314
γέγονα 134, 270, 281
γένεσις 212, 271
γενέτειρα 212
γενέτωρ 283
γένος 270, 309
γέρανος 300
γέρας 270
γέροντες 134
γιγνώσκω 300
γλακτοφάγος 230
γλυκύς 236, 247
γνητός 268, 271, 282, 283

γνωτός 212, 283
γόνος 203
γόνυ 281
γόργυρα 218, 222
γρήγορα 125
γρηύς 270
γυνή 304.
δαήρ 252
δαιμόνιος 127, 160
δαίομαι 286
δάκτυλος 230
δάμνημι 270, 280
δᾶμος dor. 286
δασύς 220, 270, 271
δατέομαι 286
δαυλός 220
δέδμηκα 283
δείδαμεν ep. 257
δείκνυμι 133, 134, 160, 253, 296
δέκα 268
δέκατος 135
δελφύς 303
δέμας 270
δεξιτερός 238
δέρκομαι 237, 265, 272, 275, 280, 281
δέρω 269, 270, 279
διακέρσαι 309
δίδωμι 245, 247, 279, 285
δίσκος 225
δίφρος 281, 284
δμῆσις 272
δμητός ion. 268, 270, 283
δνόφος 319
δόμεναι 219
δόμος 295
δρύινος 152
δύναμις 168
δύστηνος 228, 318
δύω 255
δώδεκα 255
δώτωρ 247.

ἕβδομος 218, 230
ἕδος 217
ἓ*Ϝ*εδνα 315
ἓ*Ϝ*ειπον 253
ἐ*Ϝ*έλδωρ 315
εἶδαρ ep. 257
εἴδομαι 281
εἰδυῖα 257
εἰλύω 314
εἰμί 220, 244, 277
εἶμι 246, 251, 278, 281
εἷς 263, 270
εἴσκω 225
ἕκαστος 258
ἑκατόμβη 284
ἑκατόν 268, 292, 300
ἔκελσα hom. 309
ἔκπαγλος 225
ἔλαιον 253
ἐλάσσων 303
ἐλαφρός 314
ἐλαχύς 303
ἐλεύθερος 314
ἕλκω 270
ἑλλά lak. 217
ἐλπίς 248
ἐμέω 248
ἐνγκεῖν 283
ἐννέ*Ϝ*α 247
ἔντι dor. 281
ἔοικα 134
ἑορτή 314
ἔπαθον 270
ἐπεσβόλος hom. 310
ἔπεφνον 219, 302
ἐπιδημία 162
ἐπίσταμαι 152, 158
ἕπομαι 275, 284, 301, 302
ἔπος 256
ἑπτά 270, 292, 307
ἔργον 256
ἐρέβινθος 110
ἔρεβος 301, 305, 316
ἐρείκω 314
ἐρείομεν hom. 116
ἔρση 256, 309, 315
ἐρυθρός 203, 261, 297, 314
ἐς 308
ἔσπεισα 309
ἑστία 256
ἑταῖρος 135
ἐτέλεσα 133
ἑτέρωθεν 205
ἔτος 296
εὗδε hom. 258
Εὐμενίδες 116
εὐπάτωρ 284
εὖω 309
ἔχω 226, 257, 275, 284, 309
ἕως 91.

*Ϝ*ανδάνω 257
*Ϝ*ειλέω hom. 232
*Ϝ*έκαστος 257
*Ϝ*ελίσσω 314
*Ϝ*έλπομαι 168
*Ϝ*εξήκοντα 257
*Ϝ*ήλω dor. 232
*Ϝ*ίδμεν 201
*Ϝ*οῖ 257
*Ϝ*οῖνος 110
*Ϝ*ουλαμός hom. 232
*Ϝ*ρόδον 110.

ζεῦγμα 253
ζεύγνυμι 218
Ζεύς 231, 252, 279, 316
ζέω 256, 308
ζῆ 305
ζυγόν 245, 256.

ἦα 219, 270
ἡδύς 245, 259
ἠῖθεος 297
ἤλεκτρον 184
ἡμεῖς 308
ἡμι- 245, 262
ἦπαρ 255, 306
ἥρως 150.

θάλαμος 110
θάλασσα 110, 151
θάνατος 282, 283
θανεῖν 280
θάρσυνος 227
θείνω 303
θεός 199
θέρμω 257
θερμός 301, 305
θέρος 303
θηλάξω 315
θηλή 315
θηλητήρ 225

θῆλυς 262, 297, 315, 316
θηλύ 315
θήνιον 315
θήρ 246, 279, 302
θήρα 170
θῆσθαι hom. 315
θνητός 271, 282
θόλος 110
θρασύς 269
θυγάτηρ 250
θυμός 245, 295
θύρα 297
θωμός 285.

ἱερός 91, 203, 309
ἵημι 247, 256
ἰθαρός 285
ἱμάτιον 154
ἵππος 247, 302
ἶσος 258
ἵστημι 47, 219, 316
ἴσχω 226.

καίνω 307
κάματος 282
κάνναβις 111
καπνός 302, 304
καρδία 267
καταρρέω 309
κάτροπτον 230
κείρω 267, 270, 309, 316
κελαινεφής hom. 227
κελαινός 158
Κένταυρος 137
κέρας 270
κεστός 309
κεφαλαργία 224
κλαίω 231, 252
κλαπῆναι 270
κλέος 256
κλέπτω 257
κλητός 270
κλυτός 245, 300, 316
κλώψ 279
κμέλεθρον 262
κμητός 282
κνημίς 271
κοέω 248
κόρη 232, 246
κορμός 316, 318
κόρση 309
κουρεύς 309
κράνος 271
κρατός 268, 270
κρέας 300
κρημνός 270
κρηπίς 270
Κρόνος 137
κρίνω 169
κτείνω 232, 256, 271, 307, 308, 309
κτήματα 160
κτίσις 307
κύκλος 304
κυπάρισσος 110.

λαγχάνω 270
λαι̯ός 253
λακάνη 222
λᾶνος dor. 268
λάρναξ 225
λάσιος 270
λάχνη 310
λέβινθος 110
λέγω 277
λείπω 265, 272, 273, 275, 278, 302, 305
λείχω 262
λέμμα 217
λεπτός 170
Λεύκιος 136
λευκός 157, 169
λέχος 262
λίπος 315
λίτρα 299
λόγος 275, 277
λύκος 251, 303, 313
λύχνος 310.

μαγνῆτις 164
μαίνομαι 268, 271
μακρός 292
μάλα 270
μαλθακός 270
μάραγνα 110
μαραίνω 316
μαρμαίρω 219
-ματος 268
μέθη 257
μείρομαι 269
μέλας 157, 158
μέλει 270
μέμαμεν 265, 270, 271, 281
μεμαώς hom. 268
μένος 265, 270, 271
μέριμνα 257
μέσος 249, 257
μήν 133
μήτηρ 245
μιγάζω 257
μισθός 312
μνᾶ 110
μογερός 127
μόλις 159
μόλυβδος 217, 264
μορμολύττω 224
μορμύρειν 219, 314
μοχθηρός 127
μύρμηξ 217, 223.

ναῦς 200, 278, 279
νέ̯ος 181, 247, 262
νέμω 308, 309
νεόδματος 270
νέφος 295, 296, 319
νεώς 258
νῆμα 245
νήπιος 127, 160, 257
νίφα 301
νίφει 63
-νται 270
-ντο 270
νύξ 242, 246, 280.

ξένος 232, 256
ξύλον 237
ξύλοχος 227.

ὀγδόατος 135
ὄγκος 283
ὄγμος 284
ὀδούς 218
ὄζος 312
ὄζω 245
ὀθόνη 110
οἶδα 201, 253, 255, 278, 281, 295
οἶκος 231, 253, 256
οἰνή 252

οἷς 244, 246
οἶω 150
οἰωνός 150, 283
ὀκτώ 245
ὀλισθάνω 315
ὄλλυμι hom. 232
ὀλολύζω 219
ὅλος 232
ὅλωλα 205
ὄμμα 216, 217
ὀμόργνυμι 218, 222, 315
ὀμφή 305
ὄνομα 270, 314
ὀξύς 156
ὄπισθε 135
ὄπωπα 205, 284
ὀρέγω 315
ὀρεκτός 245, 249
ὄρνυμι 269, 314
ὁρῶ 218, 219, 224
ὅσσε 158
οὖδας hom. 224
οὐδός hom. 257
οὖθαρ 296
οὖς 158, 252
-ουσα 256
-ουσι 308, 309
ὀφθαλμός 110
ὄφις 303
ὄχος 245, 284, 300
ὄψομαι 158, 284.

παγῆναι 246
παθεῖν 275
παλάμη 158, 262
παλύνω 268, 271
Πᾶν 137
πανοῦργος 127
Παρνασσός 110
πάρος 267, 270
πᾶς 246, 257, 309, 314
πατήρ 246, 279, 281, 284, 292
πάτος 151
παχύς 270
πέδον 275
πείθω 253, 274
πειρω 270
πεῖσμα 295
πέλας 277
πελλός 158
πέλομαι hom. 302, 304, 305
πέλτη 261
πελώριος ăol. 302
πεμπτός 231
πενθερός 295
πένθος 270, 275
πένομαι 170
πέντε 205, 262, 302, 303
πεπτός 280
πέρθω 269, 270
περιπλομένων ăol. 345
περκνός 158, 169
πέρνα 307
πετάννυμι 242
πέτομαι 153, 265, 272, 273, 275, 277, 284, 314
πεύθομαι 212, 252, 295
πέφαται 270, 302
πικρός 156, 170
πίπτω 284, 316
πίτνημι 242, 280
πλάθανον 289
πλάσσω 265
πλατύς 270
πλέϝω 248
Πλειάδες 136
πλησίον 277
πλωτός 245
πόθεν 300, 302, 304
ποικίλος 254
ποιμήν 279
πόλεμος 236
πολιός 158
πόλις 133, 135, 236, 306
πόνος 170
πόντος 151
πόρος 163
πορφύρω 316
ποτή 284
πότμος 314
πούς 249, 279, 284, 295, 307
πράττω 234
πρέσβυς 310
πρίνινος 152
πταρεῖν 270
πτάρνυμαι 236
πτελέα 236
πτέρνα 307, 310
πτέρον 307
πτίσσω 307
πτόλεμος 236, 307
πτολίεθρον 297
πτόλις 236, 307
πτύω 257
πυθμήν 296
πύθω 245.

ῥέω 309
ῥέπω 258
ῥήγνυμι 236
ῥῖγος 310
ῥιζα 258.

σαίρειν 285
Σάμινθος 110
σαρξίφαγος 136
σατίνη 110
σέ 257
Σεμναί 116
σεμνός 217
σεσαρώς 285
σκάλλω 304
σκεδάννυμι 242
σκελετός 270
σκέπτομαι 230
σκίδνημι 242, 280
σκληρός dor. 270
σκόπος 230
σκύλλω 304
σκύλος 304
σμερδνός 170, 316
σορός 150
σοφώτατος 205
σπείρω 209, 269
σπλήν 236
στατός 246, 279
σταυρός 251
στέγος 317
στέγω 300, 317
στείχω 300
στέλλω 270, 309
στήλη 232

στίζω 165
στόμα 264
στόρνυμι 269
Στρυμών 226
στρωτός 268, 283
συμφορά 168
σφάλλω 153
σχέτλιος 127
σχίζω 289, 308
σχολή 168
σωρός 285.

τάλαντον 283, 296
τάλαρος 283
τᾶλας 268, 296
τανυ- 268
τάρβος 305
τάσις 271
τατός 265, 271
τε 204
τέγγω 247
τέγος 317
τείνω 158, 265, 281, 295
τέκτων 310
τελαμών 283
τέλη (τὰ) 170
τέλλομαι 302
τέλος 302
τέμνω 270
τερέβινθος 110
τέρμων 296
τέρπω 269
τέρσομαι 308
τέτλαμεν 283
τέτταρες 257, 303, 313
τέως 230
τίθημι 226, 245, 277. 279, 285, 297
τιθήνη 316
τίκτω 230
τιμή 203
τίς 301, 305
τλήμων 127
τλητός 270, 282, 283, 286
τμητός 270
τοί 252
τόνος 158
τρεῖς 40, 261, 295
τρέφω 226, 295
τρέω 277
τρίτατος 135
τρόπος 203
τρόχος 203
τρυφάλεια 313
τύνη hom. 245
τυφεδών 271
τυφλός 170.

ὑάκινθος 110
ὑγρός 303
ὕδωρ 241, 262
ὑπείξομαι hom. 116
ὑπέρ 245, 261
ὑπερφίαλος 257
ὕπνος 273, 294
ὑπόδρα 237.

φαεινός 308
φαείνω 257
φαιδρός 302
φαίνω 132, 231, 256, 308
φάμα dor. 285
φαμί dor. 274, 285
φάος 302
φάρυγξ 135
-φατός 270, 302
φατρία 225
φέβομαι 153
φείδομαι 295
φερεσσακής 257
φέρω 245, 250, 274, 277, 284, 309
φεύγειν 133, 275
φήρ ăol. 302
φθείρω 232, 308, 309
φθίνω 308
φθίσις 256
φθόη 110, 256
Φιδίας 252
φόνος 270, 302, 303
φορά 284
φορέω 278
φόρος 274, 277
φράζειν 160
φρατήρ 295
φύλλον 257, 296
φῦναι 296
φύω 257, 296
φώγω 284
φωνή 285
φώρ 249, 274, 279, 284.

Χαλκηδών 137
χαμαί 219, 270, 307
χανδάνω 270, 300
χαρίεις 210
χαῦνος 285
χειμερινός 263
χειμών 58
χείρ 106
χέρνιψ hom. 310
χέω 158, 281
χῆρος 285
χῆτος 285
χθαμαλός 203, 307
χθές 307
χθών 133, 270, 307
χιτών 110, 154
χλαμύς 154
χόρτος 310
χρυσός 110
χρῶμα 169
χυμός 158
χώρα 262, 285.

ψάμμος 236.

ὠμηστής 219
ὦμος 308
ὥρα 256
ὤψ 284.

b) Lateinisch.

ab 245
accipiter 137
acer 156
acerbus 156
-ae (Dat.-Endung) 219, 238, 253
aedes 251
aegre 159
aenus 311
aes 151, 311
aestas 285
aestus 285
agape 149
ager 29, 229, 266

ago 233, 245, 248, 300
ala 311
albus 157
alcedo 136
alius 257, 259
altus 168
ambages 284
ambi- 296
amo 220
ancus 300
ango 262
anguis 305
aper 280
aperio 259
aries 116, 166
armiger 248
-ās (Ak.-Endung) 262
ascia 230
asinus 91, 310
ater (dies) 157
audio 158
augere 313
auris 158
aurora 91
aut 254
avillus 246
avis 150, 283.

barba 217
basilica 149
bellum 236
Beneventum 137
bibo 217
bidens 259
bis 236
bonus 218, 259
bos 109
braca 146.

caballus 107, 154
caeruleus 225
Caesar 253
caesaries 225, 310
calere 271
campus 160
candidatus 164
candidus 157
cano 245
canus 310
capax 165
caperare 137
capio 248, 259, 260
captivus 159, 168
carmen 224
caro 267, 316, 318
carrus 109
casa 109
cassus 162
castus 162
catillus 112
catus 156
causa 154, 310
caveo 248
cedo 311
cella 112
cena 316
census 112, 271
centum 268, 271, 292, 300
cerealis 225
cerebrum 311
cerno 170
cernuus 310
civitas 154, 170
clamor 270
claudo 231, 254
clōstra 254
clipeus 249
cloaca 248
clueo 316
coepi 220
coetus 220
cogo 220
cohors 146, 167
collecta 116
collis 216
collucare 169
collum 311
colo 304
color 169
commentus 268
communis 212, 254
como 220
comprehendo 158, 170
confessio 116
coniveo 233
consobrinus 310
consularis 225
consulatus 170
continuo 125
contio 258
conversio 149
convicium 249
coquina 162
coquo 217, 305
cor 240, 267
corium 316, 318
cornus 271
corollo 229
cortex 316
coruscare 158
crates 271
creator 149
credo 134
crepare 264
crepida 137
crudelis 127, 160
cruor 300
culter 261
cupere 154
cupressus 110, 228
cuprum 164
cur 249
currus 209.

dare 285
dator 247
decem 268, 272
decet 247
dego 220
deliberare 137
demens 127
demum 135
dens 272
densus 270, 271
deorsum 258
desiderare 154
deus 231
dexter 238
dico 160, 218, 229, 253, 296
dies 252
differo 311
dignus 247, 263
dilūculum 169
diruo 311
dirus 109
disco 273
distare 228
doceo 273
dolus 116
domus 205

donum 245
dormio 271
dormitio 170
dos 210
dulcis 236
duco 253
durus 152, 156.

elido 311
emo 264
ensis 271
eod 239
equus 107, 154, 233, 247, 249, 302
ero 310
Esquilinus 304
est 275
estod 239
esurio 137
exemplum 227
exitus 170
expergiscor 226
extinguere 165
extremus 135.

facinus 168
facio 229, 233, 239, 245, 248, 285, 295, 297
facultas 170
faustus 305
favilla 248
fax 302
februm 109
felare 248, 262, 316
femina 297
fenestra 22, 112
fenum 109
ferre 154, 155, 216, 229, 245, 284, 310
ferus 180, 221, 302
fidelis 116
fido 253, 272
filius 248, 262, 316
findo 295
finio 258
fistula 226
flaccus 237, 264
flere 155, 231
foedus 253, 272
folium 257, 296
fordeum 109
forem 249
fores 297
forfex 217
formus 301, 305, 306
fors 271
fortia 120
fortis 154, 271
fovea 109, 248
foveo 246
fragilis 242
frango 236
frater 32, 295
fraus 116
fremo 237, 264
frequenter 154
frigus 310
fudit 252
fui 296
fumus 245, 295
functus 233
fundus 296
fur 249
furca 109
Fusii 91.

gaesum 91
gaudium 120
gemma 216
genitor 212, 283
germen 224
gessi 310
gibber 164
gigno 271
gingrire 73
gnarus 271
gnosco 300
gradior 226
grandis 154
granum 271
gratus 268
grex 314
grus 300
gurdus 305.

heri 307
hibernus 264
homo 268
honor 133
hordeum 109, 311
hortus 310
hospes 149, 162, 227, 246, 250
hostis 149
humilitas 116
humor 137.

iacio 247, 289
iam-iam 314
id 239
Idus 109
iecur 240, 254, 306
ignis 271
imber 247, 271
imbecillus 159
in- 33, 268
incarnatio 116
inclutus 245, 300, 316
ingens 154
inguen 247, 271
iniuria 116
inquilinus 127, 304
intellegere 152, 165
invenire 151, 270
ire 155, 251
iucundus 137
iudex 311
iugum 245, 256
iumentum 218, 253
iungo 133
Iupiter 236
iuvenis 258.

labi 294
lac 240
lacer 237
lacrimare 155
laesus 286
laevir 338
laevus 253
lana 237, 258, 268, 271
lapicida 227
Lar Rediculus 137
largus 225
latrina 220, 258
latro 22, 167
latus 236, 270, 283, 296
lectus 262
lego 248, 279
legio 170

lene 238
libet 249
libra 48, 299
lien 236
limbus 247
lingo 262
lingua 271
linquo 302, 305
lippus 164
lis 236
locus 161, 236
lubricus 311
lucrum 225
lucus 21, 169, 254
luna 169, 311
lupus 251, 303, 313
lux 169.

maccus 164
macer 292
magister 136
magistratus 170
magnus 154, 242, 280
maior 259
mansio 170
manus 106
mare 151, 238
mater 135, 245
materies 270, 271
med 239
medialis 227
medius 249
melior 270
memento 271
memoria 116
mendax 137
mentiri 167
mergo 311
meridies 225
meridionalis 135
meus 258
micare 158
militaris 225
miser 225, 310
missa 116
modicus 154
modus 222
moenia 253
mollis 268, 271
moneta 149, 162, 164
mordeo 170, 316
mors 238, 271
mortuus 259, 267
mulleus 259
multa 109, 268, 271
murmurare 73, 219, 225, 314
murus 253.

nascor 212, 271, 283
natio 271
natus 236, 271, 283
nebula 295, 296
nec 116
nemen 245
nemo 220
nidus 249, 307, 311
niger 154
nihil 222
nimbus 247
nimis 218
nix 58, 301
nixus 236
nobilis 236
nomen 270, 314
nomenclator 270
nonus 258
novellus 154
novem 247
novus 181, 247, 262
nudus 305
Numisii 91
nutrix 227.

obscurus 158
octo 245
oculus 158
offendix 295
offendo 302
olere 245
olivum 253
ollus 216
olor 109
omen 150, 311
onustus 248
oppidum 154
ovis 244, 248, 258.

paciscor 246
paganus 149, 164
pagina 246
palatium 149
palea 268, 271
palma 158, 262
pango 233
papilio 116, 166, 316
Papisii 91
Parcae 116
parens 271
paries 150
Parilia 225
parvus 154
passio 167
pater 32, 135, 245, 292
pax 246
pecu 294
pecunia 146, 148, 151, 155, 162, 166
peiero 137
pellex 137
pello 216, 271
penna 155
percello 271
percipio 158
peregrinus 149
periculum 169
periuro 137
persona 109
pes 249, 270, 278, 281, 284, 295
peto 314
petra 154
pinguis 270, 271
pinso 307, 310
pisinnus 154
plaga 268
plenus 264
plorare 155, 245
pluebat 248
plumbum 264
poculum 230, 263, 296
Poenus 253
pomoerium 311
pons 150
popa 109
popina 137, 162
porta 112
portare 154, 155
portio 170
portus 271

postremus 135
praes 258
praestigiae 226
praetor 166
praeustus 169
prehendo 119, 270, 300
primus 311
princeps 162, 229
protelum 232
prudens 167
pulcer 169
pullus 155, 158
punicus 253
pus 246.

quadruplex 313
quaesso 310
quattuor 242, 257, 260, 280, 303, 313
que 204
quercus 217, 305
querquetum 305
quini 233
quinque 217, 262, 264, 303
quintus 233
quippe 217
quiritare 137
quis 48, 300, 302, 305
quisquiliae 304
quod 239
Quirites 137
quom 240.

radix 258, 272
rastrum 227
ravus 226
recordari 159
reda 109
redemptio 149
refrigerium 116
rego 245, 274, 279
reliquiae 149, 167
repente 154, 258
reri 250
restaurare 252
rex 274
rigeo 311
robustus 152
rosa 91, 110, 310
rota 289
rotula 315
ruber 261, 297
rupes 154
rupicapra 114
rure 247.

sabulum 236
sacer 168
saeculum 149, 230, 253, 296
saepe 154
salarium 148
salio 257
salvatio 116
sanctus 233
sanguisuga 114
sapa 158
sapere 158, 165
sapo 158
satisfacere 149
saxifraga 136
scala 311
scindo 289
scirpus 109
scorpius 116
scortum 316
sebum 158
secludo 254
secundus 170
semel 270, 271
semen 285
semestris 227
semi 245, 262
semper 271
senecta 135
sepelio 271
septem 270, 271, 307
sequor 301, 302, 305
sera 154
sero 234, 247, 285
servare 150
sese 314
sibi 238
siccus 216
siet 239
silicernium 149
similis 218
simplex 270, 271
simulacrum 225
simus 246
sisto 219, 225
socius 301, 305
sol 220
soliculus 154
somnus 216, 217, 259
sopor 294
soror 247, 259, 312
spargo 169
specio 230
spinter 232
spuere 312
stabilis 263
stabulum 230, 297
sternuo 236
stimulus 165
stipendium 227
stipulatio 149
sto 246, 258, 274, 317
stratus 268
strictus 216, 233
stringo 271
suavis 245, 259, 310
suavium 137
subinde 154
subito 154
sum 133, 246
sumo 264
sunt 201, 275, 310
super 245, 261
supremus 135.

tango 233
tantus 216
ted 239
tego 274, 300, 317
tentio 271
tentus 271
tenuis 170, 268, 271, 295
terminus 296
terra 22, 216, 217, 333
testis 149
testudo 116
texo 310
tibi 296
tilia 236
tinctio 170
tinguo 247

tintinnire 73
toga 154, 274
tollo 296
torreo 258
torvus 305
trabea 109
traduco 232, 264, 311
trameo 264
transtrum 137
tredecim 311
tres 40, 220, 261, 295
tribulatio 116
trinitas 116
tu 246
tum 240
tunica 154
turdus 311.

uber 296
-um (g. pl.) 116, 117
unus 248, 252
urbs 154, 160
uro 309
ursus 307
uvidus 303.

vaccinium 110
vadere 154
valetudo 168
vapor 304
varus 271
vegere 313
vehemens 119
veho 279, 284, 300
Velabrum 297
Velia 248
velle 216, 263, 311
vello 271
venatio 170
vendo 134
venio 109, 264, 301
ventus 231
Venus 169
verbum 22, 297
verro 248
versus 248
verto 258
vespa 230
vespera 154
Vesta 256
vester 248
veto 248
vetus 296
vibrare 158, 316
vicensimus 310
vicus 231, 253, 256
video 253, 295
vidua 297
viginti 271
vincere 233
vindemia 228
vindicare 137
vinum 110
vir 238, 241, 249
viridis 234
virtus 170
vis 303
viso 310
vivus 244, 305
volop 248
volvere 314
vomo 248
vorare 109
vorsus 248, 271
voster 116, 248
vox 256
vulpes 306
vulva 217, 303.

c) Gotisch.

aggwus 262
ahtau 245
aíhvatundi 302
ains 252
aírþakunds 268, 272
akrs 29
aljis 259
anabiudan 252, 295
(*ana-*)*praggan* 318
-ans (Ak.-Endung) 262
aukan 254, 313
ausō 252.

baíran 245, 271, 284
barn 284
beitan 295
bigitan 300
bilaigōn 217, 262
bindan 284, 295
braiv 237
brōþar 295
brūþfaþs 229.

dags 83, 241, 298
daupjan 113
daúr 250
diups 295
dōms 285
drigkan 298.

eisarn 111.

fadar 202, 246, 292, 294
fagrs 246
fāhan 221, 233
faihs 254
faíhu 294
faírzna 310
fastan 113
faúr 267
faúra 270
fidwōr 260, 306, 313
fimf 262, 264, 306
fimfta 231
flōdus 245
fōtus 279, 284, 295
fra-itan 210, 317
freidjan 244
fulls 264, 268
fūls 246.

gadēþs 245, 285, 295
gaidw 285
galaubjan 210, 317
galeikō 241
gamains 254
gamunds 268
ganah 283
ganōhs 283
gaqumþs 272
gasts 149, 241, 242, 250
gateihan 160, 253, 297
gaþarban 293
gawigan 284, 300
gibans 280
giutan 252, 273, 274
glaggwō 260
grids 226
guma 268.

hafja 260
halja 113

hals 311
halsagga 300
hana 245
handus 106
hardus 260
harjis 260
haúrds 271
himins 113, 262
hliuma 300
hneiwan 306
hrains 254
hramjan 306
hūhrus 250
hulundi 272
hund 268, 292, 300.

ka 240
kan 240
kis 301, 305
kō 301, 302.

im 244
ist 201
itan 298.

jēr 256
juggs 258, 259
juk 241, 245.

katils 112
kaúrn 271
kaúrus 305
kniu 259
knōþs 283
kuni 268, 283
kunnan 271.

leihan 302, 305
leitils 142
ligan 262.

maiza 254
marei 151
maúrþr 267
midjis 249, 257, 262
mikils 142
mizdō 312
munan 271, 272.

namō 314
nagaþs 305
nēþla 245
niman 272
niujis 262.

-ōs (Ak.-Endung) 262.

qiman 263, 301
qius 303.

raupʒ 254
rēdan 250
reiks 111
reisan 273
riqis 301, 305.

saia 259
sauls 237
sibun 292, 307
siggwiþ 305
silubr 111
sind 201
sitls 217
siujan 260
skaida 289
skalkinassus 135
skanda 264
slepan 298
sliupan 311
snaiws 301, 306
speiwan 257, 312
stains 242
staua 259
steigan 254, 300
stibna 264
stōjan 317
sums 268, 272
sunus 242
swistar 247, 312.

taíhun 83
taikns 298
tandjan 169
tiuhan 83
tunþus 272
twaddjē 260.

þai 252
þan 240
þanjan 295
þarf 293
þat 240
þaúrnus 271
þaúrp 299
þiuda 254
þiumagus 229
þliuhan 224

þreis 261, 295
þulaiþ 268.

ufar 245
uh 204
un- 268.

wagjan 245
wahsjan 313
wair 241, 249
wairþan 258
wait 201, 259, 295
walwjan 314
watō 262
waúrd 241, 297
waúrts 271
weihan 233
widuwō 259, 297
winds 231
witum 201
writs 319
wulfs 272, 306, 313
wulla 268, 272.

d) Neuhochdeutsch.

Ab 245
abspannen 139
Abt 112
acht 245
Affe 111
Alkohol 113
Almosen 113
Amt 111
Armbrust 138
Ast 312
Atlas 113.

Backen 284
Bart 217
Beet 161
begreifen 159, 170
Beifuß 138
beißen 295
bellen 73
Bernhard 118
bersten 230
Bertram (bot.) 138
Bett 161
bewegen 245, 284
bieten 295
bitten 228

blöken 73
Bräutigam 155
Brille 165
Bruder 295
brüllen 73
bummeln 73.

Dach 300
Damast 113
dann 240
darben 293
dehnen 295
Deichsel 310
denen 136
Dorf 299
Dorn 271
dörren 312
drei 261, 295
du 245
dünn 260
dulden 267.

Eberhard 118
Eimer 217
einsehen 165
Eisen 111
Elektrizität 165
elend (sb., adj.) 159
empfinden 159
eng 262
Engel 112
Engerling 135
entbehren 245
erfassen 165
essen 299.

Fahl 158
fahren 166
fasten 113
faul 246
Feder 156
Fenchel 112
Fenster 112
finden 150
flackern 73
Fladen 289
fliehen 224
Flut 245
fressen 210, 317
Frischling 135
fromm 167
fühlen 158
fünf 217, 262, 254
fünft 231, 249
Furt 271
Fuß 224, 242, 249, 284, 295.

Gackern 73
Garn 230
Garten 146
Gas 165
Gast 149, 241, 242, 250
gebären 245, 271
Geduld 270
gemein 254
Gerste 311
Gespenst 139
gießen, goß 252
glauben 210, 317
gleich 241
grau 226
Gulden 148
Gurke 113.

Hahn 245
Halunke 136
Hand 106
Hanf 111
hart 260
heben 259, 260
Heer 260
hehlen 272
hell 156
Herz 267
heute 210
Himmel 113, 262
Hölle 113
hohl 272
Horde 113
hundert 268, 292
Hunger 250.

Ihnen 136
ihrer 136
Imbiß 217
Indigo 157.

Jahr 256
Joch 245
jung 258, 259.

Käse 112
Kaffee 113
Kaiser 253
Karbatsche 113
kaum 159
Kelch 112
Keller 112
Kessel 112
Kirchhof 166
Klausner 135
klimmen 217
Kloster 113
Klüngel 264
Knabe 161
Knappe 161
Knäuel 264
Knie 259, 281
knurren 73, 114
Knute 113
kommen 263, 301
Korn 271
Kraft 250
Kranich 300
Kreuz 112
Kuh 302
Kunst 271.

Leber 306
lecken 261
leihen 302
liegen 262
Lindwurm 139
List 167
Loh(e) 169
Lothar 245.

Mager 292
Mama 219
Marmel 225
Marter 225
Meer 151
mehr 254
Messe 113
Met 60
miauen 73
mitten 249, 257, 262
Mönch 113
Mord 267
Muhme 107
murmeln 225, 314
Mutter 245.

Nadel 245

nähren 228
Nebel 295
nehmen 272
nennen 217
Nest 249
neu 262
neunt 220
neigen 233
Nest 307
neun 247
nicht 220
-nis (Suffix) 135.

Ocker 157
Ohr 252
Operation 154
Opfer 113
orange 157.

Palast 149
pflegen 298
Pforte 112
piepen 73
Pilger 113, 149
prangen 318
Priester 112.

Quaken 73.

Rabe 264
Rad 289
Radfahrer 114
raten 250
Raute 313
Recht 245, 249
Regen 220
reiben 319
Reich 111
rein 254
reißen 319
Reiter 152, 160
Ridikül 137
Ritter 152, 161
Rosmarin 138
rot 157, 254, 261
Rücken 299

Sacht 161
säen 259
Säule 237
Salbei 112
sanft 161
Schakal 113
Schande 264
Schelm 125, 159
scheren 267, 318
schlafen 298
schlank 167
schlecken 217
Schloß 162
schlüpfen 217
Schmerz 170, 316
Schnee 58, 306
Schön 312
Schule 112
Schwarz 157
Schwester 247, 259, 312
sieben 292
Silber 111
singen 305
Sklave 113
Sohn 241, 242
Sonnentau 138
speien 257, 312
Sprenkel 318
Stall 264, 297
steigen 254, 300
Stein 240, 242
Stimme 264
strecken 315
Strom 68, 226, 312
Sündflut 136
süß 245, 259, 310.

Tag 241, 298
Tante 107
Tat 245
taufen 113
Teerjacke 138
Telegraph 114
Telephon 114
Tender 113
Tennis 113
tief 295
Tinte 170
Tochter 250
treu 152
trinken 298
Tunnel 113
Turteltaube 225.

Über 245, 261
un- 33, 268
Universität 160.

Vassal 152
Vater 32, 246, 292
Vernunft 227
verstehen 159, 170
Vesper 154
Vieh 294
vier 260
voll 264, 268
vor(n) 267, 270.

Wagen 284
Wahnsinn 138
warm 306
Wasser 154, 241, 262
Wauwau 219
Weih 283
weiß (adj.) 157
werden 258
Werk 256
Werwolf 155
Wespe 230
wimmeln 73
Wind 231
Wipfel 317
wissen 255, 259
Witwe 259, 297
Wolf 251, 272, 313
Wolfhardt 118
Wolle 258, 268, 272
Wort 297
Wurzel 258, 272.

Zahn 272
zehn 268
Zeichen 298
zeigen 160, 253, 297
zeihen 293
Zeit 298
Zelle 112
Ziegel 112
Zins 112
zischen 73
Zukunft 227
Zunft 272
zwei 260
zwitschern 73.

C. F. Wintersche Buchdruckerei.

506501

La
S3797ha
.Gfi

Schrijnen, Josef
Einführung in das Studium der indogerman-
ischen Sprachwissenschaft... tr. by Walther
Fischer.

University of Toronto
Library

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET

Acme Library Card Pocket
LOWE-MARTIN CO. LIMITED